Der echte Ring.

Erster Band.

Der echte Ring.

Roman in sechs Büchern

von

F. Binnewerck,

Verfasser von: „Narren-Album,“ „Christine“ ꝛc.

Erster Band.

Erstes und zweites Buch.

Leipzig.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1859.

Erstes Buch.

Humoristische Vorschule.

Erstes Kapitel.

Das Kind der Wissenschaft.

In einer deutschen Sackgasse, in der man noch heute umkehren muß, wenn man sich hineinverlaufen hat, stand zu Ende des ersten Viertels des gegenwärtigen Jahrhunderts, der Gasse quervor und gleichsam als Knoten derselben, ein niedriges Haus mit hohem Ziegeldache. Das Gebäude sah alterthümlich und unheimlich zugleich aus. Zu dem grauen Anstrich hatte die Zeit die Farben gemischt, die rothen Laden an dem tiefliegenden Fenstern, die auch am Tage fest im Schlosse gehaltene Thüre mit dem eisernen Klopfer daran, der Staub, der die Fenster des ersten Stockwerkes geheimnißvoll überzogen hatte — das Alles gab dem Gebäude nicht nur den Anstrich des Antiquen, sondern auch des Mystischen und Gespenstischen. Die Gasse entlang wußte man sich viel von dem geheimnißvollen Treiben da drinnen im Hause zu erzählen, das vorzugsweise auf mitternächtig Gespenstiges und Spuk-

haftes hinauslief; da promenirte Nachts schlag zwölf Uhr eine Gestalt durch das Haus, der der Kopf zu warm wurde und die ihn deshalb ab= und unterm Arm nahm; ein unbesteuerter Höllenhund machte so glühende Augen, daß die beste Straßenflamme nicht dagegen aufkommen konnte und ein früherer Besitzer des Hauses, der sich bei Lebzeiten gehangen hatte, setzte das Vergnügen nach seinem Tode fort. Ein freigeistiger Schuster, der um Mitternacht aus seiner Stammtabagie nach Hause kam, hatte sogar bemerkt, wie das ganze Haus eine gerührte Bewegung machte, als wollte es ihn umarmen, so daß der Mann vor Schreck am andern Morgen geistergläubig in einer Gosse lag.

Wie es der gegenwärtige Besitzer des Hauses anfing, in demselben zu beharren, darüber gab es allerlei Meinungen. So viel stand schon fest, daß er selbst mit mancherlei Geheimnißvollen und Unerklärbaren umging; daß er Tage lang in einem, im Hofe des Hauses gelegenen Laboratorium verbrachte und dort siedete und mischte und filtrirte, und vielleicht seltsame Erfindungen machte. Gold freilich konnt' es nicht sein, was er erfand, denn Alles an dem Manne war so schlicht und einfach und ungesucht, daß Jeder es ihm zuvor thun konnte; auch ein Lebenselexir konnte er nicht erfunden haben; denn er selbst sah so wenig verjüngt, so wenig für eine Ewigkeit gemacht aus, daß er seiner Erfindung nicht zur Empfehlung dienen konnte. Er war nicht groß, aber von feinem, ebenmäßigen

Gliederbau; sein Gesicht war faltig und eingefallen, wie bei Menschen, deren Nahrung allzu immateriell ist; der Mund war breit, die Lippen ironisch geschlossen und die Stirn erschien durch eine breite Glatze, in die sie auslief, höher noch, als sie ohnedem war.

Daß der Mann Arzt war, aber seine Praxis nicht betrieb, daß er Magnus hieß und außer einigen gelehrten Freunden keinen weitern Umgang hatte, wußte man von Gertruden, seiner Haushälterin, die im Parterre wohnte und die einzigen staubfreien Fenster im ganzen Hause besaß. Einige Frauen der theilnehmenden Nachbarschaft waren — natürlich am Tage — bis in die Stube Gertrudens vorgedrungen und überzeugten sich dort, daß es darin ganz wohnlich und traulich aussah. Auf dem Kanapée lag wohl eine lange Zeitepoche ausgestreckt und schlief in der Gegenwart aus, und auf den Stühlen hatten vielleicht Zeitereignisse gesessen, wie der siebenjährige Krieg und andere — aber sie hielten beide noch für die Gegenwart aus und wer sich darauf setzte, fiel mit ihnen nicht um, das war schon genug. Diese antique Traulichkeit und Wohnlichkeit der Stube stand im Einklange mit der Schlichtheit, Einfalt und Gutherzigkeit Gertrudens. Wem Gertrud mit einem „Schälchen" Kaffee beehrte, den sie aus einer alterthümlichen Zinnkanne einschenkte, während sie den Gast hinterm Tisch auf das blaublumige Kanapee nöthigte, der fühlte sich angemuthet von dem, wie sich das alte Möbel und ihre

Besitzerin gaben. Es lag so etwas Ueberwundenes und Abgeschlossenes in diesem Ganzen, so etwas außerhalb der bewegenden Fragen der Zeit Liegendes, immer Ruhendes, immer zu sich selbst Gekommenes, daß man hinter dem antiquen „Schälchen", in welchem Gertrude ihren Kaffee präsentirte, gern verharrte. Was Gertrude erzählte, hatte immer Gewicht; sie wußte ihre Meinungen mit Thatsachen zu belegen, und daß die Zeit von ehemals besser gewesen, als die jetzige, das stand gegen alle gedruckte Widerlegung und geschichtlichen Beweismittel fest, sobald man nur den individuellen Standpunkt Gertrudens einnahm.

Sie erzählte gern, wie es eben Frauenart ist, aber man durfte nicht auf Umwegen zu dem Leben Magnus' kommen und über diesen sie aushören wollen; dann wich sie entweder geschickt aus oder brach, wenn man allzu zudringlich war, die Unterhaltung plötzlich ab.

Auf diese Weise blieb die Umgebung des geheimnißvollen Hauses nur auf Vermuthungen verwiesen und das Räthsel der mystischen, ersten Etage mit den staubigen Fenstern ungelöst. Nur einige Gelehrte, als die wissenschaftlichen Freunde des Doktors, genossen das Vorrecht, durch die schmale hölzerne Wendeltreppe mit dem in eisernen Ringen laufenden Leitseil hinauf, in das erste Stockwerk sich versteigen zu dürfen.

Die erste Etage war, so zu sagen, eine Geschichte der Wissenschaft, deren verschiedene Behauptungen, Grundsätze, Thaten und Thatsachen Magnus' vom

ersten Keim an aufbewahrte, ihre Entwickelung verfolgte, mit Retorten, Tiegeln, Kesseln und Büchsen ihren großen revolutionären Bewegungen zur Hand blieb, um von ihr Synthese und Analyse zu erlernen und immer so glücklich war, das Nichts, das sie geboren, in Spiritus aufbewahren zu können. Die großen Meinungen und Behauptungen, die immer mit der Drohung, in der Wissenschaft einen großen Umschwung hervorzubringen, in die Welt getreten waren, lagen hier durch einander in staubiger Unsterblichkeit.

In dem geräumigen Hof, dessen Rückwand die Stadtmauer bildete, war rechts in einem niedrigen Hause das Laboratorium des Doktors. Hier war sein wesentlicher Aufenthalt. Hier kochte, filtrirte und schied er. Aber wie es im Kessel auch brauste, zischte, sprudelte und dampfte und hoffnungsvoll emporschäumte, so hatte er bis jetzt doch immer nur zuletzt eine abgekühlte Enttäuschung im Kessel behalten.

Doktor Magnus hatte seiner Zeit schon Vieles voraus und auf chemischem Wege schon damals zusammengesetzt, was man später wieder entdeckte: die Absonderung der Nieren. Jetzt siedete er an ganzen Menschen.

Er war nach dieser Seite hin ein ganz eigenthümlicher Mensch. „Alle über das Wissen des Menschen hinausgelegenen Dinge muß man glauben und anzweifeln, beides zugleich; denn wer kann sagen, was ist möglich, was nicht!“ sagte er. So war er nicht

Spiritualist, nicht Materialist, nicht Theist, und doch wieder Alles mit einem Worte. Bis in die geheimsten Werkstätten der Natur einzudringen, sie in ihrem Schaffen zu belauschen, erschien ihm so gut möglich als unmöglich. „Kommt man hin — gut, kommt man nicht hin, so ist doch der Wille etwas werth gewesen und andere mögen versuchen, ob sie weiter kommen."

Das waren die Grundsätze des Doktors, die Unterlagen, auf welchen er seine Kessel aufgerichtet, seine Retorten befestigt hatte.

Auf dem Kanapee Gertrudens, mit dem blaublumigen Ueberzuge, der an den sechs Beinen festgebunden war, ruhte er von seinen Mühen gern aus; er ließ Gertruden gewähren, wenn sie ihm ihr Leben auseinander legte, das ohne alle geistige Anstrengung von ihrer Seite sich doch gekettet und gefügt, als hätte eine unsichtbare Hand die einzelnen Lebensstücken ineinander gelegt; er wußte, daß sie ihm damit sagen wollte: „Für Dich hat das Leben nur Eine Seite und das ist gerade die dunkelste und genußloseste, der Du Dich zuwendest. Bei allem Denken und Forschen vergißt Du, daß Du bist!" Aber indem er ihr bejahend zunickte, schweiften seine Gedanken durch das Fenster und über die draußen sich bewegenden Massen hinweg zu der Frage: „Ist's denn so bedeutend, Einen Menschen zu schaffen, wie draußen zu Hunderten über einanderstürzen und Massen sich von einem einzigen Willen zusammenballen lassen!"

Sich mit Gertruden zuweilen auszuplaudern, mit ihr von seinen Plänen und Forschungen zu sprechen, war ihm Bedürfniß. Er hatte die Eigenthümlichkeit großer Männer, die die Mittelmäßigkeit nur darum gern um sich dulden, weil sie in menschlicher Nähe am liebsten laut denken.

Freilich fehlte der Unterhaltung die Gegenseitigkeit, die zweite Meinung oder Opposition; darum war es aber auch dem Doktor gar nicht zu thun, nur als er sich von seinen Gedanken hingerissen, herabließ, künftig die Menschen chemisch laboriren und aus seinem Kessel hervorgehen lassen zu wollen, nahm die Haube Gertrudens eine oppositionelle Richtung, und die Brille rückte sich sattelfest auf der Nase zurecht.

Magnus aber fuhr fort:

„Wenn man den Menschen wirklich chemisch erfände? Wenn nach dem Grundsatze: Kein Gedanke ohne Phosphor, erst der Phosphor, dann der Gedanke aus chemischem Tiegel hervorging? Wenn der Mensch denn doch mit all seinen Glauben, Hoffen, Wünschen und Ahnen in einem Kessel sich zusammensieden ließ? — Das wäre eine Weltrevolution, eine Umgestaltung der Welt und die Wissenschaft würde zur Königin des Universums! Menschen nicht mehr in Sünden, sondern wissenschaftlich erzeugt, gemischte Tugend, destillirte Fähigkeit, phosphorhaltiger Geist, kein Mensch unter 72. Zoll rheinisch, ohne Kinderbett

und Zahnen — es wäre eine universelle That, ein Weltgedanke!“

Gertrude sah im Geiste schon den Menschen fix und fertig aus dem Kessel steigen. Sie erschrak, aber Magnus sagte tröstend:

„Gertrude! Es giebt Menschen, welche die Sonne anbeten, andere das Crokodill, vorausgesetzt, daß sie, während ihrer Andacht, nicht verschlungen werden, und noch andere, die vor sich selbst knieen, ihre eigenen Götzen und Priester sind. Die Naturforschung macht aus der Sonne einen Weltkörper, aus dem Crokodille ein Thier und aus dem Menschen ein Conglomerat von Eiweis, Kalk, Salz u. s. w. Wie viel werth würde die Erkenntniß sein: daß Herzensgüte nur leichtes Blut, Beharrlichkeit Kohlenstoff u. s. f. sei, und daß in unsre Unsterblichkeit sich die Würmer theilen nach dem Grundsatz: Der Stoff ist ewig!“

„Keinen Himmel, keine Seligkeit!“ rief Gertrud.

Magnus sprach ruhig:

„Nicht anders, Gertrud! Ewige Stoffwandlung! Du z. B. wirst Staub und Asche, daraus entkeimt eine Gänseblume, diese im Abwelken wirft einen reifen Professor, der lebt in einer spätern Epoche als Schaf auf, und nachdem es genug geschoren und gestorben ist, geht eine ganze Fakultät daraus hervor und das Schwänzel reicht eben noch hin für einen Pedell.“

Gertrude schüttelte die Haube mit dem gerührten breiten Streifen: sie mochte an diese Neuerung nicht

glauben. Das hatte immer eine so eigenthümliche, festgehaltene Bedeutung gehabt, ein Kind zu bekommen. Hier war es Segen des Himmels gewesen und da ein Fall oder Verfall — um deutlicher zu sein — der Mutter, und wieder doch waren „alle Menschen in Sünden erzeugt." Sie konnte sich das zwar selbst nicht recht verständigen, aber es war doch so und hatte zu allerhand Thatsachen und Erörterungen Veranlassung gegeben und war immer eine kurzweilende Unterhaltung geblieben bei allen Niederkünften und Kindtaufen. Und nun auf einmal —?

„Freilich, Gertrud!" sagte Magnus. „Dieses In Sünden erzeugen hat schon manches fromme Gemüth erschüttert und die Menschheit hat sich nun unter den heftigsten Gewissensbissen erhalten und jährlich immer um einige Prozent reuevoll vermehrt. Das wird nun anders! Die chemischen Laboratorien liefern die Menschen auf Bestellung und nach Probe einer Musterkarte: weiße, rothe, braune bis zum schönsten Schwarz. Erstgeburten für Majorate; Wunderkinder auf dem Piano oder in der Kriegswissenschaft; kleine Lumpe, die sich später als Bettler entwickeln, oder große Denker, die zuletzt nur noch an sich selber glauben. Wie Kupfer und Zinn werden schlechte Kerle eingeschmolzen und gute daraus gegossen zur Ersparung von Zuchthäusern; fixe Ideen, Idiosinkrasien und temporären Wahnsinn ziehen wir den Köpfen ab und filtriren gute Gedanken hinein zu Vermeidung von Irrenanstalten,

und gefährliche Ideen bewahrt man so lange in Spiritus auf, bis sie einmal zeitgemäß werden, worauf man beim ewigen Wechsel der Dinge doch immer einmal rechnen kann.“ —

Magnus laborirte weiter, ohne sich von den vielen Fürs und Widers beirren zu lassen, die von seinen gelehrten Freunden kamen. Die Beweise herüber und hinüber bewiesen nur die Unzulänglichkeit aller Beweismittel; was man decirte, was man drucken ließ, was man durch Experimente darthat, waren nur alleräußerste Anfänge oder alleräußerste Enden irgend eines Erkennens; der Kern von dem Das ist! oder Das ist nicht! fehlte noch immer.

Daß Magnus den Wehemüttern und Accoucheuren mit Concurrenz drohete, war nicht ganz so verborgen geblieben, wie er gewünscht und gehofft hatte; daß Magnus das Geschäft der Nieren chemisch vernichtete, hatte seine Freunde stolz und zuversichtlich und zu Schwätzern gemacht.

In der Stadt machte die Wundermäre, daß Magnus den Menschen chemisch zusammensetzen wolle, die Runde durch alle Straßen und Gassen und beschäftigte die Bewohner derselben in hohem Grade. Man sah schon ein künftiges, chemisches Geschlecht mit all den Vorzügen, die man, da man es ganz in seiner Hand hatte, ihm leichtlich geben konnte. Mit dem ersten kleinen chemischen Adam, der sich ohne Eva durch's Leben helfen konnte, in Gedanken schon fix und fertig,

lief man zum Nachbar und theilte ihm diese allerneueste Eröffnung mit und fragte: „Was sagen Sie dazu?“ Der Nachbar aber betrachtete sein Jüngstes, welches einen Butterschnitt dergestalt im Gesichte herumrieb, daß dieses von jenem nicht mehr zu unterscheiden war, und antwortete nur: „Zu meiner Zeit war das anders!“ Gute Freundinnen, deren blühende Myrthenkränze zu reifen Nachthauben geworden waren, flüsterten sich diese Neuigkeit zu und waren der Meinung, daß die Existenz der Frauen dadurch auf's Höchste bedroht sei. Eine Anzahl tugendhafter Seelen verband sich zu der Erklärung, daß sie, ehe sie in diese neue Sünde willigen könnten, lieber bei der alten verharren wollten. Der Glaube an die Möglichkeit, daß Magnus den Menschen chemisch durchsetzen werde, hatte zwei Grundlagen, die eine, worauf dieser Glaube beruhete, war die, daß Magnus bereits die Nierenabsonderung erfunden, und für die Gelehrten war von dieser Erfindung bis zum ganzen Menschen kein allzugewagter Sprung; die zweite war für die große Masse das Unheimliche und Geisterhafte des Hauses; man war überzeugt, dem Doktor werde die Menschwerdung gelingen, denn man glaubte fest daran, daß der Mann ohne Kopf, oder der gasflammige Höllenhund nicht müssige Zuschauer bleiben würden.

Als eines Tages an die Freunde des Doktors von diesem eine Einladung zum Besuche kam, wußte man schon, was das bedeutete. Magnus hatte den

chemischen Menschen fertig, nur mußte er vielleicht noch abkühlen, ehe er, ohne die übrige Menschheit zu verbrennen, in diese eingereiht werden konnte.

Die Magnificenz der Universität, als der älteste Freund des Doktors, zog vor Freude einen schwarzen und einen weißen Strumpf an, was er erst bemerkte, als er mit beiden Beinen in preußischer Nationalfarbe zum Fortgehen auf der Treppe stand. Es war eine außerordentliche Bewegung durch das ganze Gelehrtenthum; alle Partheien, die Anhänger der spiritualistischen, wie die der Kraft- und Stoff-Richtung wagten kaum zu athmen: für Beide nahete ein entscheidender Moment: Sieg oder Niederlage.

Magnus stand am Kessel, bleich, mit gespannten Zügen, mit erbebenden Gliedern. Unter dem Deckel des Kessels lag eine neue Offenbarung. Vielleicht lag schon ein Leben darin; denn gewiß wußte er, daß der Deckel gestern Abend hermetisch schloß, der diesen Morgen ein wenig verschoben war. Magnificenz meinte aber, daß das Wesen darin die athmosphärische Luft wahrscheinlich zu seinem Dasein nöthig gehabt und am Deckel geschoben habe.

Magnus sprach:

„Meine Herren! Wir stehen um ein Räthsel, das sich noch lösen soll, das aber, wenn es gelöst ist, den Menschen erst zu Dem macht, was er sein soll: den Beherrscher der Welt. Aus Tiegeln und Retorten erhebt sich eine neue Weltordnung; Alles, was wir zeit-

her als Mängel und Unvollkommenheit an der Idee betrauerten, fällt hinweg; eine neue Welt mit neuer Ordnung und neuen Gesetzen wird erschaffen, die Idealität wird zur Wirklichkeit und Vollkommenheit, zur vollendeten Thatsache. Eltern werden künftig artige Kinder, Fürsten gute Staatsbürger, Frauen treue Männer haben. Indem Tugenden und Laster, Genie und Dummheit, erhabene Denkweise und niedrige Gesinnung zum Produkt chemischer Synthese werden, erhält die Menschheit eine neue, ideale Gestaltung. Wir werden Menschen hervorbringen groß und gut, wir werden uns chemisch erneuen und verjüngen und die ewige Jugend wird eine Wahrheit. Aphroditen und Herkulesse, Minerven und Apollo's werden die Welt bewohnen, die Jugend wird ohne Carmin und die Schönheit der Form ohne Watte existiren; krumme Beine werden nur noch historische Thatsachen sein und schiefe Nasen zu den Antiquitäten gehören. — Schärfen Sie die Augen, sammeln Sie Ihre Gedanken, erheben Sie sich zum Anschauen einer großen That, und nun —"

Da ward es im Kessel lebendig, eine unwiderlegbare Kinderstimme schrie zwischen der schmalen Oeffnung von Rand und Deckel hervor.

Die Versammelten standen überrascht und schweigsam. Der Sieg der Wissenschaft war erwiesen; dieses Bewußtsein machte sie stumm. Dann aber brach sich's aus allen Augen, auf allen Lippen, in allen Zügen — freudige Umarmung — Verständniß des großen

Augenblickes im Feuer des Manneskusses — und durch Alle ein Wort, ein Laut: Schöpfung! Geschöpf!

Der Deckel hob sich. Der kleine Weltbürger lag sich selbst beweisend im Kessel, rund und vollwangig und die gelehrten Herren anstaunend, als könne er sich an den Glauben an sie eben so wenig gewöhnen, als sie sich an den Glauben an ihn. Gertrud, die hinter der Thür ihr mütterliches Herz und warme Milch bereit gehalten, sprang herzu, darauf vorbereitet, wie es schien, daß die Wissenschaft auch für die Wäsche des Kindes bereits Sorge getragen.

Das Kind ging von Arm zu Arm, Jeder sah, Jeder überzeugte sich, daß es Mensch unter Menschen mit vollzähligen Gliedmaßen sei, und Magnificenz fügte noch einen neuen Beweis dieser Menschheit hinzu, indem er durch die Lupe erkannte, daß es naß lag.

Magnus befand sich vor Erstaunen in vollkommenster Passivität und vermochte mit seinen Vatergefühlen durchaus nicht ins Klare zu kommen. Er war nur auf annähernde Resultate, auf halbes Gelingen gefaßt gewesen, das noch Verbesserungen und Vervollständigungen zugelassen hätte; in dieses Uebertreffen seiner kühnsten Erwartungen konnte er sich nicht finden, das war selbst für seinen Forschereifer zu viel! Als deshalb die gelehrten Herren ihn beglückwünschen wollten, sagte er nur:

„Warten Sie es ab, ob das Kind später seine wissenschaftliche Abkunft beweisen wird, oder nicht.“

Zweites Kapitel.

Das Debüt als Mensch.

Sich in sich selber zurecht zu finden und über Dies und Das in sich klar zu werden, kann unter Umständen schwierig bis zur Unmöglichkeit sein. Magnus empfand so etwas. Als er den kleinen Menschen complett im Bettchen liegen sah, die Freuden des Lebens aus einem „Zschutschkännchen" kostend, da wollte ihm das Herz aufgehen und er sah in dem Kinde die Offenbarung eines Geheimnisses, an das wir alle glauben müssen, und erfüllt von der Ahnung eines Ewigen und Unendlichen, das in geistigem Keime vor ihm lag, wollte auch ihn die Poesie des Glaubens und Hoffens überkommen; und dann wieder trat es vor seine Seele: wenn Er den Menschen hätte erfinden, die Welt umgestalten und aus seinem Kessel jene höher gearteten Naturen hervorgehen lassen können, an denen die Welt so arm ist — welcher Triumph für ihn und für die Wissenschaft!

„Was glaubst Du von dem Kinde?" fragte er Gertruden.

Diese ließ den Kleinen sich erst in Schlaf trinken, legte ihn dann behutsam in einen Wäschkorb, der zur Wiege improvisirt worden war, und erwiderte:

„Ihre Wissenschaft in Ehren, Herr Doktor! Sie mag gegen Leibschmerzen helfen und Frostballen und Hühneraugen radikal curiren — aber zu solchem Kinde ist sie weder Vater noch Mutter, das hat seinen Anfang anderswo!"

„In dem Geheimnißvollen, das Ihr Gott nennt! Ich verstehe Dich, Gertrude, Du willst sagen: die Wissenschaft soll bei den Nieren bleiben!"

In der Runde machte es doch Aufsehen, daß das „chemische Kind", das „Kind der Wissenschaft" wirklich vorhanden war. In Wagen und zu Fuß langten die Neugierigen vor dem Hause des Doktors an, um die Wissenschaft, das Kind und den Doktor zu bewundern und sich zu überzeugen, wie man wissenschaftliche Thatsachen groß zieht. Daß die ideale Menschheit noch in Windeln lag, konnte die Hoffnung auf die Zukunft nicht beeinträchtigen, konnte die Wissenschaft nicht verkleinern, die das höchste Problem: die Frage nach des Menschen Abkunft, gelöst hatte.

Für Viele gab indeß das Kind nur ein Anhalten, um in das geheimnißvolle Haus einzudringen und vielleicht dem Hunde zu begegnen, oder das Vergnügen zu haben, die Bekanntschaft des kopflosen Mannes zu

machen, um an ihm abzusehen, wohin man den Kopf zu nehmen hat, wenn man ihn verliert.

Bei alledem gedieh das Kind sichtlich. Gertrud war früher einmal verheirathet gewesen und hatte eine einzige Tochter gehabt, die gestorben war. Jetzt trat das Kind in die leere Stelle des großmütterlichen Herzens, die, ach, vielleicht seit lange ausgefüllt gewesen, wäre ihre Tochter am Leben geblieben.

Aber die großmütterliche Zärtlichkeit wurde von der wissenschaftlichen Erziehungskunst des Doktors überwacht und beeinflußt. Aus dem Rathe Gertrudens und ihrer Freundinnen war ein weißer Lappen mit einer Füllung von geweichter Semmel und Zucker hervorgegangen, den der Kleine unter dem Beifall Aller in den Mund nahm und erbaulich daran zog, bis die Wissenschaft zum Entsetzen aller weiblichen Herzen dagegen einschritt und das „Zschutschkännchen" als maaßgebend decretirte. Seitdem hatten den seltsamen Kleinen alle Frauen in der Runde aufgegeben, dessen irdisches Dasein ihnen ohne „Zulp" nicht denkbar war; aber der Kleine entwickelte sich oppositionell weiter, dergestalt, daß er sehr bald auf die eignen Beine kam, an einem mit Sägespänen gefüllten, tuchlappnen Hanswurst Anatomie trieb, indem er ihn auseinander nahm; das dämonische Violinspiel Paganini's dadurch übertraf, daß er eine unbesaitete Violine strich; im vergoldeten Abcbuch mit vertieften Sinnen schon so viel gelernt hatte, daß er einen wirklichen Apfel von einem

gemalten unterscheiden konnte, und auf seine Zinnsoldaten, die er sich feindlich gegenüberstellte, so heldenhaft zuschlug, daß er nur selbst zuletzt von seinem Spielzeug noch übrig blieb.

Die erste Liebe kam ihm gerade zur Zeit, als er in die Schule gebracht werden sollte. Sie war zwei Häuser weiter, und wenn Gertrud die Fensterscheiben gut abgewischt, konnte er den schönen blondlockigen Kopf sehen, der sich zum Fenster herausbog. Daß er darüber seinen Affen im Abcbuch vergaß und einen angebissenen Pfeffermann unvollendet auf dem Tische liegen ließ, zeigte von einer bemerkenswerthen Stärke seiner ersten Neigung.

Der Kleine, den man mit Bezug auf das höhere Geheimnißvolle, aus dem er hervorgegangen, Faustin getauft hatte, war etwas wilder excentrischer Natur; in Allen heftig und leidenschaftlich, besaß er die Befähigung, einmal groß und bedeutend zu werden, wenn er den Platz in der Welt fand, wohin er gehörte. Gertrude sprach sich gegen die Freundinnen oft auf befürchtende Weise aus, daß der Junge später einmal die Welt in Brand setzen könne, und beruhigte sich einstweilen nur dadurch, daß er noch nicht buchstabiren konnte.

Cordelia war zwei Jahre jünger als ihr stiller Verehrer. Auf dem blauen Meeresspiegel ihrer Augen schwammen tiefsinnige kindliche Gedanken der Zukunft entgegen, und auf dem Unschuldsgesichte lagen nur erst

noch Keime, erste Anfänge von wachsenden und sich entwickelnden Eigenthümlichkeiten.

Zu seinem ersten Schmerz bemerkte Faustin, daß seine Liebe eine hoffnungslose war. Wanderte er mit dem gemalten Affen im Bilder=Abcbuche und einem wirklichen Apfel nebst Taschentuch — das er immer zum allgemeinen Besten uneigennützig verlor — in der Tasche, an ihrem Fenster vorüber, und Ephraim, der mit ihm in gleichem Alter war und blondlockig wie Cordelia, trat aus dem Hause, dann sahen ihre Blicke nur diesen und nicht ihn. Ephraim bekam deshalb gewöhnlich von ihm, als das Gegensätzliche von Liebe, Prügel, aber er verschwand damit doch nicht von der Erde und der sanfte Knabe, dessen ganzes Wesen mehr für das Dulden als für das Handeln angelegt war, gewann dadurch nur mehr im Herzen der mitleidenden Gespielin.

Daß Faustin für die Zukunft viel versprach, erkannten die Nachbarn aus den eingeschlagenen Fenstern, die der Doktor bereitwillig erneuen ließ, und die Lehrer daraus, daß der Knabe außerordentlich schnell begriff, und um für immer Neues im Kopfe Platz zu haben, auch eben so schnell vergaß. Im Lateinischen, Griechischen, Mathematik und Geschichte leistete er Ausgezeichnetes; er conjugirte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft so durcheinander, daß ihn der Lehrer immer aus einer Zeit in die Andere hinüberprügeln mußte; wenn er subtrahiren sollte: 9 von

7 geht nicht, kehrte er den Fall um und subtrahirte 7 von 9. Das ging, ohne daß er beim nächsten Zehner oder Hundert Schulden machen mußte, was für einen geordneten Charakter sprach; im Schönschreiben that er es einer Ente gleich, die in ein Tintenfaß getreten ist und über einen Bogen weißes Papier promenirt; die meiste Tinte trug er an den Fingern nach Hause; die Geschichte dagegen regte seine Phantasie an: Hannibal, Scipio, Cäsar, Alexander waren ihm Mustermenschen, und wenn seine Soldaten sich nicht so heldenmüthig in den Tod stürzten, wie die Spartaner, so lag das an ihrer bleiernen Gesinnung, die ihnen ein neuzeitlicher Zinngießer eingegossen.

Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre wußte er ganz bestimmt, daß er einmal etwas Bedeutendes werden würde, aber sehr unbestimmt, was? Daß der Junge zu nichts Bestimmtem Neigung hatte, zu irgend Etwas, das er vielleicht mit aller der ihm in andern Dingen eignen Beharrlichkeit durchgesetzt hätte, machte den Doktor unzufrieden. „Er ist kein Genie," sagte er, „sonst würde er ganz von selber einen Lebensberuf gefunden und gewählt haben, statt aus sich machen zu lassen, was man eben will!"

Gertrud war dagegen mit dieser Fügsamkeit ihres Lieblings sehr zufrieden. — Daß Faustin studiren mußte, stand fest; der Doktor hätte nicht selber Gelehrter sein und Gertrude im Gelehrten das Höchste erblicken müssen, was ein halbwegs vernünftiger Mensch

werden kann; aber in den Fakultäten gingen beide auseinander. Magnus war für seine Wissenschaft allzusehr eingenommen, als daß er sich nicht gern in Faustin einen Erben und Nachfolger seines Wissens hätte erziehen wollen; Gertrude dagegen wählte die Fakultät nach dem Herzen und das wird sich immer für die Theologie entscheiden. Da oben auf der Kanzel in seiner Amtstracht, erhebend, begeisternd oder rührend, ein Apostel der Lehre: Liebet Euch untereinander! mit flammender Zunge der Pfingsten — so hatte sich Gertrude ihren Liebling geträumt. Sie wollte gern an ihm erleben, daß er das in Worte und Gedanken übersetzte, was gläubig fromm unausgesprochen ihr im eignen Herzen lag, und daß der breite Haubenstreifen mit befriedigtem Mutterstolze rechts und links nicken konnte, wenn die gerührten Freundinnen ihr ihre Thränen zeigten und Den von ganzen Herzen priesen, der ihnen insgesammt diese Herzerleichterung verschafft hatte.

Darüber kam die Zeit, daß Gertrude in den großen Nußbaumschrank gehen und das silberfarbige Seidenkleid mit blauen Blumen daraus hervorholen mußte, das nur für ganz besondere Lebensepochen dahinein gehangen worden war.

Die Confirmation eines Kindes ist der größte Akt im Leben der Eltern. Daß die so gezeitigte Frucht mit schwarzem Frack und erstem Hut von ihnen ab, in den Korb des allgemeinen Lebens fällt und in die=

sem für das Schicksal zu Markte gebracht wird, — ist ihnen so zum Bewußtsein geworden, daß sich gegen ihre Rührung mit Erfolg nichts einwenden läßt. So wurde auch Faustin mit noch vielen anderen, in auf Zuwachs berechnete neue Röcke gesteckte keimende Staatsbürger in den Bund derer aufgenommen, die ihrem Confirmationsrocke schon seit lange vielleicht entwachsen waren.

Das von Gertruden erhaltene neue Gesangbuch mit Goldschnitt unterm Arm und den, für eine lange Dauer stillschweigend verpflichteten Felbelhut auf dem Kopfe, ging er mit dem Bewußtsein, mit seiner Person bald zur Allgemeinheit beitragen zu können, an Cordchen — wie man das Mädchen freundschaftlich zärtlich nannte — vorüber, hoffend, daß sein neuer Rock nicht ohne Eindruck auf ihr Herz bleiben werde. Er hatte bis zur Stunde das Mädchen geliebt und gehaßt, ihr tausend Gefälligkeiten und tausend Possen erwiesen und immer inzwischen einmal den blonden Nebenbuhler von seiner Concurrenz fühlbare Beweise an Schultern und Rücken gegeben. Ephraims Eltern waren dann zum Lehrer des kleinen Rabulisten gegangen — mit dem Doktor als geheimnißvollen Menschen wollten sie nichts zu thun haben — und dieser hatte dem Zögling stets die Prügel aufs Genaueste wieder zurückgegeben, die dieser, ohne Anspruch auf Wiedererstattung, uneigennützig ausgetheilt.

Ephraim war eine zarte, sanfte, nach innen lebende

Natur; der sich zurücksetzen ließ, ohne zu opponiren und höchstens ein gekränktes Innere bei Seite trug. Aber gerade um dieses fehlenden Eigenwillens wegen, waren ihm alle Gespielen Freund, alle schützten ihn, wenn Faustin über ihn wollte, und es geschah nicht selten, daß dieser alle andern zuvor abbläuen mußte, ehe er bis zur Hauptperson gelangen konnte und selber die verschiedenartigsten Prügel, je nach Maaß und Kräften, vorher empfing.

In eben dem Maaße, wie Ephraim nach innen, entwickelte sich Cordelia nach außen; ihr Wesen nahm mehr und mehr Bestimmtheit an und ihre Eigenthümlichkeiten formten sich der Art, daß man in ihrem zwölften Jahre von ihr sagen konnte, sie habe Character. Es war nicht selten, daß sie, um Ephraim zu schützen, gegen Faustin auftrat und diesem die schon zum Schlage erhobene Hand lähmte. Allen gegenüber oppositionell bis zum Eigensinn, fügte sich Faustin, ob auch mit Widerstreben, dem Willen des Mädchens; sie, die keinen Antheil an ihm haben wollte, übte doch eine unumschränkte Herrschaft über ihn aus.

Mit Faustin zugleich, verließ auch Ephraim die Schule. Katholischer Confession und für den geistlichen Stand bestimmt, stand er im Begriff, das Seminar zu beziehen.

Wenn katholische Eltern ihr Kind — und Ephraim war das einzige — zur geistlichen Laufbahn bestimmen, so gehört ohnstreitig mehr Kraft des Entschluſ=

ses, mehr religiöse Durchdrungenheit, eine noch größere Verehrung des geistlichen Standes und eine erhöhtere Anschauungsweise desselben dazu, als wenn protestantische Eltern einen solchen Entschluß fassen. Der geistliche Stand des Katholicismus ist exclusiv; er hebt die Seinigen aus dem Leben heraus und stellt sie über dasselbe; das Reinmenschliche als sündig und unvollkommen bezeichnend, will er seine Glieder der Nothwendigkeit entheben, sündigen zu müssen und verlangt eine Entsagung, deren nur die Begeisterung fähig ist. Aber indem er die Priester von dem Menschlichen rein zu enthalten sucht, sichert er ihnen eine höhere Verehrung, einen vergrößerten Einfluß auf die Gemüther, als der Protestantismus es vermag.

Wenn irgend einer, so war es Ephraim, dessen ganzes Wesen für diesen Stand geschaffen schien. Die Anregung dazu von der Mutter ausgehend, fand beim Vater nach längerem Besinnen und manchem Für und Wider Bestätigung. Diese zarte, fast weibliche Natur des Kindes, die im offnen Alltagsleben vielleicht täglich verwundet und zerfleischt worden wäre, stand im priesterlichen Berufe weit über demselben und geschützt vor seiner verletzenden Nähe; das zarte, weiche Gemüth, welcher Trost, welche Erquickung konnt' es einst werden, wenn im Beichtstuhl die gedrückte Seele sich ihm aufthat oder den priesterlichen Rath erflehend, ein geängstigtes Herz sich ihm erschloß!

Die Mutter hatte dem Knaben Das, was eben

die bewegende Ursache des elterlichen Entschlusses war, oft vorgesprochen, so daß Ephraim in seinen künftigen Beruf schon eingelebt war, noch bevor er denselben vorbereitend angetreten. Erfüllt von einer künftigen höhern, das Materielle fast negirenden, nur immer gehobenen, immer außerhalb dem Leben schwebenden Bestimmung, mittheilsam nur an Cordelia, die der begeisterten Rede des Knaben lauschte und den hohen Beruf seiner Sanftmuth anstaunte, hatte er sich in ihr die erste und innigste Verehrerin seines künftigen Standes geworben. Sie bewunderte an ihm Geist und Gemüth und indem sie mit jedem unrechten Gedanken, jeder übeln That zu ihm flüchtete, erkannte sie ihn jetzt schon als ihren Priester und Beichtiger an.

Cordelias Eltern hatten den Umgang mit dem Knaben gestattet, in dessen weichen Wesen für das Mädchen nichts Verderbliches lag, und die Eltern Ephraims hatten dem Kinderspiele zugesehen, ohne anderes dabei zu denken, als daß auch über dieses sich der Staub der Zeit legen und es allgemach verdecken werde. Und wenn das Gedächtniß diese Kindheitsscenen einst vom Staube reinigte — was waren sie dann anders, als was alle Erinnerungen sind — getrocknete Blumen, auf Gräbern gepflückt und im Herzen bewahrt!

Wie aber die Kinder an ihrem Herzen reißen mußten, als es zum Trennen kam, da war es selbst den Eltern, als hätten sie solchen Schmerz in der Kind-

heit nicht empfunden und als seien die Herzen im allgemeinen Fortschritt mit begriffen, so daß sie viel früher fühlten, als zu ihrer Zeit der Jugend gestattet war.

„Ich werde Dir immer beichten!" sagte Cordelia beim Abschied und hielt die Hand Ephraims fest.

„Und ich werde Dir immer vergeben!" erwiderte dieser ernst und fest, so daß die Eltern beiderseitig lächelten.

Cordelia war ja protestantisch und die Sünden müssen ja auch eine Confession haben, wie ihre Vergebung eine hat. Das bedachten die armen Kleinen nicht, die sich einander zugethan gewesen waren in jenem urewigen Gefühle, wie es in jedes Herz gelegt ist.

Drittes Kapitel.

Die Zeit der Irrungen.

Faustin bezog zuerst ein Gymnasium, später die Universität. Bei seinem Abschiede von Cardelien waren deren Augen trocken geblieben, ihr Herz hatte nicht höher pulsirt als andere Tage; sie hatte nur ausnahmsweise dem Scheidenden die Hand gereicht und mit einer Altklugheit, der er noch lange nachgrollte, zu ihm gesagt: „Werde Etwas!"

Mit diesem „Werde Etwas!" hatte sie ihm einen Stachel tief in sein Wesen gedrückt, dessen Widerhaken lange darin sitzen blieb. Der Knabe sann zum ersten Male ganz ernsthaft und nachhaltig über seine Zukunft nach. Noch immer fühlte er sich ohne bestimmte Neigung für irgend einen Lebensberuf; noch immer schweifte er mit seinem Denken und Empfinden ins Allgemeine. Was er auch wählte — die höchsten Spitzen in der Gesellschaft werden nur von Wenigen erklommen und selbst diese Wenigen bedürfen dazu

einer viel längeren Zeit, als seine Ungeduld gestattete.

Das müssige Treiben seiner ersten Schulzeit auszugleichen, studirte Faustin anhaltend, so daß er bereits im zweiten Jahre nach seiner Trennung von dem Doktor und Gertruden den Ersteren mit einem lateinischen Neujahrwunsch überraschen konnte. Die Freude darüber war von beiden Seiten eine gleich große: Gertrude vergnügte sich besonders daran, daß sie seine Wünsche vor lauter Gelehrsamkeit nicht verstand und dem lieben Gott anheim geben mußte, wollte er sie erfüllen, sie sich erst ins Deutsche zu übersetzen.

Mit der ersten Censur versehen, konnte Faustin die Universität beziehen; bevor er aber dahin abging, machte er noch einen Besuch bei seinen Pflegeeltern, die ihn seit drei Jahren nicht gesehen.

Wie war der Bursche groß und hübsch geworden! Es war das warme Herz Gertrudens, durch welches die Gläser ihrer Brille anliefen, die sie mit den Augen zugleich abputzte, um das Schmerzenskind zu sehen, das einen chemischen Kessel zur Mutter hatte. Die dunkelblitzenden Augen, die grade, griechische Nase, die trotzig aufgeworfenen Lippen, die schlanke Gestalt und der lateinische Neujahrwunsch, der sie, ohne daß sie diese Sprache verstand, doch so innig gerührt hatte, daß sie noch heute mit Vergnügen die Thränen repetirte, die sie damals geweint — was war es Wunder, daß sie den Liebling nahm und ihn in der Nachbarschaft

herumführte und ihn jedem theilnehmenden Gemüthe zur Bewunderung verwies.

Im Hause von Ephraims Eltern hatte sich seitdem, daß ihr Kind fort war, nichts geändert, als daß die Leute vereinsamter und frömmer geworden waren; aber vor dem blassen, ernsten Gesicht Cordelias erschrak Faustin, als er ihr begegnete.

Das Mädchen hatte sich während seiner Abwesenheit auffallend verändert. Wie Blumen über Nacht, hatte sie sich rasch und voll entfaltet; die Natur hatte sich darin übereilt und wer ihrer Entwickelung gefolgt war, konnte ihr kein langes Blühen versprechen. Ihre Mutter war gestorben, ihr Vater hatte bereits wieder, wie verlautete, ein Verhältniß angeknüpft und Cordelia die Aussicht, eine Stiefmutter zu bekommen.

Cordelia aber wollte ihrem Vater das Bedürfniß der Liebe nicht mehr zugestehen; sie glaubte nicht an die Poesie seines Herzens, sie konnte den Gedanken nicht fassen, daß ein Grab nichts bedeute, und daß man, wenn man sein Liebstes dahineingelegt und mit den Würmern vermählt, über demselben mit Ahnen, Sehnen, Hoffen und Fürchten und all den Vorläufern der Liebe wieder beginnen könne, bis diese selbst mit dem stolzen Gespann des bewußten Empfindens ankommt. Sie hatte ihm erklärt, sie würde nicht mehr an ihn glauben, nicht länger bei ihm weilen können, führe er eine fremde Gestalt in die Räume, wo ihre Mutter, die der Tod heilig gesprochen, gewaltet habe! In der

Nachbarschaft wußte man von dieser Unterredung; wußte ferner, daß der Steuerrath von Osten doch einigen Respekt vor seiner Tochter hatte, deren eigenthümliche, stark angelegte Wesenheit über seinen väterlichen Willen hinausgewachsen und der Baum geworden war, der der Stütze von ehemals nicht mehr bedurfte.

Es hatte Scenen zwischen Vater und Tochter gegeben, bei welchen die Letztere noch immer den Sieg davon getragen. Wie lange noch? war unbestimmt, da der Steuerrath das neue Verhältniß vielleicht schon enger geknüpft zu haben schien, als er vielleicht eingestehen wollte.

Wie ein Damoklesschwert hing die neue Mutter an einem Pferdehaar über dem Haupte Cordchens und konnte jeden Augenblick herabfallen in Wäschlade und Porzellanschrank und die Wirthschaft dergestalt umordnen, daß von dem im Ordnen der Häuslichkeit ausgesprochnen Gedanken der Heimgegangenen, den Cordelia zu erhalten suchte, nichts übrig blieb. Darum diese Blässe ihrer Wangen, diese Trauer in ihren Zügen.

Faustin hatte viel Latein und Griechisch gelernt, Mathematik und Geschichte in großem Maaßstabe getrieben: aber in Manchem war er doch der Knabe von ehemals, der wild und leidenschaftlich lieber mit dem Kopfe durch die Scheiben fuhr, als daß er ordnungsmäßig das Fenster öffnete. Er wollte auch hier berathen und helfen, wollte wie Alexander den Knoten,

durchhauen und war doch genöthigt, abzuwarten, ob die Zeit ihm das Schwert dazu in die Hand gab.

Die Trauer in Cordelia's Zügen gaben dem Mädchen in seinen Augen einen neuen Reiz.

„Giebt es denn nichts — nichts, das ich thun könnte?" frug er.

„Ich bin mir schon genug!" sagte Cordchen. „Die Welt ist weit, und früher oder später müßte ich doch mir eigne Verhältnisse schaffen, warum nicht jetzt."

Auf diese Weise blieb dem noch immer stillen Verehrer Cordchens nichts übrig, als ihr eine lange Anweisung auf seine Freundschaft zu geben, die er unter allen Umständen seines Lebens einlösen würde, sobald sie sie ihm selbst präsentirte.

Der zweite Abschied bei seinem Abgange zur Universität war schon um vieles herzlicher, als der erste. Er hatte sich diese Herzlichkeit gewissermaaßen vorausbedungen.

„Cordchen," hatte er gesagt, „ich komme, um von Dir Abschied zu nehmen. Gieb mir ein freundliches Wort mit, einen Händedruck, aber keine guten Lehren; denn außerdem, daß sie doch nichts nützen, nehmen sie in den letzten Augenblicken nur die Zeit in Anspruch, die man dem Herzen schenken sollte."

Und wirklich erhielt er keine gute Lehre mit. Cordchen war zu sehr mit ihrem Schicksal beschäftigt, das ihr auf dem Herzen lag, als daß sie im letzten Zusammensein mit Faustin nicht das Gefühl hätte

vorwalten lassen sollen. Dennoch fühlte dieser bei aller Herzlichkeit des Mädchens ihr Herz verschleiert, es erschien in Halbmaske, halb kenntlich und halb sich verleugnend. Was er zu ihr sprach ward oft nicht verstanden, oft nicht einmal gehört. Das verdroß ihn. Er stampfte mit dem Fuße und sagte:

„Ich weiß, während ich vor Dir stehe nimmst Du nur noch einmal im Geiste Abschied von Ephraim. Er gilt Dir Alles und ich bin Dir in diesem Augenblicke nur eine schlechte Copie von ihm.“

„Er war sanft!“ warf Cordchen nachdrücklich ein.

„Bis zum Verzweifeln!“ versetzte Faustin. „Ein Engel Gabriel, der Dir die Unsterblichkeit vom Himmel brächte, wenn sie außer Landes dürfte, damit Du Dich durch's Sterben nicht erst zu bemühen hast. — Leb' wohl, Cordchen! Ich habe kein Talent zum Engel und zum Teufel bin ich zu unverdorben. Wenn Du einst von mittelmäßiger Tugend hörst, von einem Leben mit zwei Thoren, durch welche beides, Gutes und Böses, hinein kann, dann denke, ich gehöre zu dieser Masse, die einst zwischen Himmel und Hölle gehangen werden wird, weil sie nicht befähigt ist, weder für das Eine noch für das Andere!“

„Nein, Faustin, mittelmäßig wirst Du nie!“ sagte Cordchen mit Ueberzeugung. „Du bist schon jetzt aus dem Fahrgleis. Was Du wirst, läßt sich in Deinem Gesicht noch nicht lesen, ich denke aber — Gutes!“

Die letzten Worte hatten Faustin versöhnt. Er

schied von der Freundin mit dem stillen Wunsche, zu ihrem Besten den Steuerrath todtschlagen zu dürfen und auf diese Weise einfach die Conflikte zu lösen in die Cordchen kommen mußte, wenn ihr Vater leben blieb und heirathete.

Gertrud hatte die Anwesenheit des Sohnes — für solchen galt Faustin moralisch überall und sie nahm ihn zuletzt auch dafür — dazu benutzt, der künftigen Wissenschaft die Wäsche zu vervollkommnen, damit die Gelehrsamkeit aus einem reinlichen Hemdskragen herausschaue. Es waren viele Hände in Thätigkeit, den künftigen Gelehrten auch äußerlich für die Universität vorzubereiten, für den Sommer mit Nankin, für die Wintersemester aber mit wollnen Strümpfen, einer einheimischen Unterjacke und Gesundheitsfilz zu versorgen.

Der Doktor, dem sein chemischer Kessel doch nun zum Vater octroyirt und der sich die fehlenden natürlichen Empfindungen wissenschaftlich ersetzte, wollte am Jungen nicht pflichtwidrig handeln. Faustin nahm diese Antheilnahme an sich in einem Wechsel Nach Sicht mit sich, auf ein Banquierhaus der Universitätsstadt lautend, und zog so zum zweiten Male aus.

Der Abschied war ein tieferer, empfundener als das erste Mal. Die Universität lag wohl zehn Meilen weiter als das Gymnasium, für Gertruden also tiefer in der Welt drinnen oder weiter in der Welt draußen, und dann stand die Universität zum

Gymnasium für sie im Verhältniß wie ein Staatsfrack zu einer Unterjacke. Dieses war ihr ein Bischen mehr Schule als sonst die Schulen mit den vier Spezies, Vaterlandskunde und Prügel sind; die Universität dagegen war für sie aller Weisheit Anfang, von wo aus man eigentlich ohne Weiteres in den Himmel kommen sollte, weil man für die Erde zu viel wußte.

Faustin war an einen Kaufmann empfohlen von einem der Professoren, die bei seiner Kesselgeburt zugegen gewesen waren und ihn, zwar nicht chemisch entstehen, doch aber als chemisches Produkt unwiderlegbar darin hatten liegen sehen. Da die Stadt, in welcher der Doktor wohnte, selbst eine Universität besaß, wunderte man sich, daß er seinen Zögling auswärts gab, allein er that es, einmal weil er diesen in die Lage einer größeren Selbständigkeit und Unabhängigkeit versetzen wollte, wie sie zu Hause doch nicht zu ermöglichen gewesen wäre, und dann wollte er auch sein Haus nach wie vor abgeschlossen halten vor der Außenwelt und dem unausbleiblichen Besuch der Comilitonen Faustins, so wie der mehrern oder mindern Antheilnahme an den voraussichtlichen Wirren und Conflikten, in welche sein Zögling als Student gerathen würde, entgehen.....

Das Musenstübchen Faustins lag im vierten Stockwerk, mit der Aussicht auf eine Reihe von Schornsteinen und auf ein gegenüberliegendes Dachfenster von einem Schuh Höhe mit weißen Vorhängen, die,

wie Faustin später allabendlich bemerkte, von einem Mädchen, deren Schlafstätte diese Dachkammer zu sein schien, zugezogen und früh wieder geöffnet wurden, zu einer Zeit, die der Musensohn bisher regelmäßig verschlafen hatte. Dicht neben seinen Fenstern waren wieder welche zu derselben Etage gehörige, aus denen am ersten Morgen, da Faustin sich nach der Umgebung umschaute, eine Pfeife heraussah.

Neugierig knüpfte er mit seinem Blick an dem langen Pfeifenstiefel an, begegnete dann einem meißner Porzellankopf mit gemaltem Studenten, sprang von da herüber auf ein Paar lang herabhängende Quasten, kletterte daran auf zu einer biegsamen, elastischen langen Pfeifenspitze und gerieth zwischen Dampf und Nebel hindurch unmittelbar in einen Mund, der von einem Urwald von Haaren umwachsen war.

„Guten Morgen!" brummte ein tiefer Baß und salutirte zugleich mit einer dicken Rauchwolke.

Faustin schaute auf.

Der Grüßende erschien ihm in dem dichten, schwarzen, das halbe Gesicht bedeckenden Barte wie ein Mann von dreißig Jahren; seine Züge waren stark ausgeprägt, die Stirn hoch, frei und markig und einen starken Willen versprechend, die braunen Augen waren groß und blitzend, der Blick bald forschend, sinnend und Schärfe des Verstandes andeutend, bald wieder fast wie bezwingend, als müsse man unter seinen Ausdruck sich beugen. Die Nase war fein und ein

wenig gebogen, das Kopfhaar kurz, à la malcontent verschnitten. Trotzdem, daß Faustin nur einen Theil der, allerdings weit aus dem Fenster heraus gelegten Gestalt sehen konnte, mußte er schließen, daß sie über mittelgroß, stark und kräftig sei.

Die Bekanntschaft war, mit der Schnellkraft der Jugend, rasch geknüpft; der Nachbar wußte bald die Schicksale Faustins und dieser wurde dafür von dem Nachbar in die Geheimnisse seines Lebens eingeweiht.

„Sie haben eine glückliche Abkunft," sagte er. „Einen eisernen Kessel, der Urgroßvater werden kann, bevor er durchgebrannt ist, und die Wissenschaft als Mutter, deren einziges Kind Sie sind, denn was sie sonst hervorgebracht, ist todt geboren. Ich bin eine Waise. Mein Vater hatte ein angebrachtes Pfeffergeschäft, Streichhölzchen und sonstige Pfennigartikel, die immer gebraucht werden und bei welchen sich etwas verdienen läßt. Aber er starb mit meiner Mutter gemeinschaftlich, gerade zu einer Zeit, da die Menschheit ein gesuchter Artikel war. Es blieb ihm nur noch so viel Zeit, sein Erspartes als eine Kuh an das Haus eines Verwandten anzubinden, der mir die Zinsen zahlt und mich davor zu schützen hat, daß ich mich nicht in einem Anfalle von Verzweiflung an dem Capital vergreife."

„So leben Sie doch selbst sorglos!" warf Faustin ein.

„Was nennt man sorglos?“ frug der Andere und fuhr fort:

„Ich warte nun schon seit sieben Semestern auf eine Offenbarung, eine inspirirte Stunde, die mir sagen soll, für welche Fakultät ich mich zu entschließen habe. Ich bin Alles durch: Theologie, Philosophie, Jura, kann in der Medizin ein Magenübel von einem Beinbruch unterscheiden und habe schließlich doch nur die Erkenntniß des Nichtwissens studirt. Ueberall Widerspruch, Contraste, die sich nicht verbinden, Fragen, die sich nicht erklären, Bedenken, die sich nicht beseitigen lassen. Ein Mensch, der Alles negirt, scheint mir in unserer Zeit, die selbst darüber mit sich uneins geworden, ob Vernunft Vernunft ist, der einzige gescheidte Kerl. — Welche Fakultät werden Sie wählen?“

„Fast möcht' ich sagen, ich befinde mich mit Ihnen in gleicher Verdammniß,“ entgegnete Faustin. „Die Mutter will Theologie, der Vater will Medizin.“

„Haben Sie mehr Gemüth als Geist?“ fragte der Nachbar rasch.

Faustin stutzte.

„Warum?“ frug er zurück.

„Die Theologie ist ein Studium des Herzens,“ sagte der Andere, „man darf nicht zuviel dabei denken, muß ruhiges, langsames Blut haben und die goldnen Flügel der Phantasie besitzen, die über alle Wirren, alle Für's und Wider's hinwegtragen, hoch hinauf in die schöne, wunderbare Atmosphäre des Glaubens!“

„Sie werden begeistert, poetisch!“

„Warum auch nicht? Ich habe das Studium durchgemacht bis zum Examen. Kurz vor demselben überfiel mich ein verfluchtes Zittern wegen der theologischen Praxis. Was über alle Doktrin hinaus ein Ahnen des Herzens war, das sollt' ich zerlegen, sollte das dem Verstande meiner Zuhörer anpassen, sollte ihnen mein Gefühl erklären — das konnt' ich nicht! Ich vergrub mich in die schweinslederne Gerechtigkeit und das heilige römische Recht, und wäre beinahe Jurist geworden.“

„Beinahe blos?“

„Weiter kam ich nicht. Als für das lebendige Gefühl der Buchstabe eintrat und sich so schnörkelhaft breit machte, daß man ihm anmerkte, der Kerl genieße, trotz seiner Buchdruckerschwärze, doch ein gewaltiges Ansehen in der Welt, da zog ich höflich den Hut ab und ließ ihn stehen. Ich weiß ganz gewiß, ich hätte jeden umgeschütteten Prozeß meiner Clienten vergütet und jeden Prozeß umgeschüttet, da ich mit Buchstaben nicht umzugehen weiß. Ich ließ das heilige römische Recht in Rom, das eine sehr schöne Gegend besitzt, und benutzte für entscheidende Fälle meinen Ziegenhayner.“

„Und nun?“

„Und nun bin ich über ein Schock Cadaver, die uns die Menschheit liefert, indem sie sich zu Zeiten henkt oder zu lange für ihr ferneres Wohl unter

Wasser taucht, bis ihr Bewußtsein auf den Boden sinkt, zur Philosophie gekommen. Ohne deshalb für einen Dummkopf zu gelten, kann ich doch lebenslang nach einem System suchen, und wenn ich ohne hinterlassene Bücher und Scripturen versterbe, geschieht das mit der Ruhe, keinen Kopf verwirrt zu haben, als nur den meinigen, den dann die Würmer wieder in Ordnung bringen."

Viertes Kapitel.

Der Zopf.

Faustin war an der Hand Marbecks, seines Nachbars auf dem Dache und neugewonnenen Freundes, durch alle die urewigen studentischen Ceremonien und unveräußerlichen Rechte des unverwüstlichen Zopfes in die verschiedenen studentischen Körperschaften eingeführt worden. Marbeck war eine Authorität unter den Studenten und etwas von seinem Ansehen ging auf Faustin über, den man deshalb mit einer Freundschaft allseitig entgegen kam, die sich eben nur auf Voraussetzungen stützen konnte.

Marbeck war das bemooste Haupt, der Senior der Studentenschaft. Bei Dammüllers unter den Eichen war eine besondere Collegienschaft des Ausgezeichnetsten gestiftet, was die Studentenschaft an Geist und Wissen hergab. Sie war das Werk eines früheren bemoosten Burschen, der später in der Wissenschaft glänzte, und hatte sich durch einige Decennien schweigend fort ge=

erbt. Jetzt stand Marbeck diesem Bunde als Präsident vor.

Zu den „Rothen" zu gehören, war eine besondere Ehre; man mußte entweder ein gründliches Wissen in sich aufgespeichert und somit einige Semester hinter sich haben, oder von vornherein sich als eine gewaltige Faustnatur ahnen lassen, um in diesen Bund aufgenommen zu werden. Lösung der großen, gewaltigen Fragen, die der Menschengeist an Gott oder das Universum stellen kann, war Ziel und Zweck des Bundes, deren Glieder sich durch ein rothes Band, unter der Weste getragen, gegenseitig kenntlich zu machen wußten. Wie gesagt, es waren gewichtige Fragen, die man hinwarf und an denen sich der Scharfsinn oft so lange übte, bis er sich zu neuen Angriffen erholen mußte.

Der Zweck des Daseins des Universums, der Menschheit, — Geist oder Stoff, — Unsterblichkeit, — Wie kann die Menschheit auf den idealen Standpunkt gehoben werden? Wie muß die gesellschaftliche Stellung sein? — und ähnliche Fragen wurden oft mit eingehendem Tiefsinn behandelt. Es war festgestellt worden: der Bund beharret so lange auf dem Standpunkte der wissenschaftlichen Theorie, bis er einmüthig, d. h. durch Stimmeneinheit anerkannt hat, daß die Fragen gelöst sind. Von diesem Augenblicke an geht der Bund von der Theorie zur Praxis über und seine Mitglieder verpflichten sich, mit Blut und Leben für das gewonnene Resultat einzustehen und die Verwirklichung

dessen durch alle Mittel zu unterstützen, was der Bund als wahr und gut erkannt hat.

In einer nach dem Hofe gelegenen, den übrigen Gästen unzugänglichen Stube, war wöchentlich zwei Mal Sitzung. Die Studentenschaft durfte das Dasein dieses Bundes nur ahnen, die Professoren und der Pedell durften aber auch nicht einmal die Ahnung daran haben; deshalb verbarg sich das rothe Band so diplomatisch unter der Weste und ward durch einen, nur den Eingeweihten verständlichen Kunstgriff, auch nur diesen sichtbar.

Der Bund bestand, wie gesagt, schon einige Decennien; es war Mancher aus diesem Bunde hervorgegangen, der angeregt durch seine Frage, die er aufstellte, genährt von den verschiedenen Ansichten und Meinungen, mit denen man sie beantwortete, in der Wissenschaft eine Bedeutung erlangt hatte, deren Uranfang in dem ersten Zwecke des Bundes lag; nicht der Letzte in der Menschheit zu sein, auf der Stufenleiter der Erkenntniß nicht allzutief zu stehen, das war ein Bestreben, was nothwendig für jedes Mitglied aus der Tendenz dieser Verbindung hervorgehen mußte.

Wir haben gesagt, das Freundschaftsverhältniß zwischen Marbeck und Faustin war rasch gefunden und bald ein inniges geworden. Der Scharfblick des Einen hatte bald die ringende, zu Bedeutendem angelegte Natur herausgefunden, die dem Andern eigenthümlich war.

„Sie sind kein Dachs der Wissenschaft, den die Na=

tur mit Ausdauer und krummen Beinen gesegnet hat, um der Erkenntniß nachzugraben," hatte Marbeck zu Faustin gesagt. „Was mir an Ihnen gefällt, ist Ihre zum Sturmlaufen angelegte Natur. Sie werden auf der angelegten Sturmleiter zum höhern Wissen vielleicht herabstürzen und den Hals brechen, wie Andere; aber lassen Sie sich das nicht leid sein! Was ist denn das Bischen Leben werth, wenn es nicht erkannt ist!"

Faustin, der auf dem platten Parquetboden der Wissenschaft noch nicht recht gehen gelernt und überall zweifelnd anstieß und stolperte, fühlte sich darum so innig zu dem neuen Freunde hingezogen, weil dieser, wohin er immer treten mochte, fest stand, die schlüpfrigsten Fragen unter die Füße oder in die Faust nahm und sie, wenn nicht anders zu helfen war, mit einer kräftigen Negation zerdrückte.

Nach kurzem Umgange mit Faustin hatte er diesen dem Bunde zur Aufnahme vorgeschlagen.

„Ihr wißt," hatte er in einer Bundessitzung die Genossen angeredet, „ich habe keinen Hund, den ich besonders liebte, weil ich seinem Schwanze mißtraue, wenn er wedelt, und mir danken muß, daß er doch nicht an das Gemüth des Hundes angewachsen ist; eine Pfeife Taback habe ich von jeher der Liebe vorgezogen, weil ich mir bei seinen Rauchwolken allerlei Gescheidtes und Dummes denken kann, während ich mir bei dem blauen Dunst der Liebe eben nichts denken darf, und mein Hirn Kammerdiener sein muß, wenn sich das Herz für die

Cur ankleidet. Aber an etwas will der Mensch hangen. Ein Dachfenster mir gegenüber bekam zwar alle Morgen ein paar schöne schwarze Augen und schloß Abends, statt mit seidnen Wimpern mit Vorhängen von weißem Kattun, das hatte indeß mein Herz noch nicht gefangen, bis ich neben mir, oben vier Treppen auf dem Dache mit der Aussicht auf sämmtliche Schornsteine der Stadt eine Freundschaft erblicke, die mir werth zu werden schien. Ich machte den Versuch, ob sich unsre Herzen angehören könnten, und zerlief dem Nachbar ein paar von ihm entliehene Stiefeln. Der Mensch nahm die hineingekommenen Löcher ruhig und freundlich hin und als ich ihn mit inzwischen eingelaufenen Wechseln abfinden wollte, deprecirte er großmüthig. —"

„Mein Gemüth, das von besserem Leder ist, als seine Stiefeln, wurde davon gerührt und ich trug ihm meine Freundschaft an, versteht sich, kostenfrei, die er dann auch mit Dank entgegennahm."

„Er ist ein seltner Mensch! Ich habe mir ihn anatomisch zerlegt und habe gefunden, daß er Sinn und Herz hat. Noch befangen von den idealen Vorstellungen der Jugend, hielt er den Pedell für einen guten Menschen, der nur gewissenhaft einsperrt; er ist lange uneinig mit sich selbst gewesen, welche Fakultät er wählen soll und hat sich für die Theologie entschieden, einer alten Frau wegen, die eine schlechte Brille und ein gutes Herz hat und darum für und in die Welt nicht mehr paßt. Ich bin seinem Wesen auf den Grund

gegangen und habe gefunden, daß er zu Großem berufen ist, vorausgesetzt, daß sich das Große von ihm finden läßt. Er ist ein artiger Bursche, der seit den vier Wochen, daß er die Universität besucht, noch kein einziges Collegium geschwänzt hat. Wie gesagt, er kann es weit bringen, wenn dort, wo hinaus er will, die Welt nicht alle ist. Er hat mir schon in der ersten Stunde unsers Beieinanderseins sein ganzes Leben anvertraut, das gefiel mir; es zeigt eine großangelegte Natur, die sich nicht verkriecht und mit allerlei Geheimnißvollen sich umgebend, dadurch interessant werden will. Ich sage Euch, nehmt ihn unter Euch auf! In der ersten Sitzung wird er zwar jungfräulich blöde und aus lauter Respekt vor der hochwürdigen Versammlung nicht den Mund aufthun. Aber laßt Euch das nicht beirren! Zuletzt ist er ganz bestimmt in Sachen höhern Wissens in unserm Bunde eine Meinung mehr!"

Man debattirte lange hin und wieder, welcher Meinung man sein sollte.

„Der hat den Studentenstandpunkt noch nicht; die Wissenschaft hat ihn hinter den Ohren noch nicht abgetrocknet," sagte Baumler, einer der ältesten Studenten, der mit Ende des Semesters die Universität verlassen und sich als Philolog habilitiren wollte. „Sein entsetzlicher Respekt, den Marbeck schildert, kann sich auch auf die Professoren übertragen und wenn er irgend einmal dem Pedell in die Hände fällt und dem Carcer einen acht und vierzigstündigen Besuch abzustatten hat,

ist er vielleicht im Stande, den Bund daran zu geben, um mit vier und zwanzig Stunden loszukommen."

„Ich bürge!" schrie Marbeck und ließ die geballte Faust auf den Tisch fallen, daß die Gläser klirrten.

Das half. Man fragte, wie weit es ihm mit der Bürgschaft ernst sei, und Marbeck entgegnete:

„So wahr, daß ich der Hundsfott sein will, wenn er der Schurke ist! Lernt mich die Menschen nicht kennen! Der Pedell war auch freundlich, als er mich neulich hintersteckte, weil ich den Nachtwächter im Tuten unterbrochen hatte, damit ich die Hausthüre noch offen finden wollte; aber diese Freundlichkeit war es nicht wie bei jenem, als ich ihm seine Zerrissenen wiedergab. Ich sage Euch, es ist etwas in ihm! Und wenn er mit zehn Fakultäten umschüttet, so leistet er in der elften ganz bestimmt Großes!"

Bei der Abstimmung über Faustins Aufnahme in den Bund wurde diese einstimmig genehmigt.

Es war Nachts gegen Ein Uhr, als ein schwerer Tritt die hölzerne Treppe heraufpolterte und eine gewaltige Faust wider Faustin's Thüre schlug.

Dieser lag im Bette, von seltsamen Träumen bewegt, die aus dem Dachfenster zu ihm herüber gestiegen waren. Zum ersten Male hatte er die gegenüberliegenden Augen länger und unter dem Lichte einer blechenen Küchenlampe gesehen!

Faustin hatte mit halbem Leibe aus seinem Dach-

fenster gelegen: zwischen sämmtlichen Schornsteinen hervor ragte eine ferne Bergspitze mit bläulicher Nebelkappe; dahin hatte sich Blick und Gedanke verirrt, an dieser Spitze auf war sein Geist geklommen und hatte vor und hinter sich gesehen. Manchmal wollte es dem Elternlosen doch bedünken, als sei es recht öde und wüst, nur fand er nicht heraus, war diese Oede um ihn oder in ihm.

Weil Faustin allzuweit mit seinem Geiste entfernt und so der Nähe entrückt schien, daß er sie nicht mehr gewahrte, glaubte man drüben schon etwas wagen und den Nachbar sich aufmerksamer betrachten zu dürfen, ehe man den weißen Kattun vorzog.

Die Psychologie soll es noch erklären, warum z. B. zwei sich Begegnende, wenn sie aneinander vorüber sind, sich zu gleicher Zeit nach einander umblicken. Das Auge muß doch eine wundersame Kraft besitzen. Auch Faustin wurde wie von unsichtbaren Boten zurückgeführt und traf noch eben den entfliehenden Blick gegenüber.

Der Abend war schön erleuchtet von den Millionen Lichtern, die für die Erde am Himmel aufgesteckt waren, ehe die Wissenschaft sie ausputzte und Welten dafür in ewigen Kreisen trieb; auf den Dächern war eine poetische Einsamkeit und Stille, in welche nur verhallend das Geräusch von den Straßen drang. Faustin war in jener wundersamen Stimmung, die etwas von dem leisen, kühlenden Luftzuge hat, der über die Fluren

hinweht. In solcher Stimmung ist auch ein Engel im Dachfenster mit Blechlampe denkbar.

Woher Faustin den Muth genommen, hinüber zu grüßen und mit einigen allgemeinen Reden das Mädchen am Fenster auf eine Viertelstunde festzuhalten, wußte er später nicht mehr; aber sein Herz erfreute sich unter der Bettdecke einer neuen glücklichen Empfindung und er fand es für unanständig, nach einem solchen Abentheuer ohne Weiteres einzuschlafen.

Mitten in den Träumen, die sich an das Dachfenster anknüpften und ihren Weg über den Schornstein bis zu einer noch unbeschriebenen Höhe nahmen, ertönten Schläge an seine Thüre.

Faustin konnte wohl ahnen, wer es sei, aber in so später Nachtzeit einen Besuch nicht mehr erwartend, konnte er nur annehmen, die wissenschaftlichen Untersuchungen des bairischen Bieres hätten die Gedanken seines Nachbars so sehr in Anspruch genommen, daß er darüber die Thüre vergessen, durch welche der Weg nach seinem Zimmer führte.

Er rief ihm ein „Gleich,“ zu, zündete ein Licht an, das nebst Zündzeug vorsorglich auf einem Tische neben dem Bette stand und nachdem er sich in seiner verstreuten Garderobe soweit zurecht gefunden, daß er den Nachbar anständig empfangen konnte, öffnete er.

Marbeck trat ein, sichtlich so nüchtern, als hätte er eben Collegia gehört.

„Leg Dich wieder zu Bett,“ sagte er, als er an dem

eingedrückten Lager bemerkte, daß Faustin unmittelbar von dort den Weg nach der Thüre genommen. „Was ich Dir zu sagen habe, ist lang, Du könntest Dich dabei erkälten.“

Faustin wollte dagegen Einwendungen machen, doch Marbeck ließ ihn nicht aufkommen. Er half ihn selber beim Auskleiden und halb mit Gewalt, halb freiwillig legte sich Faustin nieder.

„Du bist ein Muttersöhnchen,“ sagte Marbeck. „Dich hat eine alte Frau erzogen, die, ich schwöre darauf, Dir im Winter die Strümpfe auf den Ofen legte und die Wolle bis zum Verbrennen erwärmte. Eine solche Liebe, man kann zwar erfrorne Zehen davon bekommen, ziehe ich mir doch jeder anderen vor. Die Strümpfe wärmen bis ins Gemüth hinein.“

Faustin war, wie schon erwähnt, besonders weich gestimmt. Die Begegnung der dunkeln Augen gegenüber und der spitzige, bläuliche Berg hatten seine Gemüthsuhr aufgezogen und diese spielte nun in allen Gefühlstonarten ab. Die Erinnerung an Gertruden, an ihre besorgliche Liebe für ihn ergriff ihn wehmüthig.

„Die gute Gertrud!“ sagte er. „War sie doch die Einzige, in deren Herzen ich Heimathsrechte besaß!“

„Ich glaube Dir! Du bist ein guter Junge, der für ein paar gebratene Aepfel das rührendste Gedächtniß besitzt,“ fiel Marbeck ein. — „Davon ein andermal! In einer gemüthlichen Stunde sollst Du

mir Dein Leben detailliren und jeden Schlag, der Dir zu Deinem Besten gegeben wurde, so genau beschreiben, daß ich ihn noch jetzt freundschaftlich theilnehmend mitfühlen kann. — Weißt Du, was geheime Gesellschaften sind?"

Faustin lachte.

„Ich denke, es sind solche, die eben nichts von sich wissen lassen wollen!" sagte er.

„Das ist erst die eine Hälfte, die andere Hälfte ist die, daß man, wenn man davon weiß, ihre Mitglieder hängt, drittelt oder viertheilt oder in effegie verbrennt, eine Todesart, die ich jeder andern vorziehe. — Du weißt nun Alles und ich brauche Dir nur noch zu sagen, daß ich Dich zum Mitglied vorgeschlagen habe!"

Faustin verstand seinen Freund nicht und sah ihn fragend an.

„Die Gesellschaft besteht schon seit zwanzig Jahren," fuhr Marbeck fort, „und mit ihr seit zwanzig Jahren die Ueberzeugung, daß die Erde unvollkommen ist. Weil sie sich dreht, ist ihr noch nicht beizukommen gewesen und bei der Geschwindigkeit, mit welcher diese Drehung geschieht, haben unsere besten reformatorischen Schützen daneben geschossen, statt den Nagel auf den Kopf zu treffen. Dieser Meisterschuß ist das Eine, das wir erstreben."

„Weiter!" drängte Faustin.

„Das Andere ist, daß man nach gründlichem Nachdenken dahinter kommt, sich bei einiger bescheidener

Selbsterkenntniß für dumm halten zu müssen. Dieses Bekenntniß ist naturgemäß aber unbequem. Die wissenschaftliche Literatur liefert trotz Fortschritte, Entdeckungen und Erfindungen nur gedruckte Belege dafür. Diese Erkenntniß des Nichtwissens ist nun der Grund, auf welchem wir unser wissenschafcliches Gebäude aufbauen, aus dessen letztere Etage man unmittelbar in den Himmel sehen und durch die Lorgnette beobachten kann, wie die Welt regiert wird."

„Höchstes Erkennen?" fragte Faustin gespannt.

„Nimm's, wie Du willst! Viel lieber erstes Erkennen! Wir wollen dem traurigen Zustande abhelfen, daß es so viele verschiedene philosophische Schulen giebt und der beste Mensch nicht weiß, wie er in der Welt mit sich daran ist. — Nächsten Sonnabend ist wieder Sitzung. Bereite Dich darauf vor, indem Du jetzt einschläfst und morgen Früh halbwegs vernünftig aufstehst. — Gute Nacht! Bleib nur im Bett! Ich schließe draußen ab. Ein Spitzbube, der so dumm ist, sich hierherauf zu bemühen und sein gutes Gewissen an unsre Lumperei zu geben, weiß ganz bestimmt nicht, ob er den Schlüssel rechts oder links drehen muß und bleibt als ein rathloser ehrlicher Kerl vor Deiner Thüre stehen. — Gute Nacht!" Damit ging Marbeck und schloß draußen wirklich ab.

Fünftes Kapitel.

Die Geheimnisse.

Eine halbe Stunde konnte seit dem Besuche des Nachbars vergangen sein; Faustin versuchte vergeblich einzuschlafen; die blaue Bergspitze, die dunkeln Augen und die geheimnißvolle Gesellschaft, als deren vorläufiges Mitglied er bereits geheime Scrupel empfand, ob nicht in diesem „Geheim“ Tendenzen lägen, die mit Carcer und Relegation endeten, beschäftigte ihn fort, und wie er sich auch im Bette drehete, bald rechts, bald links, der Schlaf kam ihm von keiner Seite.

Auf der Treppe draußen regte sich's, ein paar Stiefel mit widerstrebenden Brandsohlen knarrten, Stimmen flüsterten und ein haltbarer Kopf stieß sich gegen eine Treppenstufe und probirte die Güte des Holzes. Leise schlüpfte es an Faustin's Thüre vorüber und in die des Nachbars.

Dort wurde es schon lauter, als erhole es sich von der auf der Treppe gebotenen Vorsicht; man trat

schon etwas sicherer auf, aber die Stimmen blieben gedämpft, und so sehr Faustin die Ohren spitzte, konnte er doch von der, von zwei Männern geführten Unterhaltung, nichts deutlich hören. Es war nur ein Schwirren und Summen von Tönen, zu Zeiten ein Klang, wie wenn Geld auf einen Tisch gezählt würde, dann war's wieder lautlos still. Aufstehen und an der Wand zu horchen, verschmähte Faustin als eine Indiscretion gegen den Freund; er fand es vielmehr in der Ordnung, daß dieser ihn von außen eingeschlossen, so hatte er sich am sichersten verwahrt, wenn Faustin etwa auf den Einfall kommen sollte, ihn in der Nacht noch einen Gegenbesuch zu machen. —

Faustin erwachte, als die Sonne bereits hoch am Himmel stand. Er sprang mit gleichen Beinen aus dem Bett und nachdem er sich rasch so weit in die Kleider geworfen, daß er den Sperlingen auf dem Dache kein Aergerniß gab, fuhr er mit halber Person zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob wenigstens vom Nachbar noch die Dachfenster existirten.

„Guten Morgen!" brummte Marbeck, der bereits mit halbem Leibe auf dem Dache lag. „Willst Du Deinen Weg heute durchs Fenster nehmen, daß Du so eilig bist? Die Thüre ist auf!"

Faustin starrte den Freund verwundert an, als wolle er aus seinen Mienen die Lösung der Räthsel der vergangenen Nacht lesen. Er fand nichts. Marbeck schauete so ruhig in die Nebel hinaus und blies die

Dampfwolken so gleichgültig vor sich hin, als existire er nur allein in der Welt und um ihn wäre lauter Frieden.

Diese Ruhe verwirrte den Beobachter; nicht einmal die Spuren einer durchwachten Nacht waren auf dem Antlitz des Andern sichtbar!

„Marbeck," sagte Faustin, „Du warst diese Nacht bei mir zu Besuch, das ist richtig; dann gingst Du und stecktest den Schlüssel außen an und schlossest von außen zu. Ich verstand Dich erst, als ich hörte, Du erhieltst noch Besuch."

„Den Nachtwächter, Faustin! Du weißt, ich bin Virtuos auf der Maultrommel und geb' ihm zuweilen musikalischen Unterricht im Tuten!" erwiderte Marbeck phlegmatisch.

„Ich soll etwas nicht wissen! Ich bescheide mich!" sagte Faustin mit leisem Anklang einer verstimmten Saite. „Aber ein andermal vertraue mehr und sei gegen mich weniger vorsichtig. Ich weiß Deine Geheimnisse zu ehren!"

„Geheimnisse? Ich bitte Dich! Selbst in meine Börse steht Dir der Einblick offen, kann ein Mensch aufrichtiger sein! — Der Besuch diese Nacht? Du hast geträumt, Faustin, oder es ist wirklich Jemand bei mir gewesen, von dessen Existenz Du später hören wirst. Bereite Dich vorläufig für den Sonnabend vor."

„Ich weiß nicht —" sagte Faustin zögernd.

„Du bist mißtrauisch geworden! Nun, meinet=

wegen! Laß sich die Welt im Kreise drehen, was kümmerts Dich! So lange die Achsen gut eingeschmiert sind, geht das Ding ganz leidlich und die Kammräder am Nord- und Südpol, wodurch die ganze Maschine getrieben wird, greifen in einander, wie sie eben sollen; kommt's Ding in Brand — ich meine die Erde — so werden einige Assekuranzen banquerott und wir verbrennen wie Fidibusse. Adieu! Ich würde Dir gern noch Versicherungen meiner Freundschaft geben; aber der Taback ist zu Ende!"

Er zog die obere Körperhälfte zum Fenster hinein, schloß dieses und blieb für den übrigen Tag unsichtbar.

Marbeck war durch die Bedenklichkeiten seines Freundes beleidigt, das war offenbar; Faustin sagte sich, daß er nicht anders gekonnt, er fand, daß er, indem er sich dem Bunde entzog, ganz nach den Rücksichten gehandelt, die er sich schuldig war und entschlossen, selbst die Freundschaft aufzugeben, sollte sie vielleicht für seine künftige Existenz, die er mehr seinen Eltern als sich schuldig war, gefährlich und unheilbringend werden.

Er hatte nach Hause gemeldet, daß er sich für die Theologie entschieden habe; eine Nachricht, die in der Heimath ganz so aufgenommen wurde, wie sich's Faustin gedacht.

Gertrud war von diesem Entschlusse ihres Lieblings entzückt; die mütterlichen Träume ihres Herzens, ihn auf der Kanzel zu sehen, gingen ihrer Verwirk-

lichung entgegen; sie betete nur, daß er eine gesunde Brust behalten möge, damit sein Vortrag nicht darunter litt; Magnus hatte zwar die Stirn in Falten gezogen und den Kopf geschüttelt. „Ein Theolog und ein chemischer Kessel seine Wiege!“ hatte er ausgerufen; zuletzt hatte er sich aber doch durch den Umstand verführen lassen, daß Faustin endlich einen Willen geäußert. Da auf einmal lief die Nachricht ein, daß der Doktor Magnus in seinem chemischen Laboratorium verunglückt sei. Es war der Kessel gesprungen, ein Stück davon war gegen den Kopf des Doktors geflogen, und hatte diesen hingestreckt und für immer von der Liste der Lebenden gestrichen.

Gertrud hatte den Brief durch Cordchen schreiben lassen, die ihm den Todesfall mit den Erklärungen auseinandersetzte, wie sie daheim in der Umgebung circulirten. Näheres wußte sie nicht. Auch wünschte Gertrud nicht, daß Faustin darum seine Studien unterbräch und nach Hause käm. Das Gericht hätte schon versiegelt und Papierstreifen quer an die Thüren gelegt, daß auch nicht die geringste Erbschaft herauskönne. Sie wohne bei einer Nachbarin und zehre von einem Sparpfennig, den ihr früherer Gatte, welcher den Obst= und Gemüsemarkt zu überwachen stadtobrigkeitlich beauftragt gewesen war, über das pflichtschuldige Stellengeld noch extra durch die Munificenz der Obst= und Gemüseweiber bezogen hatte.

Ein paar Worte als Postscriptum gehörten Cord=

chen ganz eigen an. Sie schrieb, daß es mit ihr schlimm stehe; ihr Vater lasse sich die Heirath nicht ausreden und bleiben im Hause könne sie auch nicht, sobald eine Stiefmutter einzög. Sie hätte zwar über sich noch nichts beschlossen, doch sei es ungewiß, ob sie ihn wiedersähe, und darum wolle sie jetzt Abschied von ihm nehmen auf immer.

Das war des Thatsächlichen auf einmal zu viel! Faustin las den Brief zu wiederholten Malen und ließ ihn willig auf sich einwirken. Der Tod seines Vaters war so schrecklich wie Cordchens Schicksal, und er war im Ungewissen, nach welcher Seite hin er sich mit seinem Schmerze wenden sollte. Schließlich bestimmte er sich mit seiner Trauer denn doch für Cordchen: der Tode war todt, glücklich in der Unsterblichkeit oder geborgen vor allen Berührungen mit den Schmerzen der Erde durch sein Aufgehen ins All; Gertrude, das sah er an dem Briefe, ob auch von fremder Hand geschrieben, hatte überwunden; ihr gläubiges Gemüth war stark im Fügen in's Unvermeidliche und in die Wege der Vorsehung, die sie in der Geburt Faustins wie im zersprungenen Kessel gleich innig verehrte. Aber Cordelia gehörte dem Leben an; sie besaß alle jene feinen Fühlhörner, mit denen wir das Dasein berühren, die bald zu Saugrüsseln werden und aus der Blume Honig ziehen, bald zerstochen und verwundet zurückkriechen in ein bergendes Innere.

Er trug schwer an diesen Thatsachen, die ja doch

auch entscheidend für sein Leben sein mußten. Magnus todt! Wer stützte ihn ferner? Wer gab die Mittel, die zur Vollendung seiner Studien nöthig waren?

Das durch solche Fragen bedrückte Herz sehnte sich nach Mittheilung und Trost. Marbeck fehlte ihm, dem er sich vertrauen konnte, der rathete und tröstete und der Zukunft den Trauermantel von den Schultern gerissen hätte, in welchem sie Faustin erschien.

Marbeck hielt Thür und Fenster geschlossen und als Faustin mit leisem, schüchternen Finger klopfte, wurde ihm nicht geöffnet.

Die Unruhe trieb ihn ins Freie.

Außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe, die einen freien Umblick gestattete, lag eine von den Bewohnern der Stadt vielfach besuchte Restauration. Dahin lenkte Faustin seine Schritte. Er konnte gewiß sein, dort einige Studenten zu treffen, oder im Anblick jener gemüthlichen Spießbürger, die zu jedem Glas Bier ein Stück Aussicht genießen, sich zu zerstreuen.

Das jugendlich wallende Blut wollte unter trüben Gedanken nicht langsamer fließen, als sonst, und verlangte nach andern Eindrücken. Der Himmel war blau, die Luft mild, die Fluren grünten und die Lerche schwang sich so leicht und fröhlich auf, als existire kein Leid und kein Kummer in der Welt, der sich dem leichtbeschwingten Gedanken bleiern an die Füße bänd'.

Faustin trat in den Garten der Restauration; sein Blick überflog das Terrain, das für ihn nichts Be-

sonderes bot; er stieg eine kleine, terrassenförmige Erhöhung hinauf, die einen Einblick in den Garten gestattete, und traf hier auf die dunkeln Augen, die so wirre Träume veranlaßt hatten.

Bei der nüchternen Beleuchtung des Tages konnte Faustin verständig prüfen. Er fand die Augen fast dunkler, als gestern Abend, die Haut weißer; er gewann Gelegenheit, das Profil zu beurtheilen und mußte sich gestehen, daß die Formen des Gesichts von der Natur in einer glücklichen Stunde gebildet worden waren.

Dem Mädchen zur Seite saß ein alter Mann mit dürrem, hausbacknen Gesicht und weißen Haaren. Ohnstreitig war der Mann eine Antiquität der guten alten Zeit, die er nicht dadurch aufgeben wollte, daß er sich im Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts kleidete. Alles an ihm war wie überlebt und doch wieder wie neu, wie jung; seine Wesenheit, sein Charakter schien klein und nothdürftig angelegt zu sein, und gleichwol war damit im Widerspruch etwas wie Geniales, Burschikoses, Flüchtiges und Leichtes in ihm; in Allem, wie er sich zeigte, war etwas Aengstliches, Befangenes, fast Kindisches und auch wieder Mannhaftes, Trotziges und Herausforderndes zugleich.

Faustin nahm nach höflicher Entschuldigung an dem Tische Platz, an welchem der Alte saß. Er blieb der Dame gegenüber in der Stelle eines völlig Fremden und Unbekannten, wodurch er sichtlich bei ihr ge-

wann und ihr jene Sicherheit wiedergab, die bei seinem Anblick sehr ins Ungewisse gekommen war. Der alte Mann aber wußte nicht, was er mit dem Gaste beginnen, ob er sitzen bleiben oder mit Aufopferung einer Bierneige, bei der sich noch viel Abend, Aussicht und laue Luft genießen ließ, davon gehen sollte.

Faustin zog das schöne Wetter, einen lebendigen Frosch, das Tageblatt und die alte gute Zeit zur Conversation herbei, um den Alten zum Sprechen zu bringen und ihn so länger an den Tisch zu fesseln, an dem ja auch das Mädchen saß.

Der Alte wiegte bedenklich den Kopf.

„Die alte Zeit — hm, das ist ein schönes Kapitel!" sagte er. „Aber daß sie eben alt geworden ist, das gefällt mir nicht! Warum müssen unsere Zeiten anders sein? In der frühern Zeit gab es Manches, was jetzt nicht mehr ist, und was doch gut wär', wenn es noch wäre!"

Faustin opferte dem Mädchen zu lieb, das ihm gegenüber saß und ihn zuweilen sinnend betrachtete, von Herzen gern die Gegenwart mit ihren brennenden oder schon verkohlten Fragen auf. Er schwärmte für die gute alte Zeit, von welcher ihm der blaue Frack seines Nachbars einen Begriff beibringen konnte.

Während es ihm aus den dunkeln Augen „Du Schelm!" zurief, lächelte der Alte vergnügt in sein Bierglas hinein, aus dem er das Bewußtsein schöpfte, daß er noch eins trinken müßte, und sagte nur:

„Sie sind wohl auch Student? Und doch ein solider junger Mann, ohne Neufoundländer und Kanonenstiefeln. Wissen Sie, die Stiefel lass' ich passiren, die beißen Niemanden, auch wenn sie nicht bezahlt sind; aber solch ein Köter! — Diese Bestien verstehen sich nicht auf Hosenzeuge!"

„Ich studire Theologie," sagte Faustin.

Der Alte wurde noch um Eins so freundlich.

„Kellner! Noch ein Glas! Sehen Sie aber genau nach, hier ist der Rathsstrich im Glase! Die Gläser sind zwar geaicht, aber das Bier nicht, was nutzt da die rathsväterliche Verordnung! 's ist kein Christenthum unter den Schänkwirthen! — Also Theologie sagten Sie? Das ist ein schönes Studium! Wollt' es früher auch mal lernen. Ist aber zu viel Latein dabei."

„Auch Griechisch und Hebräisch!" bemerkte Faustin.

„Wozu Das?" fragte der Mann kopfschüttelnd. „Wollen doch nicht Juden werden?"

„Um die alten Schriften in der Ursprache lesen zu können," erklärte der angehende Theolog.

Damit war der Andere aber noch nicht abgefunden. Er schüttelte den Kopf noch fort, kostete von dem frischgebrachten Biere, wischte sich den Mund mit der umgekehrten Hand und meinte dann:

„Wenn einmal einige Gelehrte alle diese Bücher, die zur Erkenntniß des Christenthums nothwendig sind, ins Deutsche brächten, brauchten nicht alle, die Predi=

ger werden wollen, erst durchs Jüdische und Griechische durch."

Dann rieb er sich vergnügt über die scharfsinnige Bemerkung und verlegen, wie er eine zweite daran knüpfen sollte, die Hände.

Er rückte dem jungen Theologen näher und schaute sich erst prüfend in der Luft um, ob die Sperlinge genugsam mit sich beschäftigt wären, und ihn nicht behorchten, ehe er weiter frug.

„Moses hat die Weltschöpfung recht schön geschildert," sagte er dann, „nur nicht ausführlich genug, und auch den Sündenfall, und den Brudermord, und die egyptischen Landplagen. Hören Sie 'mal, können Sie mir nicht sagen, ob es nicht ein sechstes und siebentes Buch Mosi giebt?"

Faustin staunte und sah den Fragenden zweifelhaft an; dann irrte sein Blick hinüber zu dem Mädchen, das, wahrscheinlich diese Wendung ahnend, ihr Gesicht so zu verbergen gewußt hatte, daß Faustin über den Ausdruck desselben vollständig im Ungewissen blieb.

Da er sich aber sagen mußte, daß, wenn er diese Frage verneinte, die Unterhaltung möglicherweise zu Ende sein könne, knüpfte er daran weiter an, ohne sie schlechthin mit Ja oder Nein zu beantworten.

Der Alte fragte noch Verschiedenes, sprach über die Offenbarung Johannes, die sieben Siegel, die Kabbale, die schwarze und weiße Magie u. s. w.

So wenig heimisch Faustin auf diesem Gebiete

war, suchte er doch den Alten mit diesem Thema festzuhalten, das vielleicht zu dem unschuldigen Glauben gehörte, den er mit dem blauen vorzeitlichen Fracke aus der guten alten Zeit herüber gebracht. Er sprach von der Zauberei und Magie der Inder, Aegypter und der Kabbala der Juden, von denen Allen er wenigstens etwas wußte.

Der Alte hatte aufmerksam gelauscht und beifällig genickt.

„Wir müssen uns noch kennen lernen,“ sagte er; „ich meine näher kennen lernen, so, daß man sich gegenseitig vielleicht etwas vertrauen, daß man Zuversicht zu einander haben kann!“

Unterdeß war der Abend hereingebrochen; das Mädchen fröstelte und mahnte zum Aufbruch.

Der Alte betrachtete seine Neige und trank sie zu Ende, dann erhob er sich; das Mädchen und Faustin standen gleichfalls auf.

„Geh' voraus, Clärchen und schließ immer auf!“ sagte der Alte; doch Faustin trat diesem Gebot hindernd in den Weg.

„Sie werden am späten Abend die Dame doch nicht allein gehen lassen?“ sagte er verwundert. „Die Stadt ist voll wilder Thiere, Löwen, die nur auf Einem Auge sehen und in dem Andern ein Glas tragen; Zebras mit gestreiften Hosen und Giraffen mit hoher Halsbinde. Gestatten Sie mir, daß ich —“

„Nein, nein!“ versetzte der alte Mann abwehrend.

„Wir bleiben bei einander. Wir müssen uns noch kennen lernen. Ich wohne auf der Dunkelgasse Nr. 9 im Hofe. Ich thu' es der Augen wegen, damit mir die Sonne nicht in die Stube scheint. — Suchen Sie mich auf, am Liebsten bei Abend, wenn der Mond voll ist. — Meine Name ist Branter, ohne eine englische Erfindung zu sein. — Hier ist's. Die gelbe Hausthür. So. Und nun gute Nacht! Wohl zu bekommen!"

Er drückte sich rasch in die Hausthüre; Clara mußte folgen; sie konnte dem Nachbar vis-à-vis nur eben noch beim Abschiede einen Blick zuwerfen, aus dem der Traumgott bei Nacht sein phantastisches Gewebe spann.

Sechstes Kapitel.

Fremde Hülfe.

Man hätte sagen können, das Herz von Faustin habe sich, als er nach Hause kam, gewendet gehabt. Der Schmerz lag unten, die Lust oben auf. Als er allein in seinem Stübchen war und die Eindrücke des Tages zu verarbeiten anfing, rührte er die tiefer liegende Masse freilich auf und setzte sie dergestalt in Gährung, daß, wenn das Herz nicht von vornherein von der Natur mit eisernen Reifen beschlagen worden wäre, das seinige vor Wonne und Wehmuth hätte zerspringen müssen.

Cordchen und Clärchen — wie mischte sich da Blond und Braun so wunderbar! Wie schauete es ihn bald dunkel, bald blau an! Und dazwischen der Tode und Gertrude, und hinter denselben seine eigne Zukunft mit einem Trauerflor um den Arm!

Er riß das Fenster auf und schauete in die hereingebrochene Nacht hinaus. Auf der dunkeln Luft

ritten allerlei phantastische Gestalten, luftige Gespenster, die die Erde mit uns bewohnen und sich bei Nacht lustig machen. Sie zogen an ihm vorüber, ihm in's Ohr raunend allerlei wunderliche Reden, die er verstand und nicht verstand, wie es eben kam. Es war ein Blocksbergheer, das zu einer tollen Nacht auszog und mitten unter ihnen der Doktor und Gertrud und Cordchen, und der alte Mann gegenüber mit Clärchen schloß den Zug. Und als Faustin fragte: Wohin?" Da ertönte als Antwort: „In die Ferne weit hinaus! Die Sehnsucht hat Flügel, und ist die Seele leicht, da nimmt sie die Luft zwischen die Beine wie wir, und Hui! geht's fort, weit in die Weite, hoch in die Höhe, über Mond und Sterne, hinaus in's raumlose Ungewisse!"

Es quälte ihn, daß er das Alles für sich behalten, daß er mit sich allein fertig werden sollte. Er bog sich weit hinaus, so daß er die Nachbarfenster in's Auge fassen konnte. Sie waren matt erleuchtet.

„Marbeck ist zu Hause," sagte sich Faustin, durch das Bewußtsein einer menschlichen Nähe in Etwas erleichtert. Nun entstand die Frage in ihm: Wie zu ihm kommen!

Die kürzesten Entschlüsse sind die Besten! Auch Faustin ging geradezu und donnerte mit der Faust an die Thüre des Nachbars.

Ein lautes Gähnen antwortete drinnen.

„Mach auf!" rief Faustin, „oder Du erlebst es,

daß ich morgen früh am gesprungenen Herzen gestorben bin!“

Das Knistern des Bettes verrieth, daß sich der darin Liegende erhob, schlürfende Tritte wurden hörbar, die Thüre öffnete sich endlich und Faustin trat ein.

Es war das erste Mal, daß er sich in der Stube des Nachbars befand und deshalb betrachtete er sie mit Interesse.

Nachdem Marbeck seinem Besuch einen Stuhl vorgeschoben, damit dieser sich setzen konnte, kroch er wieder in's Bette.

„Du wirst entschuldigen,“ sagte er, „ich denke am liebsten im Bette. Mir kommt's darin vor, als hätte man keinen Körper, wenn nicht grade das Bettstroh hineinsticht, und als läge nur der Geist auf dem Kopfkissen, der sich wunderbare Fragen an die Decke schreibt und sie vom Bette aus zu beantworten sucht. — Setz' Dich doch!“

„Ich muß mich erst mit Deiner Umgebung bekannt machen!“ erwiderte Faustin.

„Soll ich sie Dir vorstellen? Da ist ein einziger Stuhl, ein Angstkind, von dem ich immer fürchte, daß es zusammenbricht, wenn ich mich gedankenschwer darauf setze; ein Tisch von einer zukünftigen Form, die irgend einmal in einem spätern Jahrtausend mode werden wird, ein eiserner Ofen, der im Winter sehr angenehm kühlt, ein Büchergestell mit Pfeifen, Kaffeegeschirr und einem Schreibzeuge mit guten Einfällen von

Gallapfel und klebrigen Ideen von aufgelöstem Gummi. Das ist die ganze Ausstattung der neun Musen! Die Bälger bekommen nie Etwas mit!"

Auf dem, vor das Bett gerückten Tische stand eine Lampe mit Blechschirm, daneben lag ein aufgeschlagenes Buch. Faustin besaß zu viel Zartsinn, um nach dem Inhalte des Werkes zu fragen. Marbeck, der seinen darauf ruhenden Blick bemerkt hatte, kam ihm entgegen.

„Es ist Schoppenhauer!" sagte er. „Philosophien sind Stimmungen, Launen; wenn ich auf dem hohen Pferde absoluter Selbsterkenntniß sitze, lese ich Hegel, und bin ich auf dem Esel und trage mich als eignen Quersack zur Würmermühle, dann lese ich Schoppenhauer. Es ist doch lustig, daß zuletzt ein Jeder Recht hat. — Kennst Du Burdachs Anthropologie."

Faustin verneinte.

„Es ist wie ein Gebetbuch!" versicherte Marbeck. „Auf der letzten Seite ist man ein Andrer, größer, höher, als nach dem Maße der Alltäglichkeit, von Käsekrämern und Wurstmachern gemessen. Darin ist Poesie! Lies! Und wenn Du Dich nicht so leicht fühlst, wie ein Mensch, der sich Abends schuldenfrei zu Bette legt, dann ist viel Holz in Dir!"

Faustin versprach das, beeilte sich aber, auf seine eignen Angelegenheiten zu kommen und die Sprachseligkeit seines Freundes für diese in Anspruch zu neh-

men. Er benachrichtigte ihn von dem Tode des Doktor Magnus.

„Wohl ihm!“ sagte Marbeck. „Er ist im Lande der Erkenntniß und der Würmer, wie es eine dualistische Natur zuletzt mit sich bringt. An der Quelle des Geheimnißvollen, Urewigen. Wenn der Mann nach dem ersten Semester in der Ewigkeit zurückkehren könnte — welche Verbesserungen würden seine Tiegel, Kessel und Retorten erfahren! Vielleicht ist's mit der Menschenschöpfung wie mit dem Ei des Columbus: wenn man's gesehen, macht man's nach und hält's für Bagatelle! — Du bist doch sein Erbe?“

„Die Gerichte haben versiegelt! Ich fürchte, mit meiner Laufbahn ist's vorüber, wenn sich nicht andere Quellen finden,“ äußerte Faustin bedenklich.

„Versiegelt!“ schrie Marbeck. „Bist Du nicht sein Sohn? Hat er Dich chemisch nicht zusammengesetzt? Bist Du nicht das beste chemische Präparat wie irgend eins im steten Verbrennungsprozesse begriffen und nur durch eine Assimilation von Sauerkraut, Weißbier und frischer Luft zu erhalten? Die Wissenschaft muß Dich anerkennen!“

„Das ist vorüber! Laß diesen Unsinn! Bis jetzt noch stehen alle Fakultäten der bekannten Welt auf dem Standpunkte des Nichtwissens in Bezug auf die Menschenschöpfung,“ erwiderte Faustin.

„Bah! Unsere Gelehrten haben den ersten Menschen bald zusammen,“ meinte Marbeck. „Ein wenig

elektrische Luft, eine kleine Erdrevolution, Indien die Wiege — weshalb soll man an Dich weniger glauben! Weil Dein Geburtsland nur ein Kessel war? Weil die Schöpfung künstlich geschah? Weil alle die Stoffe nur wissenschaftlich zusammengesetzt waren? Dafür bist Du auch kein Adam, Dir fehlt die Neigung zu Aepfeln."

„Du hast kein Gemüth, um mit zu fühlen, wie mir's um's Herz ist!" sagte Faustin vorwurfsvoll.

„Gemüth? Das gehört in die andere Welt, in dieser wird es nur zerstochen von all den Spitzen, die aus jeder Menschennatur herausgucken und zwischen denen wir hindurch müssen!" versetzte Marbeck. „Doch Dir geht der Tode an's Herz, weil Du Dir ein Wiedersehen träumtest mit all dem Stolze eines Menschen, der die Universität mit der ersten Censur verläßt. Sei ruhig! Du wirst Dich selbst anerkennen und Dir sagen dürfen, daß Du mit Dir zufrieden bist. Andere können's dann auch sein."

In diesem Tone sprachen die Freunde noch eine Zeit lang fort. Durch Marbeck's derbe Sprachweise klang es doch hindurch, daß ihm der Zustand seines Freundes, obgleich von keiner Versöhnung gesprochen und der Scene vom Morgen nicht gedacht worden war, zu Herzen ging; aber er wollte durch Mitgefühl seinen Freund nicht weicher stimmen, als dieser schon war, vorzugsweise da er bedachte, welche Kämpfe diesem, als stützelos und verlassen, bevorstünden und welche

kräftige Natur das Leben überhaupt von denen verlangt, die nicht vom Glück durchs Leben getragen werden, sondern zu Fuße hindurch gehen müssen, als Stab das schwanke Selbstvertrauen in der Hand.

„Hab' nur Poesie!“ fuhr Marbeck nach einer Weile fort. „Das ist das erste Gebot, das Verheißung hat. Höhe und Tiefe, Lust und Schmerz fängst Du dann gleich erhaben auf, die Blumenwege Deines Lebens wandelst Du dann schöner, mit innigerem Verständniß, und die Steinwege und Schluchten und Abgründe des Schmerzes und Leidens werden dann nur zur wilden Romantik, zu pittoresken Gegenden des Lebens. Aber lass' Dich nicht mit Leuten des industriellen Fortschritts ein; wer einen neuen Hosenschnitt erfindet, den halte für sehr verständig, aber gemüthvoll sind diese Leute nicht. Die Gemüthlichkeit gehört in's vorige Jahrhundert.“

„Ich finde etwas Wahres in Deiner Bemerkung,“ versetzte Faustin. „Die Züge der Alten, welch' ruhiges Wohlwollen, welch' behagliches Sichselberleben und doch wieder — welch' Antheilnahme für Andere!“

„Wir sind zu verständig, um Gemüth zu haben; zu geistig raffinirt, um gediegen zu sein. Seit der Verstand die Perrücke verloren, hat sie das Gemüth auf den Kopf gesetzt. Der alte liebe Zopf! Man machte wenig Erfindungen darin, aber es war doch Alles am Menschen gedreht und geflochten und die Gedanken des Kopfes lernten daran eine bestimmte Dis-

ciplin, die jetzt so irregulär in der Welt umherschwirren. — Aber nur Geduld! Wenn wir Alles aufgedeckt haben, was noch Geheimnißvolles in der Welt ist, wenn die Bestimmung des Menschen, der Zweck des Universums unwandelbar feststeht; wenn statt der ewigen Spekulation das klare Erkennen eintritt — dann wird eine andere Welt werden, andere Menschen und die alten dicken Gewerbsmeister mit silbernen Rockknöpfen werden wieder mode."

„Du meinst die Bestrebungen des Bundes?" fragte Faustin.

„Was geht's Dich an! Du erhältst die zehn Gebote, die dann Geltung haben werden, in Deinen Katechismus, den Du einst als aufgeklärter Familienvater Deinen Kindern vorbuchstabirst. Die Bestimmungen unseres Daseins werden in Holzschnitt beigegeben."

„Du machtest mir heute früh das Anerbieten — Jetzt tret' ich dem Bunde bei!" sagte Faustin entschlossen.

Marbeck drehte sich im Bette um und schaute dem Entschlossenen lange in's Gesicht.

„Jetzt habe ich keine Bedenken mehr," fuhr Faustin fort. „Magnus ist todt; Gertrude so alt, daß sie meine erste Predigt, die ich vielleicht in zwanzig Jahren halte, kaum erleben wird; auch versteht sie das Universitätsleben nicht, und ob ich überhaupt fort studiren kann, ist eine zweite Frage."

„Du bangst für das Bestehen des Bundes?"

„Ich leugne das nicht! Wenigstens scheint er mir etwas Verbotenes. Doch wie's auch kommt, Du hast mein Wort!"

„Das ist ein großer Entschluß, der Dir die Ruhe nöthig macht. — Gute Nacht! Träume etwas, damit Du morgen Süßholz für Dein Herz hast."

Faustin entfernte sich. Marbeck ließ die Thüre unverschlossen.

„Ich lasse das Licht brennen," entgegnete er auf die Frage des Andern, ob er verschließen solle. „Wenn ein Spitzbube den Plunder sieht, kehrt er schon von selber um." —

Faustin schlief noch sanft, als es stark an seine Thür schlug. Er sprang auf und öffnete halb angekleidet, in der Voraussetzung, seinen Freund Marbeck bei sich eintreten zu sehen.

Draußen stand der Postbote.

„Zu quittiren!" sagte der Mann in der lakonischen Sprachweise, die man, seit Sparta nicht mehr besteht, nur noch von den deutschen Postbeamten lernen kann.

Faustin nahm den Brief, der den Poststempel Wien und als Siegel ein ihm unbekanntes Wappen trug. Die Adresse war so deutlich auf dem Briefe angegeben, daß ein Irrthum nicht möglich war.

Nachdem Faustin den Boten abgefertigt, erbrach er den Brief. Es lag ein Wechsel darin auf „Nach Sicht" und auf eines der bestrenommirtesten Banquier=

häuser gestellt im Betrage von fünfzig Thalern. Dabei befanden sich ein paar von unbekannter Hand geschriebene Zeilen:

„Ich wünsche, daß Sie durch den Tod Ihres Pflegevaters in ihren Studien nicht unterbrochen werden mögen. Von Zeit zu Zeit werden ähnliche Sendungen folgen. Seien Sie unbesorgt und überlassen Sie Ihr Schicksal

d.. Ihnen Wohlwollenden."

Dieser Brief gab zu den mannichfachsten Combinationen Veranlassung, die sich Faustin in Folge desselben machte. Er rieth auf Gertruden als Absenderin. Aber ihre Zärtlichkeit für ihn wäre dieser, obenein von ihrer Seite unnöthigen, Discretion nicht fähig gewesen. Cordchen hatte weder das Wohlwollen noch das Geld für ihn und dritte Personen gab es so viele, daß zuweilen damit Volkszählungen vorgenommen wurden.

Es ließ ihm nicht länger Ruhe; und wenn Marbeck den Schlaf eines Murmelthieres hatte, er mußte wach werden und mit ihm rathen und suchen, aus welchem schönen Gemüthe dieser Wechsel mit fünfzig blühenden Thalern entsprossen war.

Marbeck zu wecken, war kein geringes Stück Arbeit; Faustin hatte schon zehnmal geglaubt, ihn aus Morpheus Armen gelöst zu haben, als er bald rechts, bald links wieder hinein sank.

„Dein weiches Herz" — sagte er gähnend —

„leg' Deinen Schmerz auf's Ohr — schieb Dein Gemüth unter die Bettdecke —"

„Ein Wechsel! Ein Wechsel!" schrie ihm Faustin zu.

„Wechsel!" und im Nu fuhr Marbeck in die Höhe. „Wer sagt Wechsel? Ah, Du bist's!"

„Endlich!" sagte Faustin erfreut und zog sich zur bequemern Mittheilung einen Stuhl herbei.

Marbeck rieb sich den Schlaf aus den Augen.

„Willst Du etwa gewechselt haben?" fragte er. „Ich kann Dir nur einen Silberdreier in Kupfer umsetzen. Eben weil das Dasein ohne einheimische Münzsorten so langweilig ist, such' ich es zu verschlafen."

Faustin erzählte. Marbeck horchte mit großer Spannung und weit aufgerissenen Augen.

„Vor Allen," sagte er, „fragt sich's, ob der Wechsel gut ist. Ich traue dem anonymen Schicksale nicht, zumal wenn es Wechsel ausstellt. Setz' ihn erst um, und wenn Du in klingender Münze wieder kommst, können wir überlegen. Wenn sie Dich wegen falschen Wechsels hinterstecken, berufe Dich auf mich, ich werde Dir bezeugen, daß Du Dich nicht auf's Ausstellen, sondern nur auf's Einlösen verstehst."

Daß der Wechsel falsch sein könne, da er von einem Bankierhause Wien's ausgestellt war, daran hatte Faustin nicht gedacht; er fand deshalb den Rath seines Freundes bei nun aufsteigender Bedenklichkeit in der Ordnung und eilte, sich von dieser Seite hin Gewißheit zu verschaffen.

Es dauerte nicht lange, da kehrte er wieder, in der einen Hand zwei Weinflaschen, in der andern Wurst und Schinken.

Marbeck, als er den Freund so bei sich eintreten sah, sagte:

„Der Wechsel war gut und Du verstehst Dich auf's Einlösen, ich hab' es ja gesagt! — Erst wollen wir trinken, dann denken wir über die geheimnißvollen Thaler nach, die bestimmt sind, aus ihrer anonymen Vergangenheit an das Licht der Welt zu treten.“

Unten im Vorübergehen hatte Faustin in der Küche des Wirthes Auftrag gegeben, das zu einem Frühstück nöthige Geschirr hinaufzubefördern. Bald auch trat das Hausmädchen mit Gläsern, Tellern und sonst nöthiger Zuthat ein und bereitete den Tisch.

Marbeck schenkte ihr ein Glas Wein ein, und als sie es mit der Bemerkung „Zum frühen Morgen!“ zurückweisen wollte, sagte er:

„Der Wein ist immer poetisch und wohl dem Menschen, in dessen Existenz ein Weinstock steht. Sieh doch, diese Weinblüthe duftet nicht wie andere Blüthen, nur zu gewissen Zeiten oder am liebsten zu Abend, sie duftet immer. Die Liebe bedarf des Abends seligen Mondscheins und linder Luft, damit man beim Kusse nicht zusammenfriert; die Freundschaft wird immer erst bei'm Dessert warm, wenn die Tafel sonst nicht schlecht war; die Kunst bedarf der Phantasie, soll sie auf uns wirken — über das Alles ist der Wein

hinaus, er macht reich, groß, gut! Wäre die Menschheit nur immer halb angetrunken, sie wäre dann eine einzige große Familie, zwar besoffen, aber erträglich!"

Als er sich wieder mit Faustin allein sah und über die erste Flasche hinweg zur zweiten ging, fand sich bei ihm auch wieder die Antheilnahme an dem Schicksale des Freundes ein und vor Allem an dem anonymen Briefschreiber.

„Oder Briefschreiberin!" sagte er. „Recht betrachtet haben diese Schriftzüge etwas Aristokratisches, Hochgebildetes, und diese Wohlwollende sieht mir ganz darnach aus, als trüge ihr ein betreßter Mohr die Saloppe nach. Dieses S. scheint mir weiblichen Geschlechtes mit Armband und Fingerreifen und für einen glücklichen Vater, der den Musen einen classischen Wechsel schickt, ist mir das Couvert zu zierlich. — Nur zu! Vielleicht haben wir bald wieder Gelegenheit, die unbekannte Handschrift zu studiren. — Jetzt schätze Dich glücklich, daß Du in mir einen Freund gefunden hast, der Dir aufrichtig mit Trinken hilft; für Dich allein wär' es des Weines zu viel gewesen!"

„Marbeck!" sagte Faustin vom Weine angeregt. „Ich freue mich des Entschlusses, zum Bunde treten zu wollen! Ohne höheres Wollen oder gar — Müssen, ohne eine Lebensfrage, an deren Antwort man sich zu Tode sucht, ist das Leben doch gar zu Leisten = ähnlich."

„Und der Mensch wie Kalbleder, das man darüber spannt, ergänzte Marbeck. „Du hast Recht!

Man muß sich mit seinem Geiste herausarbeiten aus dem Alltäglichen, muß ein Sonntagsmensch unter diesen Werkeltagsnaturen sein. Lieber ein Original mit schiefen Absätzen, ein Genie, das seine Kleider mit Bindfaden zusammenhält, als so ein unglücklicher Philister, der den lieben Gott in der Kirche nur im Sonntagsrocke besucht."

Siebentes Kapitel.

Der Bund.

Am Abend trat Marbeck bei seinem Freunde ein.

„Komm!“ sagte er. „Der Bund ist heute vollzählig. Du wirst mir aber den Gefallen thun, wenn Du einmal aufgenommen bist, nicht etwa aus lauter Respekt dumm dazusitzen! Sprich was Dir einfällt und möglichst vernünftig!“

Sie gingen.

Faustin fühlte denn doch unterwegs einige Anwandlung von Beklommenheit.

„Ich kann nicht davor!“ sagte er sich entschuldigend zu Marbeck, dem er seinen Gemüthszustand entdeckte. „Ich kämpfe mit allen Kräften dagegen und bin mit meinem Geiste ein andrer Mensch als mit meinem Herzen. Aber was in mir da ist, läßt sich mit aller Vernunft nicht beseitigen.“

„Ich kenne das,“ gestand ihm Marbeck zu. „Das ist wieder die Zwienatur des Menschen und gut ist es,

daß alles Schlechte mit uns zu verfaulen bestimmt ist. Weshalb gab allemal eine Seite meines Innern so dumm nach, wenn Andere Geld hatten und ich nicht! Die Vernunft pfiff schöne moralische Lieder von Zufriedenheit, Neidlosigkeit und andern gottseligen Tugenden, und wenn ich in die Saiten des Herzens griff — bah, da war die Quinte nie dazu zu bringen, einen reinen Ton zu geben. Wie das schnurrte und hölzern klang, als wäre das Herz nur ein gewöhnlicher Kasten und nicht der Resonanzboden unsrer Empfindungen. Guter Gott! Hätt' ich manchmal die Vernunft unterm Arm nehmen und ausreißen können, ich hätt' es gethan, aus Schamgefühl, daß ich Umgang gehabt hatte mit einem so äußerst ordinären Innern."

„Und ich behaupte, daß wir zu gewissen Tugenden und Lastern von vornherein mehr oder weniger disponirt sind," sagte Faustin keck.

„Heb' Dir das Thema für den Bund auf," rieth Marbeck. „Darüber läßt sich vielleicht noch disputiren."

Das Versammlungslokal des Bundes war, wie schon angegeben, nach dem Hofe gelegen und hatte zwei Eingänge, den einen durch die gewöhnliche Gaststube, den andern im Hofe, aus dem man durch eine Doppelthüre unmittelbar in das Zimmer gelangte. Der Sicherheit wegen wurde an jedem Versammlungs=

tage der erste Eingang verschlossen und die Mitglieder des Bundes nahmen ihren Weg über den Hof.

Hier wurden die Ankommenden bereits von einem Bundesgliede erwartet, eine schwarze Maske vor dem Gesicht. Marbeck machte eine stumme mystische Bewegung, worauf die Maske ein schwarzes Tuch unterm Rocke hervórzog, mit welchem man den Aufzunehmenden die Augen verband.

So wurde er eingeführt in das Innere. Das Tuch war so dicht und im Augenverbinden hatte die Maske eine solche Virtuosität entwickelt, daß in das augenblickliche dunkle Dasein Faustins auch nicht der leiseste Lichtstrahl eines hoffnungsvollen Talglichts fiel, von deren Dasein ihn seine Nase überzeugte.

Ein dumpfes Summen und Murmeln um ihn her trug noch dazu bei, daß Faustin sich ganz in die Zeiten der heiligen Vehme versetzt fühlte, um hier vor einem unterirdischen Tribunal alle die Thaten zu verantworten, die er irgend einmal — gelesen hatte.

Drei gewaltige Schläge ertönten; da auf einmal entstand um den Geblendeten eine geheimnißvolle, dumpfe Stille. Ihm war in diesem Augenblick, als müsse wenigstens die Belle=Etage mit dazu gehörigen Möblement und Küchengeräthe ihm auf den Hals fallen und sanft erschlagen, oder der Boden müsse unter seinen Füßen weichen und er hinabfallen in ein finsteres Verließ, wo Kröten, Molche, Schlangen und

sonstige ungebildete Thiere sich dergestalt mit ihm unterhielten, daß sie ihn auffraßen.

Nun hörte er die beruhigende Stimme seines Freundes, welcher sprach.

„Die Erde ist noch unvollkommen, das erkennt Jeder, der mit nur Einem Blick auf ihrem Treiben verweilte, und was die Menschheit that, sie zu veredeln, indem sie ihr die Civilisation inokulirte, hat bis jetzt nur taube Blüthen getragen. Unser Wissen in höheren Dingen ist kein Wissen, zu glauben ist aber der Würde der menschlichen Vernunft entgegen, die bestimmt ist, zu erfassen und zu erkennen. Die Welt von ihrer Unvollkommenheit loszumachen, die Wissenschaft über den Glauben hinaus zur Erkenntniß zu führen, sind die beiden Aufgaben des Bundes. Diese Aufgaben zu lösen hat jedes Bundesglied mit Blut, Leben und Vernunft zu fördern und für das Erkannte und seine Verwirklichung mit Allem was in, an, um, über und unter ihm ist, einzustehen. Willst Du das?"

Faustin antwortete ein noch Möglichkeit kräftiges „Ja!"

„Willst Du, wenn der Bund in Conflikt mit den Behörden kommen sollte, nie zum Verräther werden und durch keine Marter der Welt sein Geheimniß verrathen?"

„Niemals!" versicherte der Gefragte.

„So schwöre das bei allem, was einst die Wissen=

schaft Dir aufthun wird, bei allen Verheißungen und Hoffnungen, die einst vielleicht in ihrer Erkenntniß liegen, bei jener Stellung, die Du dereinst vielleicht auf der zum Ideal erhobenen Erde einnehmen wirst!"

„Ich schwör' es!" sagte Faustin feierlich und legte die Hand aufs Herz, zum Zeichen, daß es ihm mit diesem Schwur Ernst gemeint sei.

Nun wurde ihm das Tuch abgenommen und er sah sich in einem Kreise von etwa zwanzig Comilitonen, mit denen er mehr oder weniger schon verkehrt war und denen er ihre Verbindung doch nicht abgemerkt hatte. Marbeck umarmte ihn und überreichte ihn als Bundeszeichen ein schmales, rothes Band.

„Roth ist die symbolische Farbe der Liebe, der Liebe zur Wissenschaft und zur Menschheit in unsrer Auffassungsweise," sagte er. „Aber," setzte er hinzu, „laß es keinem Professor sehen! Sie sind wie die Truthähne, die diese Farbe nicht vertragen können."

Nun umringten ihn die Andern, jeder mit der Rechten die Hand ihm schüttelnd, mit der Linken ihm das Bierglas hinhaltend.

„Ich steige vor!" hieß es von allen Seiten und Faustin stieg so lange nach, bis er in Gefahr war, auf dem Boden irgend eines Glases liegen zu bleiben.

Bald war die Ordnung wieder hergestellt, d. h. Jeder hatte Platz hinter seinem Glase genommen nud Pfeife oder Cigarre in Brand gesteckt.

Nun erst, nachdem es um ihn ruhiger geworden war und die stürmischen Wogen des Willkommens sich gelegt hatten, fand Faustin Muße, die innere Einrichtung des Lokales genauer zu betrachten.

Es war eines jener Zimmer, die die Spucknäpfe entbehrlich machen; die Wände hatten zu irgend einer Zeit einmal einen bunten Anstrich besessen, dessen Dasein sich nur noch sehr unvollständig nachweisen ließ; Tische und Stühle waren von einfachster Form, mit rother Farbe überzogen und oben, über den Fenstern, hingen jene kleinen, sparsamen Gardinen, die eine Theuerung des bunten Kattuns voraussetzen lassen. An den Pfeilern lehnten bescheidene Spiegel in dunkeln Rahmen und am Eingang, der Thüre zur Seite, brannte ein anspruchlóses Oellämpchen in traulicher Nachbarschaft eines Fidibusbechers.

Die Bedienung trat durch den Hof ein und aus und erschien nur, wenn man an einem Glockenzuge zog, der an der einen Wand angebracht war. Dann wurden indeß auch immer mindestens ein Dutzend Gläser auf einmal bestellt.

Es war Herkommen im Bunde, daß Reihe um Einer nach dem Andern eine Frage, einen Gedanken, eine Meinung oder einen Grundsatz aufzustellen hatte; Frage oder Meinung mußten auf dem Wege zu den, dem Bunde vorschwebenden Zielen liegen und wurden dann mit Aufwand möglichsten Scharfsinns discutirt. Es war freilich nicht selten, daß die Fragen zu den

ewig schwebenden gehörten, die weder im Himmel noch auf Erden ein Nest haben, oder daß Meinungen laut wurden, auf welche im gewöhnlichen Leben das Irrenhaus als Strafe steht und die der Meinende durch einen großen Aufwand von Geistreichigkeit als vernünftig hinzustellen suchen mußte.

So heute Baumler, welcher behauptete, er gehöre in religiösen Dingen zu den Rationalisten, jeder Rationalist müsse aber in der Geschichte wie in der Natur das Dasein eines Teufels anerkennen. Er behaupte nicht, daß dieser Teufel so persönlich sein müsse, daß er den Kuhschwanz zwischen die Beine nehmen könne; er lasse Jeden freie Wahl, sich ihn zu denken wie er eben wolle, modern oder antique, in Glanzstiefeln oder der Toja — nur wegdenken könne man ihn sich nicht!

Diese Behauptungen rief einen Sturm von Mißbilligungen hervor, der rauschend über das Haupt Baumlers dahin fuhr und Marbeck nöthigte, indem er mit dem Deckel gegen das Bierglas schlug, die parlementarische Ordnung wieder herzustellen.

„Silentium!“ schrie er im kräftigsten Bierbaß. „Baumler hat das Recht, eine Meinung auszusprechen, die den von uns verfolgten Zielen nicht abseits liegt; er ist heute an der Reihe! Wer ihn widerlegen will, der melde sich! Was mich betrifft, so stehe ich auf dem Baumlerschen Standpunkte; ich behaupte: der Teufel ist nur weggeglaubt, aber nicht wegbewiesen worden!“

So hoch stand Marbeck in der Meinung Aller, daß seinem ausgesprochenen Glauben ein langes Stillschweigen folgte, die Frucht der allgemeinsten Ueberraschung. Nach und nach erholte man sich von diesem Unverhofften und eine Reihe von Sprechern meldeten sich zur Widerlegung.

Marbeck trat zuerst an Baumler das Wort ab, die aufgestellte Behauptung zu rechtfertigen und gegen die Angriffe der Andern zu vertheidigen; als die Debatte zu Ende ging, ergriff er das Wort.

„Zuerst," sagte er, „muß ich vorausschicken, ist nach meiner Meinung in religiösen Dingen die Vernunft so äußerst kurzsichtig, daß sie selbst mit gelehrter Brille auf der Nase es nicht weiter gebracht hat, als zu bemerken, daß das Crocodill keine göttliche Verehrung verdient, weil es den Menschen auffrißt und daß jener büßende Fakir, der fünfzehn Jahre einen Blumentopf in die Höhe hielt, so daß ihm die Nägel hinein gewachsen waren, ein ganzer Kerl, aber doch ein Narr war. Könnte die Vernunft in göttlichen Dingen als Schiedsrichter gelten, wir hätten keine Materialisten, Atheisten, Panteisten, Polyteisten, Theisten u. s. w. und die Philosophie wäre weniger halsbrechend. Will die Vernunft nicht an den Teufel glauben, dann kann sie auch Gott leugnen; denn ist die Erde aus Gottes Hand hervorgegangen, unberührt von jeder andern Kraft; woher, sagt doch, hätte die Menschheit Sünde genommen? Und es giebt Zeitepochen und Länder=

striche, die fast muthmaßen ließen, der Teufel habe mit der Sünde ausverkauft, und doch zieht er immer wieder mit frischer Waare zu Markte. — Die Naturstimme der ältesten wie der unkultivirtesten Völker hat immer als Gottes Daseinsbeweis gegolten; haben nicht dieselben Völker einen Gegner dieses Gottes in allerlei Gestalten, nur daß, wie bei uns, der Gott des Guten größer und mächtiger ist, als der des Bösen? — Aus Gottes Hand kann nur Reines hervorgehen; läßt nicht schon mancher Säugling im Bettchen ahnen, daß er der Menschheit für künftig nicht zum Gewinn gereichen werde? Das Bewußtsein einer höhern Würde, einer göttlichen Bestimmung kann es bezwingen, daß die Gefühle des Neides, der Rachsucht, der Bosheit, nicht zum Ausbruch kommen; man kann sich mit seiner sittlichen Kraft vor der That schützen, nicht aber vor dem Gefühle, wir haben die Kraft nicht, diese Empfindungen, als dem Guten widerstrebend, ungeboren zu lassen. Ich sage nicht, daß die genannten Regungen alle in Einem Innern sich bemerkbar machen müssen, ich behaupte nur, daß es Dispositionen sind, die Eine oder die Andern von vornherein uns mitgegeben. — Gott in der Geschichte! Ich mag ihn dort nicht leugnen; aber wie langsam, wie qualvoll, über wie viel Ströme Blut und Thränen, über wieviel Millionen Leichen und vernichtete Glückseligkeiten hat die Geschichte in ihrer Entwickelung den Weg genommen! Ists Euch nicht selbst, als würfe der Teufel dem ewigen Gott-Gedanken menschlicher

Fortentwickelung ewig neue Anstöße in den Weg, um diesen Gedanken aufzuhalten und zu verunreinen? — Ich sage Euch, wer Gott suchen will, darf den Teufel nicht von vornherein verleugnen, er läßt sich vielleicht noch früher finden und macht gar Manches erklärbar!"

Baumler drückte dem Sprecher, als dieser geschlossen hatte, feurig die Hand.

„Mir aus der Seele!" betheuerte er.

Marbeck entgegnete nur:

„Dafür werden wir Beide einst besonders gebraten," und brach damit ab. Niemand konnte errathen, in wie weit es ihm mit der Vertheidigung einer Persönlichkeit des bösen Prinzips Ernst gewesen war oder nicht.

Es schlug zehn Uhr. Mit dieser Stunde war die eigentliche Bundessitzung mit ihrer Disciplin zu Ende; man gruppirte sich von jetzt an nicht mehr um Eine Frage, um Eine Behauptung, sondern zerfiel in einzelne Gruppen, die näher an einander rückten, die Krüge neu füllen ließen, und entweder unter sich an den Thematas des Abends nach Lust und Laune weiter spannen, oder ganz abseit Liegendes besprachen.

Marbeck hatte seinen Freund an den Tisch gezogen, an welchem er saß; an demselben zugleich hatte auch Baumler Platz genommen, der sich des Breiteren und Tieferen über den Teufel erging und festzustellen suchte, welche Eigenschaften eigentlich ein Teufel haben müsse, um anerkannt zu werden. Mit an diesem Tische saß auch

Langhennerich, der sich, wie Faustin, für Theologie entschieden hatte.

Baumler war der flotte Bursche, der gern renommirte, ohne deshalb raufsüchtig zu sein. Er war ein guter Schläger und hatte dieses Talent nöthig, um zuweilen aufgestellte Behauptungen, die sich vernünftig nicht rechtfertigen lassen wollten, im Nothfall mit dem Hieber zu beweisen. Sein Aeußeres war nicht unangenehm, was er sehr wohl wußte und durch eine möglichst kleidsame studentische Tracht zu erhöhen suchte. Die dunkeln Augen, die grade Nase, das lange dunkle Haar, und Mund und Kinn von einem schwarzen Barte eingerahmt, gaben seinem Kopfe etwas Malerisches. Den Beinamen „Schniepel" hatte er auf der Mensur zwar an dem Erfinder desselben und seinem Anhange abklopfen wollen; indeß, wie viel gegenseitige Beulen und Aderlässe es auch gegeben hatte, wenn er den Einen abgeklopft, schrie man doch im Chorus: „Schniepel hat gut gepaukt!"

In Allem der Antipode von ihm war Langhennerich. Räumlich war der Kopf von vornherein zur Polymathie angelegt, obgleich er sich nur für Eine Fakultät die Theologie entschieden hatte, diese aber auch mit Eifer und Ausdauer verfolgte. Das Gesicht war voll und rund und die blühenden Farben der Wangen hatten im Zusammenfließen ihren Weg über die stumpfe Nase genommen, die seitdem die gesunde Farbe der Wangen trug. Die Stiru war hoch, aber ohne Ausdruck; die

kleinen, etwas zum Schielen geneigten Augen, lagen in fettigen von dicken Lidern wohl gehüteten Höhlen. Der Mund war breit, die Lippen aufgeworfen, im vollen Kinn ein Grübchen, das er sorglich pflegte und beim Sprechen mit den Fingern zusammenkniff; ein spärliches, ins Röthliche fallende, leicht gelockte Haar und eine breite, muskulöse Gestalt vollendeten die Erscheinung Langhennerichs.

Unter den Studenten galt Langhennerich für einen gescheidten Kopf; er sprach wenig, was er aber sprach, war durchdacht; seine Vorträge im Bunde waren Blüthen, an denen unzählige Thautropfen geistiger Gedanken hingen; selbst seine Begeisterung war kein heftiges, leidenschaftliches Ueberstürzen, sondern ein kühner aber grader Flug nach der Höhe. Ueber seine Jugend liefen allerlei dunkle Gerüchte; er selbst schwieg beharrlich darüber und wich jeder Frage, jeder Andeutung aus. Dieses Benehmen gab freilich nur zu neuen Conjekturen Veranlassung und man glaubte, was man Seltsames und Abentheuerliches von Langhennerich hörte, nur um so williger.

Dieses beharrliche Schweigen über sich, sowie ein ihm eigenthümliches lauschendes und horchendes Benehmen, das fast wie Spionerie aus kam, war Ursache, daß er von den Studenten mehr gemieden als gesucht ward, obwohl seine geistige Begabung und ungemeine Belesenheit grade für diese Kreise einen angenehmen Gesellschafter aus ihm gemacht haben würden.

Mehr als zu irgend einem seiner Studiengenossen fühlte er sich offenbar zu Faustin hingezogen. Lag vielleicht in der dunkeln Abkunft desselben, die unter den Studenten schon kein Geheimniß mehr war, irgend ihm etwas Verwandtes, Gleichartiges? War es die Persönlichkeit des jungen Studenten, die vielleicht etwas an oder in sich trug, was ihn sympathetisch anzog? Genug! Was er keinem der andern Studenten gethan, das that er an Faustin: er lud ihn ein, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen.

Faustin sagte zu. Auf dem Wege nach Hause, als er mit Marbeck allein war, meinte dieser:

„Einem Todten kann die Leichenfrau und der Citronengeruch der Leichenträger nicht unangenehmer sein, als mir dieser Mensch. — Wenn er ein Jude ist, dann bitt' ich Dich, laß Dich von ihm nicht beschneiden, sondern bekehre ihn lieber zum Schweinefleisch. — Ich gehöre Mittags, wenn ich zu Tische sitze, zu den starken Geistern, die zu Zeiten glauben, aus einer Schüssel mit grünen Erbsen müssen sich andere Gedanken extrahiren lassen, als wenn sie sich in einem Eierkuchen festessen oder wenn man Mittags nur frische Luft ohne Gemüse genießt; aber ich habe eine Ahnung, als ob dieser Mensch uns irgend ein Unglück bereiten würde. Ahnung — das klingt zwar ein wenig nach dem vorigen Jahrhundert, aber Du mußt entschuldigen daß ich sie nicht los werde; möglich, das die meinige eine Antiquität ist!"

Achtes Kapitel.

Der alte Mann.

Als Faustin am Morgen erwachte, war es um die Stunde, daß drüben am Dachfenster gewöhnlich die weißkattunen Vorhänge schon zurückgezogen und die Fenster geöffnet waren; heute, als er zum Fenster hinaussah, fand er sie noch geschlossen. Sie öffneten sich erst, nachdem Faustin schon eine Weile in dem Fenster gelegen und diesmal geschah es nicht so rasch, nicht so mit dem Vorsteckspiel der Oeffnenden, wie sonst.

Die Gedanken und Empfindungen der Jugend lassen sich leicht durchschauen, und wenn sie auch ihr Inneres nicht immer verrathen, ihr Dasein wissen sie nicht zu verbergen. Lebensdiplomaten werden wir nur erst mit den Jahren.

So hatte auch Faustin rasch erschaut, daß in dem Innern Clärchens irgend etwas vorgegangen war und noch vorging, was außerhalb des alltäglichen Lebens lag, etwas Aufrührendes und ganz Besonderes. Wie

sie vom Fenster rasch fortwollte, da sie ihn erblickte und widerwillig stehen blieb, wie sie zu ihm herüberzusprechen den Anlauf nahm und doch in ihrem Schweigen verharrte, wie sie ihm heimlich zuwinken wollte und doch die Augen von den langen, seidnen Wimpern bedeckt hielt — das Alles hatte Faustin schon erschaut und mit dem feinen Züngelchen des Herzens sich drüben als Geheimniß des Innern abgekostet.

Er schauete eben so rathlos aus seinem Fenster hinüber, als zu ihm herübergeschaut wurde; wie sollte er's beginnen, in das Innere Clärchens einzudringen und dort mit sanfter Hand zu lösen, was vielleicht schwer auflag? Alle europäischen Angelegenheiten, die er von seiner Mansarde aus mit der Nachbarin gegenüber verhandeln konnte, hätten vielleicht einem europäischen Fürstencongresse zur Unterlage, nicht aber zur Brücke in das Innere eines Mädchens dienen können; an das schöne Wetter knüpfte zwar Schwalbe und Lerche an zu ihrem Zuge durch die Luft, aber das Herz Clärchens hätte in der frischen, freien Gottesluft sein Geheimniß doch nicht laut ausgesungen! Zu einer solchen Aussprache, sagte sich Faustin, gehört die Stille der Nacht, damit ihr leiser, flüsternder Laut nicht unverstanden verloren geht, es gehört dazu der leise wehende Zephyr, der das Geheimniß schwebend trägt, bis er in's Herz des Vertrauten einzieht; es gehört dazu der Mond oben am dunkeln Himmel, der — da fiel ihm plötzlich ein, der

Vollmond war ja die Einladungskarte zum Besuch bei Branter, die früher oder später für ihn am Himmel aufgehen mußte, und er fragte hinüber: „Haben wir nicht heute Vollmond?" und machte dabei eine Bewegung mit der Hand, als ginge der Mond Dunkelgasse Nr. 9 in der gelben Hausthüre auf.

Clärchen schien ihn zu verstehen: sie nickte freundlich herüber, betrachtete dann ein zierlich gefaltetes Billet, wie es schien überlegend, ob sie ihn darauf aufmerksam machen solle, daß es ihn heute erwarte, entfernte sich aber vom Fenster, ohne, wie Faustin bemerken konnte, zu einem Entschlusse gekommen zu sein.

Dieser war mit dem Abentheuer des Morgens zufrieden; er ging vergnügt in seine Collegien, glaubte von ganzem Herzen, was der eine Professor ihn über die Kirchenväter vorsagte, hatte gegen die Vorlesung des Andern über Moralphilosophie nichts einzuwenden und verbrachte den Tag in halben Träumen, immer in der Hoffnung, der Mond werde aus Gefälligkeit heute etwas zeitiger aufgehen. —

Es war Spätsommer; die Tage hatten sich schon gekürzt, die Nächte verlängert; die Stadtlaternen waren gegen dunkle Hausfluren sehr diskret. Faustin war ohne Zweifel schon von der Straße aus, auf die gelbe Hausthüre zuschreitend, gesehen und hinter derselben erwartet worden; denn als er eingetreten war, drückte eine kleine Hand ein weißes Billet in die seinige und wollte sich rasch zurückziehen; Faustin aber

hielt sie fest und beugte sich über, so daß er der rasch sich entwindenden Gestalt noch einen Kuß auf das Kopfende ihres Strohhutes drücken konnte, der ihm besonders wohlthat.

Als er sich in der dunkeln Hausflur mit dem Billet in der Hand sah, bemerkte er erst, daß zwischen völliger Finsterniß und partieller, d. h. solcher, wo die Erde zwischen die Sonne und die Gaslaternen tritt, noch immer ein Unterschied ist. Mit vieler Vorsicht sich den Flur hintertappend, gerieth er vorerst in aufgestülpte Waschfässer und Wasserkannen hinein, stieß dann den Kopf an eine Lattenthüre, die, wenn sie nicht im Schlosse gelegen, darüber nachgegeben hätte, und traf zuletzt mit dem Ellenbogen auf eine eiserne Klinke, die, seitdem er Logik trieb, ihm das Dasein einer Thüre wahrscheinlich machte.

Er pochte mit höflich gekrümmtem Finger, und als darauf nichts hörbar wurde, krümmte er die übrigen vier auch. Drinnen öffnete sich eine Thüre und eine Stimme, die Faustin als die im blauen Frack erkannte, rief: „Herein!"

Er klinkte auf und trat in ein Vorgemach, das durch die geöffnete Stubenthür ein mattes Licht empfing. Das darin aufgeschichtete Küchengeräth, das nur einen schmalen Gang nach der Stube offen ließ, und der Feuerherd an der einen Wand, überzeugten den Eintretenden, daß er sich wirklich in der Küche befand, die den Durchgang nach der Stube bildete.

„Hier," sagte sich Faustin nicht ohne Wehmuth, „ist zweifellos der Ort, wo Clärchen wesentlich webt und waltet und ihr himmlisches Gemüth mit abgelegten Handschuhen, die sie an die Hände zieht, Kasserole scheuert und Messingleuchter putzt!" Wie verklärte sich ihm doch bei diesem Gedanken die ganze Umgebung, die an sich nichts Poetisches aufwies, als einen eisernen Feuerbock mit eingeschweißtem Hange, den er zur Erinnerung gern zu sich gesteckt, hätte nicht der alte Mann, die Thürklinke in der Hand, erwartungsvoll zwischen Thür und Angel gestanden.

„Ah, Sie sind's!" rief er, den Eintretenden endlich erkennend, entgegen. „Bitte, nur näher! — Fallen Sie nicht rechts über das Waschfaß!" —

Faustin trat, den empfangenen Brief in der Seitentasche seines Rockes verbergend, in ein kleines Zimmer ein.

Man muß den Sinn für beschränkte Häuslichkeiten mitbringen, wenn es uns darin gefallen soll. — Faustin hatte aus seiner Kindheit eine Vorliebe für solche bescheidene Beschränkung in sich bewahrt, wo er sie wiedertraf mit jener Sauberkeit, wie er sie von Gertruden gewohnt worden war, sprach sie ihm traulich an, und der Stolz hochfliegender Lebenspläne demüthigte sich vor dem Eindrucke der Ruhe und Gefahrlosigkeit bescheidener Existenzen.

So traf er auch hier wieder auf Kindheitseindrücke. Das Zimmer enthielt ganz die einfache Aus-

stattung, zwischen welcher er seine Jugend verlebt: die alterthümlichen, dauerhaft gearbeiteten Stühle, den braunen, kunstlosen Tisch, die Nußbaumcommode mit Aufsatz, das Kanapee mit blumigem Ueberzug und den schmalen Spiegel in braunem Rahmen. Aber die colorirte Geschichte der heiligen Genoveva, die als besondere Gottesschickung eingerahmt in dem Zimmer Gertruden's hing, war hier durch die Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes vertreten. Man konnte ihr folgen von der Grippe zu Bethlehem bis zum Kreuzestodte auf Golgatha. Aber auf Etwas stieß er noch, das ihm neu und befremdlich war: an der Stubenthür angenagelt war ein großes Bild, rahm- und glaslos, ein grober Holzschnitt, Christum am Kreuze darstellend, ringsum allerlei fromme Verslein gedruckt und mit der Ueberschrift „Haussegen" bezeichnet.

Während Faustin flüchtigen Blickes die Umgebung musterte, weilte das Auge des Bewohners auf ihm, erforschend, welchen Eindruck dieselbe auf ihn mache. Unwillkürlich in seine Kindheit zurückversetzt, trugen die Züge des Besuchenden den Ausdruck wehmüthig glücklicher Erinnerungen und aus seinem Auge blickte eine weiche, sehnende Seele.

Das Resultat der Beobachtung schien den Hausherrn zu befriedigen; indem er mit der Linken den carrirten Schlafrock vorn zusammenhielt, der Schlafrocksmütze aus den Nähten gehen wollte, reichte er die Rechte Faustin zum Willkommen hin.

„Ich heiße Sie willkommen!" sagte er freundlich. „Bitte, setzen Sie sich. — Hatte Sie nicht erwartet. — Ein so junges Blut und so alter Mann, da ist Gedächtnißschwäche wohl verzeihlich."

Er trug einen Stuhl herbei, nahm seinem Gaste den Hut aus der Hand, putzte den Docht der zinnenen Lampe, schob ihn zu einer anständigen Beleuchtung weiter heraus und setzte die Lampe und sich vor dem Gaste nieder.

„Wir sind unter uns," hob er dann an. „Meine Tochter besorgt nur noch Einiges zur Wirthschaft für den morgenden Tag und geht dann schlafen. — Heute ist Vollmond! Ganz Recht! Sie werden einen meiner Freunde kennen lernen — Participe! Einen in höhern Dingen erfahrnen Mann. — Was halten Sie von Geistern?"

„Man glaubt sie in die Welt hinein und glaubt sie hinaus, wie man es mit Allem macht, was sich nicht erkennen läßt," erwiderte Faustin.

„Nicht erkennen? Darin liegt's," sagte der alte Mann. „Ihr Nahen fühlt sich nur. Das rauscht und weht, das webt und schwebt. — Ich hätte beinah einmal einen Geist gesehen, aber er ließ sich nur hören, ein leises Schweben —"

„Sie glauben wirklich?" fragte Faustin, der nicht wußte, wie er sich dem Manne gegenüber benehmen sollte und gern den Brief in der Tasche bei Seite

gelesen hätte, von dem er hoffte, daß er ihm vielleicht Anweisung gäbe, wie er sich zu verhalten habe.

„Glauben?" wiederholte der alte Mann und sah auf Faustin wie verwundert, daß dieser eine derartige Frage aufwerfen konnte. „Sie sehen dort an der Thür das Bild des Gekreuzigten," fuhr er fort. „Sagen Sie selbst, kann noch etwas Böses über diese Schwelle? Kann ein mir zugedachtes Unrecht an diesem Bilde vorüber? Es kann's nicht! Der Gekreuzigte steigt herab von seinem Marterholz und schützt mich, der ich an ihn glaube. Das ist der Haussegen!"

Faustin horchte und staunte; in diesen Worten berührte sich die höchste Zuversicht des Gemüths und der Aberglaube auf eine so eigenthümliche Weise, daß er verlegen um das ward, was er wohl erwidern, welcher Meinung er, diesem Glauben gegenüber, sein sollte.

Es giebt einen Aberglauben, einen unschädlichen und schuldlosen, gegen den es sich nur mit eignen Widerstreben ankämpfen läßt, weil er etwas so innig Beruhigendes und Rührendes hat. — Faustin, der noch immer nicht klar zu sehen vermochte, drückte bei diesem Zuge, der ihn auf's Wohlthuendste wieder an Gertruden erinnerte, dem Alten die Hand.

Dieser fühlte sich durch die Theilnahme des Jünglings erwärmt und gehoben.

„Gott," sagte er, „Sie verstehen das? — 's ist nichts ohne. — Mit Augen sieht man's nicht und

doch ist's! Das ist das Seltsame! Früher ist's anders gewesen, da war noch Glauben unter den Leuten; die Geister, gute und böse, kamen, die Kreuzwege waren nicht umsonst, und wer mit dem Gesicht nach Morgen stand und unter einem glücklichen Gestirn geboren war, dem zeigten sie sich. Zu Mosi Zeiten, als Gott aus dem feurigen Busch sprach, war es nach andrer Art und was man damals in Egypten konnte und wußte, das hat Niemand wieder gekonnt und gewußt. Das macht die Aufklärung. Das Geheimniß erschließt sich nur dem Glauben."

„Ich denke mir indeß, den Geistern kann Niemand gebieten, als Gott," bemerkte Faustin.

„Er trat seine Macht ab an die Geweihten, sagt Participe!" entgegnete der Alte. „Sie sollten diesen hören! Er braucht nur noch das sechste und siebente Buch Moses. Da steht's drinnen, die egyptischen Heuschrecken, die Erstgeburt, und Alles, was Moses Wunderbares ausgeführt, und wie. Er hat den heiligen Ring und die sieben Siegel. Wenn wir das sechste und siebente Buch Moses hätten! Ich dachte eben, — weil Sie doch Theolog sind! — Sie werden einem alten Manne die Bitte nicht abschlagen?"

„Aber wozu Das?" fragte Faustin.

„Wozu? — Denken Sie doch — unmittelbare Geisterverbindung — dienende Herrscher der Welt — sich aufgenommen wissen in höhere Sphären —" sagte der Alte. „Die Geister sind Gottes, wem er sie sen=

det, den macht er zu seinem Auserwählten, spricht Participe!"

„Wer ist Participe!"

„Wer? — Sehen Sie das ist's! Niemand weiß es. Man könnte ihn für alt halten, denn er spricht vom heiligen Augustin, von Muhamed, von Zoroaster so eigen — er sagt's nicht, aber 's ist Einem doch, als wäre er mit ihnen umgegangen. Nach dem sechsten und siebenten Buch Moses ist er selbst in Alexandrien gewesen, was außerordentlich weit von hier liegen soll, hat sie aber auch dort nicht gefunden. Die Bücher existiren überhaupt nur einmal in der Welt. — Er hat mir die Bibel erklärt; aber wie? Mir zittern noch heute die Glieder davon! Ich kann's nicht wiedergeben; aber wenn ich von der Kanzel herabhöre, wie man dies und das in der Bibel so oder so versteht, da kommt mir's vor, als dächte man gar zu menschlich darüber, und Alles müßte höher, geistiger, überirdischer sein, so über allen Häuptern schwebend, daß man nur durch Beten und Fasten sich geschickt machen kann."

„Glauben Sie ihm?" fragte Faustin gespannt.

„Ich muß!" entgegnete der alte Mann gedrückt. „Er hat mir's angethan, ich weiß nicht wie. Wenn er davon spricht, was unser sündiges Herz schauen würde, sobald es die Binde der Leidenschaften und Laster von den Augen gestreift, wenn er die goldnen Thore des Himmels beschreibt und die feuerflammige

Brücke, auf der die Seligen hinüber wandeln, damit jedes Unreine verbrennt und abfällt, und wenn er schildert den Aufenthalt der Seligen, mit duftiger Luft und singenden Wolken, wo nur Liebe und Güte und ewige Glückseligkeit und Gott zu schauen ist in einer Majestät, die selbst das Auge der Seligen blendet, wie er in der einen Hand das Universum trägt und die andere, als Schicksal des Ganzen wie jeder einzelnen Creatur darüber hält — wenn er das Alles so begeistert, sowie außer sich mit Feuerworten schildert: da dreht sich's mit mir, mein Hirn wird wie ein Gefälle und treibt den Verstand, wie ein Rad, immer um sich; mir schwindelt's, vor den Augen flimmert's und ich sehe unsern Herrgott und die Schicksalshand schwebend über dem Universum und mir! Wenn mir der Angstschweiß auf der Stirn steht, läßt er nach und sagt, das wäre Reinigung und mit jedem Vollmond würde ich seliger. Er hätte mich schon in die Gemeinschaft der Geister eingeführt, hätten wir nur das sechste und siebente Buch Mosis mit der schwarzen und weißen Magie."

Gar zu gern hätte Faustin den Brief aus der Tasche gezogen und diesen gefragt, sollt' er bejahen oder verneinen; sollt' er die Schwäche schonen oder sie schonungslos aufdecken. War jener, der den Alten in das mystische Gewebe hineinzog — ein Betrüger an diesem, oder war er wirklich in dem befangen, was der Alte von ihm erzählte?

Das Suchen nach dem sechsten und siebenten Buch Mosis, an welche man in den niedern Volksschichten allen Ernstes glaubt, trieb der Alte mit einer Leidenschaft, die allein die Ursache war, daß er dem jungen Freunde, der weder geprüft noch bewährt erfunden sein konnte, so rückhaltlos vertrauete.

Faustin hatte die Mittheilung mit ernstem Schweigen aufgenommen, sich beherrschend, um selbst in seinem Gesicht keine Meinung sehen zu lassen.

„Participe wird kommen? Ich werde ihn von Angesicht sehen?“ fragte er nach einigem Schweigen den Alten.

Dieser neigte nachdenklich langsam das Haupt.

„Ich hoff' es,“ sagte er. „Es ist zwischen uns zwar nie von dem Umstande die Rede gewesen, wenn ein Dritter zu uns trät; aber warum sollte er einem gläubigen Gemüthe wehren?“

In diesem Augenblicke wurden langsame, tastende Schritte draußen im Flur hörbar. Der Alte horchte auf.

„'s ist die Zeit, da er zu kommen pflegt,“ sagte er leise; „aber 's ist sein Tritt nicht!“

Er zündete eine kleine, aus der Nähe herbeigeholte Blechlampe an, damit sein Gast nicht im Finstern blieb, indem er ging und draußen die Küchenthüre öffnend, hinaus in den Flur leuchtete.

Dort tastete eine fremde Gestalt herum, die, sobald der Alte mit der brennenden Lampe hinaustrat, sich erst zurecht zu finden schien und seinen Namen nannte.

Als der Alte sich dazu bekannt, griff der Andere, der ein Mann von fünfzig Jahren war, mit tiefgefurchtem Antlitz und brennend dunkeln Augen, in die Seitentasche eines langen, fast bis zur Erde reichenden Rockes und holte einen Brief hervor. Um sicher zu gehen, fragte er:

„Erwarten Sie heute noch Jemand?"

Der Alte nickte nur.

„Nennen Sie mir den Namen?" bat der Andere.

„Participe!" sagte der Alte.

Da übergab ihm jener den Brief, den er zeither in der Hand behalten, machte eine stumme, sich verabschiedende Gebehrde, und verließ, von dem Alten durch den Flur geleuchtet, das Haus.

Inzwischen hatte Faustin die Zeilen durchflogen, die ihm im Dunkeln eingehändigt worden waren; er wußte jetzt, wie er diese Mystik aufzufassen und dem Alten gegenüber sich zu benehmen hatte.

Noch bevor dieser eintrat, hatte er das Briefchen in der Seitentasche seines Rockes wieder verborgen.

„Nur ein Brief," sagte der Alte im Tone verfehlter Hoffnung. „Ich dachte, Sie sollten ihn selbst kennen lernen."

„Ich hoffte das auch," erwiderte Faustin. „Doch vielleicht ist noch Hoffnung! Was schreibt er?"

Der Alte hatte aus dem Commodenaufsatz seine Brille mit Messinggestelle und runden Gläsern, wie man die Brillen trug, bevor sie noch zum Gegenstande

des Luxus und der Mode erhoben waren; er brach, damit er nicht in die Schrift riß, mit vieler Vorsicht das Siegel, auf welchem Faustin ein Herz, in welches drei Nägel geschlagen waren, wahrgenommen und las erst still für sich, dann den Brief wieder von vorn beginnend, laut:

„Lieber Bruder.

„Es hat sich unter Beistand des heiligen Blutes eine Gemeinde gebildet, derer, die absterbend der Welt, nur einer höhern Bestimmung leben wollen. Ich habe Dich würdig gefunden, ihr anzugehören und bitte Dich, Du wollest beiwohnen unserer Versammlung morgen Abend, wenn die Glocke neun geschlagen, Brandisstraße Nr. 16 im Souterrain. Im Hause wird Jemand stehen, und so Du meinen Namen nennest, wird er Dir die Hand reichen und Dich führen. Bewahre dies als Dein Geheimniß und Dir eigen, nur wer sein Gemüth erschlossen dem Lichte, das von Engeln getragen wird aus den ewigen Höhen des Himmels in die Menschenbrust, dem theile Dich mit und wirb für uns, die Gemeinde der Heiligen."

„Er hat mich würdig gefunden," wiederholte der Alte gerührt und legte den Brief wieder in seine Falten. „Was sagen Sie dazu?"

„Ich ehre Ihr Vertrauen," erwiderte Faustin. „Wie sollte mich's freuen, fänden Sie auch mich würdig —"

Da sprang der alte Mann auf und umarmte den Gast.

„Wie sagt er? Unter Beistand des heiligen Blutes? So wollen auch wir uns finden im seligen Bündniß der Gemeinde der Heiligen!“ —

Faustin stand auf und griff nach seinem Hute.

„Also morgen?“ sagte er, sich verabschiedend.

„Morgen!“ wiederholte der Alte. „Und“ — er legte den Finger quer über die geschlossenen Lippen — „reinen Mund! Wenn sich uns die Göttlichen offenbaren, müssen wir vorsichtig sein. — Die Polizei ist oftmals dagegen.“

Neuntes Kapitel.

Die Gemeinde der Heiligen.

Auf seinem Zimmer angekommen, zündete Faustin vorerst seine Lampe an, zog den Brief aus der Seitentasche und legte ihn auf den Tisch, dann entkleidete er sich und warf sich in's Bett. So in dieser aller bequemsten Lage nahm er den Brief noch einmal vor, den er mit aller behaglichen Ruhe durchlesen und sich nun seinen Eindrücken ungestörter hingeben konnte, als wenn ihm nach dem Lesen desselben noch die Verpflichtung geblieben wäre, sich die Stiefeln auszuziehen.

Wer Schriftzüge zu deuten weiß und Clärchens Brief gesehen, der hätte sagen müssen, diese kleinen zitternden Buchstaben sind nicht keck oder erregt auf das Papier nur so hingeworfen worden, im Gegentheil, man hat die Feder ganz gewiß zehn Mal eingetaucht und immer noch nicht geschrieben, dann aber ist ein ganzer Gedanke wie im Fluge darüber gefahren und hat diese schwarzen Spuren seines Daseins hin=

terlassen. Wie dieser Gedanke zu Ende war, ist's auch mit der Entschlossenheit zu Ende gewesen, und der nächste hat wieder auf neuen Muth warten müssen.

Wäre der Brief nicht mit unwiderlegbarer Tinte geschrieben gewesen, Faustin würde gemeint haben, daß Clärchen die Feder in Schnee getaucht, so kalt und eisig war er. Nur langsam begriff er die Situation eines Mädchens, das ihrem weiblichen Gefühl es abrang, an einen jungen Mann zu schreiben und das, durch die Umstände zu diesem Schritt genöthigt, sich doch dadurch nichts vergeben will.

Clärchens Zuschrift war eine Aufklärung über ihren Vater und seinen mystischen Freund Participe.

Branter war früher einmal Künstler gewesen, der mit einer Kunstreitergesellschaft die Welt durchzogen und Frankreich, England und Italien besucht hatte. Seine Tochter erinnerte sich dieser Künstlerschaft nicht selbst; denn als sie das Licht der Welt erblickte, hatte ihr Vater sich schon zurückgezogen gehabt.

Nach vielleicht — wie Faustin annahm — wildem Leben war in Branter auf einmal ein Hang zum Pietismus bemerkbar geworden, der schwer auf der Familie ruhte, durch ein Absperren von Außen jedes einziehende Vergnügen zurückhielt und die kleinen Feste der Familie dadurch vergiftete, daß er die Rosinen im Kuchen als Weltlust verschrie und den Zucker zum Kaffee als Sünde gegen den heiligen Geist verdammte.

Mit dem Tode seiner Gattin, der vor ohngefähr

zwei Jahren erfolgt war, hatte sich sein Gemüthszustand geändert; ihr Sterben hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und wenn er auch jetzt der Freude seine Thüre öffnete, am Leben einen größern Antheil nahm, um gleichsam an sich und seiner Tochter nachzuholen, was er an seinem Weibe verschuldet hatte, so blieb in ihm doch jener eigenthümliche Zug, der mitten in den Freuden des Lebens heraus will zu Höhern und Unsichtbaren, jenes Bedürfniß des Geisterumganges, das an und für sich doch nur eine Verirrung seines religiösen Bedürfnisses sein konnte.

Ein durch sein Aeußeres sich wenig empfehlender junger Mann, dessen Namen Clara nicht zu nennen wußte, hatte ihren Vater kennen gelernt und bald die eigenthümliche Geistesrichtung desselben abgelauscht. Obgleich das Mädchen, so oft der junge Mann kam, hinausgeschickt wurde, um nicht Hörerin zu sein, hatte sie doch gar bald aus dem Benehmen ihres Vaters den Einfluß herausgefunden, den der Andere auf ihn äußerte und der durchaus nicht als heilsam bezeichnet werden konnte.

Um ganz dem Suchen nach der Geisterverbindung und dem Geisterverkehr zu leben, gab Branter jeden Verkehr mit der Welt wieder auf; alles was an die Neuzeit mit ihrem Unglauben, ihrer Aufklärung erinnern konnte, wurde sorglich von ihm entfernt; die Erinnerung an die Zeit von ehemals zeigte ihm die damals geschlossene Phalanx des Glaubens, der Auf=

schwung gottgläubiger Gemüther, während ihn die Gegenwart nur zerrissen und zerborsten, von tausend Fragen, die man sonst nicht gethan, unterwühlt erschien und jener Gemüthsruhe entbehrte, die man einstmals besessen, als man willig hinnahm, was von der Kanzel gelehrt wurde und die man jetzt nur wiederfinden konnte, indem man mit seinem Gemüthe über das Leben hinwegflüchtete.

Da oben aber ist das Reich der Christen und Seligen; unser Glaube ist die Brücke, auf der sie zu uns herabsteigen; unsre Frömmigkeit ist die Hüterin des Herzens, die die Thore öffnet, durch welche sie einziehen.

Participe, indem er den Vater mit seinem Gemüth hinaus aus dem Leben half, hatte nicht unbemerkt gelassen, daß die Tochter darin zurück blieb; ihr Anblick drohte auch ihn an das Leben zu fesseln, ihn darin festzuhalten und das eben wollte er nicht; er hatte ihren Leib umschlungen und sie fest an sich drückend, hatte er mit ihr ebenfalls über das Leben flüchten wollen, aber sie hatte sich gesträubt, hatte sich seiner Umarmung entwunden und als er mit Gewalt sie dazu nöthigen wollte, hatte sie ein eisernes Kochgeschirr ergriffen und gedroht, ihm dasselbe dergestalt an den Kopf zu werfen, daß er mit Hinterlassung seines Körpers die Himmelfahrt ohne Gepäck unternehmen konnte.

Der Geisterglaube war für Branter eine Binde

um beide Augen, die ihm selbst nicht aufgingen, als Clara sie ihm öffnen wollte. So sehr war er von dem Geisterseher umstrickt und geblendet, daß er diesem vielleicht die eigne Tochter in die Arme geworfen, hätte diese nicht vorgezogen, mit einbrechendem Abend, wenn die Stille im Hause sie schutzlos machte, auf den Boden zu flüchten und zwischen Gerill und Gerümpel aller Art sich eine beschränkte, irdische, tugendhafte Existenz zu gründen.

Faustin, zu dem, wie Clara bemerkt, ihr Vater eine freundschaftliche Zuneigung gefaßt, ward gebeten, seinen Einfluß auf ihn dahin zu benutzen, daß er aus dem Reiche der Geister vernünftig auf der Erde wieder ankam, den Geistern ihre höhere Sphäre ließ, die er um ihretwillen plündern wollte, und lieber seine realistischen preußischen Silbergroschen statt an Zauber- und Geisterbeschwörungsbücher zu wenden, zusammenhielt, um, wenn auch nicht mehr künstlerisch zu arbeiten, so doch auf den Erinnerungen eines treubenützten Lebens, wie er im Uebrigen konnte, ungestört auszuruhen.

Faustin hatte den Brief, der nur in flüchtigen Umrissen zeichnete und ihm Gelegenheit ließ, sich das Porträt Branters und das Bild seines häuslichen Lebens zu vervollkommnen, zum zweiten Male gelesen; er hatte ihn damit schon wärmer und inniger gefunden, und je mehr seine Theilnahme für Clärchen stieg, je durchsichtiger wurden ihm die Buchstaben und er

sah endlich hinter der schwarzen Tinte ihr aufgethanes Herz.

Am andern Morgen machte er Marbeck zu seinem Vertrauten, so weit es ohne Indiscretion für das Mädchen geschehen konnte. Wie Faustin selbst, faßte auch Marbeck die Gemeinde der Heiligen auf; beide hielten dafür, daß die Gemeinde sich aus Menschen zusammengesetzt, bei welchen das Gemüth so weite Schritte zum Himmel macht, daß die Vernunft nicht nachkommmen kann, nur hinsichtlich ihres Lehrers, Bischofs, Heilands oder wie sich sonst diese verwirrten Heiligen zu nennen beliebten, konnte man nicht errathen, war er ein Betrüger oder wurde er von seiner, über Siedepunkt hinausgestiegenen Phantasie betrogen.

Faustin hatte sich bereits dafür entschieden, sich durch Branter in die Gemeinde der Heiligen einführen zu lassen; Marbeck war von demselben Entschlusse.

„Ich ziehe die Kanonen aus und einen Rock mit langen, ehrwürdigen Schößen leihet mir jeder Jude auf den meinigen," sagte er. „Ist die Tugend in der Gemeinde annehmbar, dann bekenne ich mich vielleicht zu ihr, entsage den sieben Todsünden, als da sind: Theologie, Philosophie, Jura, Medizin, Philologie, Botanik und Poetik und führe ein solch in mich vertieftes Leben, daß ich nicht mehr aus mir selber herauskomme!"

Am Abend sahen beide Studenten wirklich so ehrwürdig aus, als hätten sie niemals Collegia gehört.

„Maske gegen Maske!“ sagte Marbeck. „Als Söhne der Wissenschaft setzten uns diese Heiligen aus und wir wären von denen, die wegen des schlechten Zuschnitts ihres Rockes nie selig werden können. — Aber dieser ehrwürdige alte Blaue — ich schwöre darauf, sie werden durch mich an den leibhaftigen Engel Michael erinnert, der den Drachen schlug, wegen meiner langen Flügel. — Geh nur voraus. — Participe! Gut! Ich habe den Namen noch im Gedächtniß!“

Faustin ging.

Das Haus war eines jener alterthümlichen Gebäude, deren Aeußeres etwas Mystisches und für das Geheimnißvolle gleichsam Einladendes hat. Durch eine niedrige Thüre gelangte man in einen langen, dunklen, mit Steinen gepflasterten Flur, von welchem wieder ein Gang rechts abführte nach einer steinernen, abgehenden Treppe, die in einem Vorhaus ausmündete, an welches eine Kellerstube stieß.

Bevor Faustin ins Haus eintrat, hatte er von fern gestanden und die Eingehenden beobachtet. Der Zuzug nach der antiquen Thüre hatte ihn überrascht, und als er eintrat in das Haus und nachdem er den Namen Participe genannt hatte, von unbekannter Hand in das Versammlungslokal geführt wurde, mußte er sich eingestehen, daß die Zahl der Heiligen bei Weitem die Vorstellung überstieg, die er sich von ihr gemacht hatte.

Welche Umstände und Verhältnisse mit gewirkt

hatten, daß diese Gemeinde entstand, konnte sich Faustin nicht sagen; aber überraschend war es ihm, alle Stände im buntesten Durcheinander hier unten in diesen feuchten, schmutzigen Räumen vertreten zu sehen.

Diese Kellerwohnung — wenn es eine Wohnung genannt werden durfte — glich einer ausgemauerten Höhle, in welcher der Fußboden aus festgestampftem Kies bestand; an der Deckenwölbung waren zwei kleine, jetzt dichtverhangene Fenster angebracht, durch welche bei Tage jedenfalls nur ein mattes Licht fallen konnte; Decke und Wände waren von lange her mit einem einstmals weißen Anstrich versehen; ganz neuzeitlich war jedoch inmitten der Deckenwölbung eine Sonne angebracht, die es Jedem freistellte, sich ihre Symbolik nach Vergnügen zu erklären.

Den Vorgeschmack vom Paradiese und seinen Freuden konnten die Heiligen auf einigen ungehobelten Bänken absitzen, die zu beiden Seiten des Kellerraumes aufgestellt waren und einen freien Mittelgang ließen; ganz hinten, der Eingangsthür gegenüber auf einer Erhöhung, stand ein Katheder; zwei tugendhafte Talglichter darauf, die ihr irdisches Dasein zusehends verkürzten, waren die einzige Beleuchtung.

Und doch schimmerten in diesem Lichte Geschmeide aller Art; stolze Federn wogten auf den Hüten, und Parfüms aller Länder überdufteten die unglücklichen Bemühungen der Talglichter, sich angenehm zu machen. Und wieder sah man auch die gebückten und bleichen

Gestalten der Armuth und des Elends, die — man verzeihe den gewagten Ausdruck — mit ihrem Glaubensbedürfnisse Gott um so zudringlicher werden, je mehr sie die Welt vernachlässigt.

Faustin hatte, gedrückt in eine dunkle Ecke, die hier zur Auswahl existirten, Gelegenheit, Beobachtungen aller Art anzustellen und, wenigstens in den beleuchteten Gesichtern, die mannichfachen Regungen und Bewegungen der Seelen zu lesen, die an solchem Orte von der Erwartung wohl in erhöhetere Thätigkeit gesetzt werden mußten.

Er sah wie Branter eintrat, sich umschauend, die Versammlung musterte, wahrscheinlich ihn suchend, und wie auch endlich Marbeck kam, der mit seinen langen, blauen Rocke und dem möglichst ernsthaften Gesicht in gar zu seltsamen Contrast gerieth.

Faustin hatte sich bei dem Eintreten des Freundes der Thüre genähert und diesem ein Zeichen gegeben, das leicht verstanden wurde. Nun nahmen beide in der dunkeln Vertiefung Platz.

„Ich weiß nicht, welches Herz jemals unter diesem die Treue symbolisirenden Rocke schlug," sagte Marbeck leise; „aber zweideutiger hat nie eines empfunden, als eben jetzt das meinige. Sieh diese gottesgläubigen, ergebungsvollen Züge der Armuth, möchte man diese Menschen vor lauter Mitleid nicht in den Himmel tragen! Ihr Apostel aber ist ein Comödiant! Daß er noch nicht da ist, soll nur dazu dienen, die Erwar-

tung zu steigern und ihm einen höhern Werth zu verleihen, den er, wenn er die Lichter sich abbrennen läßt, dem Seifensieder vergüten muß."

Da endlich trat der Erwartete ein. Eine große starke Figur in ein dunkelbraunes Gewand gekleidet, das nach Art der Mönche um die Lenden mit einer Schnur zusammengehalten wurde.

Bei seinem Eintreten erhob sich die Versammlung, zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, die der Eintretende rechts und links grüßend entgegennahm, indem er feierlich auf das Katheder zu und die Stufen hinaufschritt.

Marbeck hatte bei'm Erscheinen dieses „Apostels", wie er ihn nannte, starr nach ihm hinschauend, die Hand des Freundes ergriffen, die er stark genug drückte, um diesem außer Zweifel zu lassen, daß etwas in seiner Seele vorging. Dadurch aufmerksam gemacht, richtete Faustin sein Auge ebenfalls nach dem Eintretenden, und fand es gerechtfertigt, daß ihm Marbeck seine Hand für mehrere Stunden unbrauchbar machte, falls er nicht bei einer Steigerung seines Gemüthzustandes sie ihm aus den Gelenken drehte.

„Nun, was sagst Du?" wandte sich Marbeck zu seinem Freunde, als Participe das Katheder bestiegen.

„Ich fass' es nicht! Langhennerich!"

„Meine Ahnung! Rede mir noch Einer, daß das Herz nicht Kommendes anzeige, wie ein paar redliche Frostballen das Thauwetter!"

Participe sprach knieend ein Gebet, das er mit

einem „Amen“ beschloß, was von der Gemeinde wiederholt wurde. Dann erhob er sich, las aus der Offenbarung Johannes das Siebente Capitel die Verse zwei und drei vor: „Und sahe einen andern Engel aufsteigen von der Sonnenaufgang, der hatte das Siegel des lebendigen Gottes, und schrie mit großer Stimme zu den vier Engeln, welchen gegeben ist zu beschädigen die Erde und das Meer.

Und er sprach: beschädigt die Erde nicht, noch das Meer, noch die Bäume, bis daß wir versiegeln die Knechte Gottes an ihren Stirnen.“

Daran knüpfte er eine lange Rede, worin er von den wirklichen Boten Gottes sprach, die er zu seinen Auserwählten sende.

„Ihre Sprache ist nicht die unsere,“ rief er; „nur die Tugend versteht sie, die Unschuld erfaßt sie und nur das Ohr, das taub ist, wenn die Freuden des Lebens zu ihrem Dienste läuten, kann sie vernehmen. Ihre Worte sind Feuerflammen, die das sündige Herz verbrennen, ihr Athmen aber ist wie das Duften der Blumen. Ihre Blicke dringen bis in das Innerste und erschauen den tiefgeheimsten Gedanken; aber die gläubige Seele legen sie auf ihre Hand und tragen sie zu Gott. Ihr Nahen ist wie Gewittersturm und ihr Tritt als ob die Erde unter ihnen berste; aber ihr Flügelschlag kühlt und unter ihrem Fittig ist Platz für alle Angst der Erde.“

„Und wenn ich frage: Glaubt ihr an Gott! wel-

cher unter Euch wäre so verwegen, mir zu antworten: Ich glaube ihn nicht! Meint Ihr aber, mit ihm unmittelbar verkehren zu können? Wer unter Euch und welcher Sterbliche überhaupt schlug die stolze Brücke über den Abgrund seiner Höhe und Tiefe, um sich unmittelbar mit ihm zu verbinden? Von Welt zu Welt müssen wir steigen, noch Millionen Veränderungen und Verklärungen durcheilen, ehe wir zu ihm kommen. Was Ihr Verklärung nennt, ist noch kein Leuchten des ewigen Lichtes, sie ist noch irdischer Nebel, den das kurzsichtige Auge nicht erkennt; was Ihr Heiligkeit nennt, ist nur erst der Anfang zur Tugend; was Ihr groß nennt — arme Verblendete! ist nichts! In der Unendlichkeit ruht die einzige Größe, wir aber vermögen nicht, sie zu erkennen oder zu fassen!"

Und nun wies er die Nothwendigkeit der Vermittler zwischen Gott und Menschen nach; schilderte den langen Weg von Gott zur Erde und die Schnelligkeit der Boten: beschrieb die goldnen Leitern, auf denen sie zu uns herabsteigen und die Schöne des Antlitzes eines solchen Boten, welcher Mensch gewürdigt war, sie zu schauen.

„Ein göttlicher Teufel bleibt der Kerl bei alledem," meinte Marbeck, als die Rede beendet war. „Er wird Glück machen; denn er versteht es, das Dumme gescheidt vorzutragen. Jeder Gedanke war eine Tulpe, farbig aber geruchlos. Wenn dieser Mensch einmal seine Gedanken wegen Geschäftsaufgabe unter

dem Einkaufspreise losschlägt, ich würde mir selbst ein paar der Vernünftigsten heraussuchen. Was thun wir mit ihm?"

„Marbeck," bat Faustin, „überlass' ihn mir!"

„Dir?" fragte Marbeck. „Hast Du etwa eine Stellung für ihn. — Schick ihn nach Amerika; dort ist die Religion ein industrielles Unternehmen. Er kann seine Ueberzeugung auf Aktien herausgeben. Was willst Du mit ihm?"

„Lass' ihn mir nur bis morgen Abend," wiederholte Faustin. „Morgen ist Bundessitzung; bin ich inzwischen mit ihm nicht auf's Reine gekommen, dann mach' mit ihm, was Du willst!"

Dabei verblieb es, und Beide hörten noch das Schlußgebet, das Participe wiederum knieend sprach und womit die Handlung beendigt war.

Faustin und sein Freund hatten in solch' einer dunkeln Vertiefung gestanden, daß Participe sie nicht erkennen konnte; sie sahen voraus, daß, wenn er um ihre Anwesenheit merkte, die ganze Handlung einen ohnstreitig sehr andern Anstrich bekommen würde. Jetzt zog Faustin seinen Freund sich hastig nach, um ein Zusammentreffen mit Participe und diesem dann jedenfalls folgende Erklärungen und Scenen zu vermeiden.

In der Flur stand jetzt auf einem Schemel ein Zinnteller und neben demselben brannte ein Licht. Weder Faustin noch Marbeck konnten sich entsinnen, daß beides schon dagestanden hätte, als sie kamen.

„Oho!“ sagte Marbeck, „ist's darauf abgesehen. Ich glaubte, der Mensch betrüge die Leute gratis, jetzt sehe ich, daß er sich seine Mühe noch bezahlen läßt! Ich hätte große Lust, den Teller ihm dergestalt an den Kopf zu werfen, daß auf der Reversseite sein Porträt Hauterelief zum Vorschein käm. Was meinst Du?“

Ohne zu antworten zog Faustin den Freund mit sich fort; aber sie hörten noch das Klingen der Münzen, die in den Teller fielen.

Als sie wieder auf der Straße standen, in der es inzwischen, da die Nachtwächter bereits die zehnte Stunde verkündigt hatten, still und geräuschlos geworden war, schüttelte sich Marbeck wie ein Pudel, der eben aus dem Wasser kommt. Auch Faustin gestand, ihm sei wie geblendet und als müsse er erst zu sich selbst kommen um sich zu überzeugen, daß das Alles nicht geträumt sei.

„Komm' in die frische Nachtluft hinaus!“ bat Marbeck. „Mein Hirn ist so voll, daß ich fürchte, ich breche mit dem Bettboden durch. — Ein solches Abendgefühl der Unendlichkeit, — das ist die schönste Rede, die man je hören kann; ich will mir sie von der Nachtluft halten lassen. — Gott! Gott! Wie verhunzen sie Dein heiliges Bild, und doch hast Du jedes Herz gemacht zum Rahmen dieses Bildes!

Zehntes Kapitel.

Langhennerich.

Als Faustin den Tag nach der Versammlung der Gemeinde der Heiligen vor der Thüre Langhennerichs stand, der ihn ja ohnedem zu einem Besuche eingeladen, hatte er mit dem, was er von diesem wollte, vollkommen mit sich abgeschlossen und war sich über sein künftiges Handeln so klar, daß er mit sicherer Hand an die Thüre klopfte.

Auf das „Herein!" drinnen öffnete er die Thüre und trat in's Zimmer.

Für einen Studenten wohnte Langhennerich solid, wenn man nicht sagen will, philiströs. Der Fußboden war sauber gefegt, die Möbeln vom Staube gereinigt und an den Fenstern hingen blendend weiße Gardinen. Die Ausstattung war, wenn auch nicht elegant, doch anständig und auf ein geordnetes, unter den Gesetzen der „Häuslichkeit" sich bewegendes Leben berechnet. Es mangelten weder Sopha noch Schreib=

sekretär, über die Tische lagen bunte Teppiche gebreitet, und einer vor dem Sopha; an den Wänden hingen werthvolle Kupferstiche, Scenen aus der heiligen Geschichte darstellend.

Langhennerich selbst saß wie zum Ausgehen gekleidet an seinem Schreibtisch vor einem aufgeschlagenen Buche. Jedenfalls hatte er den Besuch Faustins nicht erwartet, sondern andern; denn sobald dieser eintrat, klappte er rasch das Buch zu und legte es bei Seite, so daß nur eine äußerste Dreistigkeit zu ihm gelangen konnte.

Gerade in diesem Zuge fand Faustin von sich selbst, daß er doch noch nicht der Mann für alle Lebensverhältnisse war, und durch die Rücksicht sich noch allzusehr beherrschen ließ. „Marbeck," sagte er sich, „würde diesem Buche auf geradem Wege beizukommen wissen, und wie die Sachen stehen, hätte er eine Entdeckung mehr gemacht." Desto männlicher und fester, nahm er sich vor, wollte er in allem Uebrigen auftreten, und repetirte im Geiste noch einmal die Missionen, die er sich selbst aufgetragen.

Inzwischen hatte sich Langhennerich von seiner sichtlich hervortretenden und auch von Faustin wahrgenommenen Verlegenheit in soweit erholt, daß er das zu einem Bewillkommnungsgruße unumgänglich nöthige freundliche Gesicht in seinem eignen hinstellen konnte.

„Hübsch eingerichtet," sagte Faustin, nachdem er sich gesetzt. „Ohne Zweifel sind Sie der Einzige

unter uns, dessen Ausstattung eine gewisse bürgerliche Logik verräth."

„Ich bin das von zu Hause so gewöhnt," entgegnete Langhennerich, seinen Ordnungssinn gewissermaßen entschuldigend.

„Für die breite Fahrstraße des Lebens gehört ein bequemer Wagen," sagte Faustin. „Aber das Burschenleben ist denn doch so eine Art Abstecher in das pittoreske Land der Träume und Tollheiten, das zwar später dem allgemeinen Zuge der großen Alltäglichkeit wieder zulenkt; aber ich wundre mich denn doch —"

„Die Individualität entscheidet in solchen Fällen," erwiderte Langhennerich. „Ist unser Denken und Meinen, überhaupt der Mensch in uns, recht geordnet und zurecht gelegt, so will er das auch um sich so haben. Wenn die Gedanken in uns so durcheinander liegen, wie die Kleider und Wäsche, nicht zum herausfinden, und wir für die Verwirklichung unsrer Ideen keine andern Grundlagen finden, als ähnlich den Weinflaschen, die einem Sparlicht als Leuchter dienen, da nennt man das genial. Mag sein, aber gewiß ist auch in den meisten Fällen, daß dies die einzigen Spuren des Genius bleiben, der weiter kein Lebenszeichen von sich giebt."

„Wer will da streiten!" warf Faustin ein. „Es giebt Männer, deren Gedanken so geordnet sind, daß sogar der Kehrbesen in der Küche seinen bestimmten Platz in ihrem Hirn hat."

Langhennerich warf einen forschenden Blick auf den Sprecher; dann sagte er ruhig:

„Sehr möglich! Wir können nicht die ganze Welt in uns aufnehmen; wer im Wasser schwimmt, muß Andern das Trockne lassen; darum ist's gut, Jeder ist das, was er ist, ganz."

„Ein Heiliger oder ein Schuft!" sagte Faustin betonend.

Der Andere sah wieder auf, betrachtete Faustin gleichsam fragend, was er mit dieser Rede gemeint haben wolle, dann richtete er, wie es seine Gewohnheit war, den Blick wieder zur Erde und schwieg.

Faustin hatte vollständig mit sich selbst zu thun, seiner Aufregung Meister zu werden; er hatte sich vorgenommen, ruhig zu bleiben, den Gegner Schritt vor Schritt von dem Boden wegzudrängen, auf welchem er so sicher zu stehen schien, sich selbst aber nichts zu vergeben, vielmehr die Augen offen zu halten für alle Blößen, die der Andere, seiner Schuld bewußt, zeigen werde.

Auch Faustin schwieg eine Zeit lang; die Ruhe des Andern machte es nöthig, daß er sich sammelte und die Schwächen in sich selber überwand.

„Machen wir es kurz," sagte er nach einer Weile, aufstehend und den Stuhl bei Seite schiebend. — „Ich war gestern in der Versammlung der Gemeinde der Heiligen."

Langhennerich fuhr erschrocken auf, starrte erblaßt

den Sprecher an; dann wie sich besinnend, welche Maske für diese Situation die geeignetste sei, strich er mit der Hand über die Stirn und sagte wieder ruhig und gleichgültig:

„Was weiter?"

Faustin mußte an sich halten; er fühlte, sein Gegner war nicht leicht zu überwinden.

„Ich habe nichts dagegen," fuhr er fort, „wenn diese Menschen glauben, ihr Apostel habe den Schlüssel zum Himmel und wisse einen Seitenweg, durch den man näher als auf der gangbaren Straße zur Seligkeit kommt; um der Gemüthsruhe dieser Menschen willen möcht' ich ihnen nicht einmal sagen: Euer Apostel ist kein Christusjünger, wenn er nicht ein Judas ist! Denn was höher steht, ob Vernunft oder Gemüth, ist ja wohl noch nicht entschieden. Daß aber dieser Apostel über die Grenzen seiner Gemeinde hinausgreift in das Heiligthum der Familie, daß seine Tugend falsche Waare ist, mit der er den Käufer betrügt, daß sein edles Herz die Unschuld verführen und Andere mit in die Hölle stürzen will, die ihm ohne Zweifel nicht entgehen wird — das geht mich an. — Die Familie, die der Heuchler zu verderben sucht, steht meinem Herzen nah."

„Darum dieses Feuer!" sagte Langhennerich mit gleicher Ruhe und ohne seine Stellung zu ändern. „Wissen Sie denn gewiß, daß es Heuchelei, daß es Verführung, daß es das Verderben einer Familie ist,

was dieser — Judas brütet? Haben Sie hineingeschaut in sein Herz! Wissen Sie das Feuer desselben zu deuten? Und wenn seine Flamme zum Himmel schlägt, wissen Sie denn, ob die Leidenschaft das Material herzutrug, ob Engel sie entzündeten?"

„Der Prediger von gestern!" warf Faustin ironisch ein.

„Und von Morgen und weiter hin, so lang' es Gott ihm gestattet," fuhr Langhennerich ernst und ruhig fort. „Was Ihr nicht mit Händen greift, das glaubt Ihr nicht; wozu Ihr den Schlüssel nicht in Euern Heften findet, das hat nicht Thor noch Thür! Ausgeschöpft zu haben glaubt Ihr alle Weisheit, die zwischen Himmel und Erde ruht, und der Becher, an welchem der unvollkommene irdische Mensch nur bebend die Lippe netzt, der Becher in welchem die Erkenntniß perlt und immer neue Blasen wirft, glaubt Euer Wissensstolz ausgeleert zu haben bis auf die Neige! — Ihr mäkelt mit der Liebe nach Pfunden und Lothen und messt die Empfindung nach Ellen; Euer Brennholz für's Herz ist von der Sitte klein gespalten und gehäufelt, und das Göttliche legt Ihr unter das Mikroskop oder spießt es an die Spitzen Eurer anatomischen Messer — und mich wollt Ihr beschuldigen, weil meine Vernunft sich dem Allgemeinen nicht unterordnete, — weil mein Herz eine Meinung hat, die Andern fehlt!"

Langhennerich hatte sich in seinem Lehnstuhle auf=

gerichtet; sein Auge erglänzte in eigenthümlichem Feuer; seine Wangen hatten sich höher geröthet — so war seine Erscheinung wirklich imponirend.

Nicht ohne Wohlgefallen betrachtete ihn Faustin; er fand etwas wie Kraft, Entschlossenheit und geistige Gewalt, wenn nicht geistige Größe, aus ihm heraus. Willig überließ er sich diesen Eindrücken, die von der Jugend immer etwas Gesuchtes, ihr Entsprechendes sind.

Ein kaum bemerkbares Lächeln ließ erkennen, daß Langhennerich diesen Eindruck bemerkt hatte und daß er ihm schmeichelte. Ihn zu verstärken fuhr er fort:

„Du wirst Dich wundern, daß ich mich nicht auf's Leugnen lege, nicht verneine, daß ich der und der gewesen — das stimmt mit meinem Charakter nicht überein! Ich habe Dich lieb gewonnen vor Allen, ich dachte mir, Dich auch unsrer Gemeinde zu gewinnen. Was wär' es mir gewesen, mit Dir zu forschen in der Schrift und vor Allem in der Offenbarung des heiligen Johannes; Einen Weg mit Dir zu gehen nach der Höhe wie nach der Tiefe, zwei offne Herzensthore zu haben für Eine Seligkeit — o Gott! ich träumte das manchmal. Meine Gemeinde und mich verbindet wohl Ein Glaube aber nicht Ein Erkennen."

„Du hast Gemüth," fuhr er fort, als Faustin sinnend schwieg, „das ist unter uns selten; Dein Herz ist noch der ergiebige Boden, auf welchem tausend Wunderblumen aufblühen können, deren Düfte, ver-

mählend sich mit andern, eine neue, innere Gotteswelt bilden könnten. Komm' zu uns!"

Er war aufgestanden und trat einen Schritt auf Faustin zu. Da klopfte es.

Faustin sah sich um, dann suchte sein Blick den vor ihm Stehenden: der stand blaß und verlegen und schien ungewiß, ob er „Herein!" rufen sollte oder nicht.

Die Thüre öffnete sich jedoch, noch bevor Langhennerich zu einem Entschlusse gekommen war, und herein trat ein Mann, den schwarzen Filzhut mit breiter Krempe in der Hand. Sein Gesicht war eines jener charakteristischen, die man nicht leicht wieder vergißt. Der Mann schien gegen sechzig Jahre alt zu sein. Der Kopf war bis auf wenige weiße Locken in den Nacken kahl, die Stirn hoch und markirt, die Augen waren dunkel und lagen tief in ihren Höhlen, über welche starke, lange Brauen sich wölbten; die längliche, schmale, etwas gebogene Nase war vom feinsten Schnitt; um die schmalen, dicht geschlossenen Lippen lag ein eigenthümlicher Zug von Schlauheit und Entschlossenheit. Kinn und Wangen war glatt rasirt, wodurch das Gesicht einen feinen, aristokratischen Ausdruck erhielt.

Die Gestalt war über mittelgroß und einfach gekleidet: weißes Halstuch, schwarze, offene Weste, die ein feines Unterhemd sehen ließ, ein langer blauer Rock und schwarze Beinkleider vollendeten die Toilette des Mannes.

Faustin fragte sich im Innern, was an diesem Manne so auffallend, so eindrucksvoll war. Für den ersten Augenblick erinnerte er an einen Priester der katholischen Kirche. Doch was hätte dieser bei einem protestantischen Theologen gewollt, noch dazu bei einem, der bereits auf seine Hand eine Gemeinde gebildet hatte? Faustin verwarf diesen Gedanken, und doch mußte er ihn wieder und immer wieder aufnehmen. Was sich uns unwillkürlich aufdrängt, ist nicht durch Gründe zu beseitigen.

Der Eintretende, als er Faustin erblickte, war offenbar unangenehm überrascht; er warf Langhennerich einen fragenden Blick zu, den dieser mit Achselzucken erwiderte. Beide schienen zu glauben, Faustin werde, veranlaßt durch den Eintritt des Fremden, sich entfernen; doch dazu fand sich dieser nicht aufgelegt.

„Ich warte!" erklärte er, dem inzwischen der Gedanke an Clärchen seine ganze Kraft zurückgegeben. „Was ich mit diesem Herrn (er zeigte auf Langhennerich) abzumachen habe, erleidet keinen weitern Aufschub."

„Dann komm' ich wieder," sagte der Fremde in jenem Tone, aus dem die Rüge über das verletzende Benehmen des jungen Studenten herausklang, und ohne diesen eines Blickes zu würdigen, verabschiedete er sich nur von Langhennerich und entfernte sich.

Dieser war durch den Zwischenfall um die von vornherein angenommene Ruhe gekommen; das Be-

nehmen Faustins hatte ihn in eine reizbare Stimmung versetzt.

„Was soll's noch?" fragte er rauh und kurz.

„Ich fordere Erklärung!" sagte Faustin. „Du kennst den Namen Branter. Der Mann ist ein ehrlicher Mann, aber er hat — Gemüth, wie Ihr den Eingang zu nennen beliebt, der zur Vernunft führt, die durch Euch verdorben wird. Ich gebiete, daß Du von dem Manne abläßt, daß Du seiner Tochter nicht nachstellst, daß Du überhaupt Dich nicht wieder in diesem Hause sehen lässest!"

Wie Pfeile schoß es aus den Augen Langhennerichs; seine Hand krampfte sich um die Rückenlehne des Stuhles.

„Der Umgang mit ihm ist schon abgebrochen," versetzte er kurz.

„Und mit seiner Tochter?" fragte Faustin.

Da warf Langhennerich einen eigenthümlichen ironischen Blick auf den Frager und versetzte:

„Was geht das Mädchen mich an!"

„Und Du entläßt den Vater aus Deiner Gemeinde?" fragte Faustin weiter.

„Diese Gemeinschaft ist freiwillig!"

„Ich meine damit, daß Du ihm den Eintritt verwehrst," erklärte Faustin; „daß Du ihn selbst aufgiebst und nicht erst wartest, bis er Dich aufgiebt; daß Du ihm seinen Austritt erklärst."

„Das zu verlangen hat Niemand das Recht!“ entgegnete Langhennerich bestimmt.

„Ich maaße mir es an!“ rief Faustin. „Wenn man nicht darauf eingeht —“

„Das ist Sache des Gewissens und der Ueberzeugung,“ erklärte Langhennerich mit wieder gewonnener Ruhe. „Was ist der „Bund der Rothen?“ Welche Tendenz verfolgt er? — Er ist nur in andrer Beziehung eine Gemeinde der Heiligen. Er sucht das Höchste, wir glauben es; er will die Offenbarung aller Geheimnisse mit der Vernunft erfassen, wir erfassen sie mit dem Herzen. Meine Gemeinde liegt innerhalb des Bundes und seiner Bestrebungen, ihre Disciplin kommt aus dem Gemüthe.“

„Verlangst Du, daß ich diese Angelegenheit vor den Bund bringe?“ fragte Faustin.

„Ich werde mich rechtfertigen,“ versetzte Langhennerich; „ich werde mich vertheidigen, aber nicht demüthigen. In Gewissenssachen müssen wir nur, wenn der Zwang in uns ist. — Der Bund der Rothen ist mein Tribunal, so lange ich es anerkenne. Ich will es einmal über mich stellen, ich will es als meinen Richter anerkennen und mich“ — und sein Lächeln stach mit tausend Spitzen — „vor ihm heute Abend erklären.“

Faustin wollte etwas entgegnen, aber er fühlte, daß er die Ruhe dazu nicht mehr besaß; er entfernte sich rasch und ohne Abschied.

Elftes Kapitel.

Verrath.

Marbeck war nicht zu Hause, an den Faustin sein übervolles Herz hätte bringen können; bis zum Abend war es noch lange hin und sich gegen vier leere Wände aussprechen, ist zwar sehr anzuempfehlen für mit Geheimnissen Belastete, aber der Schwerhörigkeit wegen, welche solchen Vertrauten eigen ist, sehr unerquicklich.

Er suchte deshalb Brantern auf, um im Laufe des Gespräches noch manches über Participe zu erfahren, mit seinem Bekehrungsgeschäft, das mit einer Entlarvung anfing, zu beginnen und nebenbei Clärchen ein Trosteswort zu sagen.

Als er durch den auch bei Tage die Dunkelheit consequent festhaltenden Flur hindurchgelangt war bis zur eisernen Klinke, für welche sein Ellenbogen einige Tage wehmüthige Erinnerungen mit sich herumtrug, öffnete ihn auf sein Klopfen Clärchen selbst.

Sie erröthete, als sie den vor sich Stehenden er=

kannte, und schlug die Augen nieder. Faustin, den diese Verlegenheit mit verlegen machte, ergriff, da ihm nichts Besseres einfallen wollte, ihre Hand, die er leise drückte.

„Clärchen,“ sagte er nach längerm Zögern, „bereuen Sie es nicht — ich bin ehrlich — und wenn mir jetzt auch nichts einfällt — ich werde Ihnen schon einmal Alles sagen!“

„Ich hätt's noch nicht gethan,“ lispelte Clärchen: „aber ich fürchtete für meinen Vater. Er ist alt, sein Verstand ist schwach, und die letzteren Wochen kam er mir so besonders vor . . .“

„Er soll geheilt werden!“ versicherte Faustin. „Ich kenne seinen Heiligen, der in seiner ganzen Erbärmlichkeit noch heute an den Pranger des öffentlichen Urtheils gestellt werden wird. Ist Ihr Vater zu sprechen?“

„Gehen Sie nur zu ihm,“ sagte Clärchen. „Zwar ist ein Herr bei ihm, den ich nicht kenne; ich fürchte aber, 's ist Einer von denen, die zu den Geheimen gehören.“

Faustin durchschritt die Küche und klopfte an die Stubenthür. Er mußte lange auf das „Herein!“ warten.

Was konnte zwischen Beiden da drinnen vielleicht unterdeß nicht vereinbart, verwechselt und ausgetauscht worden sein? Immer noch spannen sich die Geheimnisse hinter den Thüren ab und um durch die Bretter zu sehen, sind die rechten Augengläser noch nicht erfunden.

Als er eintrat, war eben der Gast im Abschied-

nehmen begriffen. Wenn sich Faustin den Besuch bei Langhennerich von heute Vormittag dachte, nur um zehn Jahr jünger, und ein wenig abgegriffen in der Garderobe und das Gesicht nicht ganz so gepflegt und gut gehalten, so hatte er in dem gegenwärtigen Fremden eine etwas schlechtere Ausgabe von jenem. Es war dasselbe schmale Gesicht, dieselben tiefliegenden Augen, derselbe herbe, schlaue und entschlossene Zug um den Mund, nur waren die Haare voller und nur erst im Uebergang zum Weiß begriffen, und die Kleidung weniger fein und sauber.

Branter würdigte den Eintretenden nur eines flüchtigen, sehr gleichgültigen Blickes; desto höflicher und freundlicher war er gegen den sich Entfernenden, den er bis zur Hausflur begleitete.

Inzwischen spähete Faustin im Zimmer umher nach irgend welchen Zeichen einer Verbindung, Mission oder sonst in seine sich gestellte Aufgabe Einschlagendes und diese Berührendes; er fand aber nichts dergleichen vor. Alles war noch, wie er es bei seinem Besuch verlassen: in chronologischer Ordnung spielte sich die Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes an den Wänden ab, noch immer war dieser selbst mit seinem Kreuze an die Thüre geschlagen, derselbe Christus, dem die durch seine Wahrheit erlöste Christenheit noch keine Thräne seiner Marter nachgeweint!

Mit Brantern war seit der Kürze daß Faustin ihn nicht gesehen, eine bedeutende Veränderung in seinem

Benehmen gegen ihn vorgekommen. Branter war gewarnt, war mißtrauisch gemacht worden, das leuchtete dem Beobachter auf den ersten Augenblick ein. Durch wem? War die Warnung nur gegen ihn gerichtet? Hatte der alte Mann für die Gemeinde der Heiligen und ihre Stifter eine solche Wichtigkeit? War vielleicht diese Gemeinde selbst nur ein Glied einer vielleicht über ganz Europa gezogenen Kette? Diese und weitere Fragen warf sich Faustin auf, ohne sich eine einzige beantworten oder aus den stockenden und zurückhaltenden Reden des Alten sich eine Antwort ableiten zu können.

Faustin ließ es bei diesen Beobachtungen und Erfahrungen bewenden; bevor er dem Apostel der Gemeinde seinen Heiligenschein vom Haupte nahm, wollte er die Sitzung des Bundes und die Rechtfertigung Langhennerichs vorüberlassen. Zugleich fühlte er sich nicht geeignet genug, seine Aufgabe ganz und vollkommen, wie er wünschte, zu lösen; dazu gehörte ein Mensch wie Marbeck, der die Rücksichten nur zu Stufenleitern machte, um über dieselben zum Ziele zu kommen. Er nahm sich deshalb vor, sich seinem Freunde ohne Umschweife zu entdecken, ihm Alles zu vertrauen und dann vereint mit ihm dergestalt zu handeln, daß er der Wächter blieb', wenn Marbeck, um zum Ziele zu gelangen, gar zu stürmisch Alles vor sich niederwerfen sollte.

Faustin verabschiedete sich nach kurzem Besuche.

Fast schien es dem Alten zu reuen, seinen jungen Freund nicht freundlicher behandelt zu haben; und dennoch unterdrückte er das beim Abschied sichtbar werdende Wohlwollen, das wie ein Sonnenblick aus seinen Mienen brach, und legte die Züge seines Gesichtes wieder zur trüben Witterung zurecht.

In seinem Zimmer erwartete Faustin seinen Freund, der in der Regel kam, ihn zur Sitzung des Bundes abzuholen und auch heute nicht ausblieb.

Marbeck trat bei Faustin ein, ohne erst in sein Zimmer zu gehen; er war in einer eigenthümlichen Erregtheit und schon war zu fürchten, daß er für die Mittheilung seines Freundes nicht genug Ohr habe, als er ganz von selbst diesem auf dem Wege entgegen kam, wohin ihn Faustin gern haben wollte.

Als sich Marbeck einen Stuhl herbeigetragen und dessen vordere Beine so zurechtgestellt hatte, daß er seine horizontale Richtung, die er aufgegeben hatte, wieder einnahm und auf sich sitzen ließ, wollte Faustin mit seinen Mittheilungen beginnen; doch Marbeck unterbrach ihn.

„Höre mich!“ sagte er. „Die Neuigkeitenmüssen nach Anciennität aufmarschiren, die jüngste zuerst, und meine ist nicht älter, als der Weg von Salomo bis zu uns. Du weißt, mein Rock mit der langen blauen, tugendhaften Gesinnung war von Salomo entliehen, er hängt dort an einem toleranten Nagel und wärmt jede Ueberzeugung, die sich mit ihm zuknöpft. Ich schicke diesen

Morgen den Rock hin, lasse mir den meinigen dafür holen, denn für die neue Wissenschaft war der blaue denn doch zu antique, und da mein Wechsel einlief — heute zahle ich — gehe ich zu Salomo, der zu Zeiten den Schlag meiner großväterlichen goldnen Taschenuhr zu beobachten Gelegenheit hat, um diese mir auf unbestimmte Zeit wieder zu holen."

„Ich liebe die Juden; 's ist ein wunderliches Völkchen, das sich durch alle Zeiten hindurchgeschmuggelt hat und vom heiligen römischen Reich und vom Ghetto in Rom sonderliche Geschichten zu erzählen weiß. —"

„Salomo kennt Langhennerich wie mich; wir beide versetzten früher, ehe er mir so zuwider war wie jetzt, oft gemeinschaftlich und machten auf einen einfachen Rock manchmal doppelte Schulden. Mich indeß hatte der Jude besonders lieb: was ich gestern versetzte, löste ich heute ein und trug es morgen wieder hin; auf diese Weise entstand kein Stillstand im Geschäft, ich hatte immer die nöthige gesundheitliche Bewegung und die Motten gewannen nicht Zeit, in meine Röcke und Hosen zu kommen, von denen ich immer je zwei besaß, der Juden und der Professoren wegen."

„Als ich, wie gesagt, heute bei Salomo war, mir meine Uhr hole und mich des gesunden Wiedersehens derselben freue, diese mit einem von Salomo erborgten Uhrschlüssel aufziehe und nun den Schlag derselben höre, der einst meinen Großvater so glücklich gemacht,

erzählt mir Salomo, daß Langhennerich gestern ebenfalls bei ihm gewesen und das Gewand eines Einsiedlers oder Klosterbruders von ihm geliehen und heute wieder zurückgebracht habe. Der unschuldige Nachkomme Abrahams, Isaaks und Jakobs glaubte an einen Mummenschanz; ich ließ mir das Gewand zeigen, und siehe! es ist dasselbe, in dem er gestern so große Dinge that! Was meinst Du nun?"

„Daß der Jude mit dem Mummenschanz recht gehabt," entgegnete Faustin, „wenn auch nicht auf seine Weise!" und nun erzählte er Marbeck von der Bekanntschaft mit Brantern, dem Briefe Clärchens, den Besuch bei Langhennerich, welchen er ganz besonders detailirte, und dem, was er bei Branter gesehen und wahrgenommen.

„Er will sich in der Sitzung heute rechtfertigen?" fragte Marbeck, und als Faustin bejahete, fuhr er fort:

„Um so besser! das verspricht interessant zu werden! Der Mensch hat eine geübte Zunge. Gut, daß ich von seinem Rocke weiß; ich denke so ihm leichter beizukommen; da seine Schafshaut beim Juden hängt, muß der Wolf doch sichtbar werden!"

Sie gingen.

Im Bundeslokale ging es bereits lebhaft zu; die Mitglieder waren schon zahlreich versammelt; es fehlten nur noch wenige, und diese traten bald nach Faustin und Marbeck ebenfalls ein.

Langhennerich blieb aus.

„Er ist der Comödiant von gestern!" äußerte Marbeck. „Er will jetzt unter uns verdammt werden, damit nach seiner Rechtfertigung seine Heiligsprechung eine desto glänzendere ist."

Als Präsident des Bundes gab Marbeck das Zeichen, daß er zu sprechen wünsche, und alsbald ward es um ihn ruhig.

Nun gab er in leichten Umrissen und ohne anderer Namen zu nennen als Langhennerichs, eine kurze Geschichte der letzten Tage aus dem Leben desselben.

„Die Sache geht dem Bunde an," schloß er, „der alle zweideutigen und unredlichen Charakter ausschließt. Langhennerich aber hat auch den Bund als sein Tribunal schon dadurch anerkannt, daß er behauptet, seine Bestrebungen lägen innerhalb der Tendenzen des Bundes. Wir werden uns so lange jedes Urtheils zu enthalten haben, bis wir seine Rechtfertigung gehört, aber den Sachverhalt wollte ich mittheilen, damit Niemand in dieser Angelegenheit fremd ist."

Kaum indeß hatte Marbeck seine Rede geendigt, als es im Saale stürmisch wurde und die verschiedensten Meinungen sich kreuzten; die große Mehrzahl war gegen Langhennerich; aber auch Freunde besaß er, die er sich durch seine glänzende Rednergabe, durch das Sprühen seines Geistes gewonnen.

Noch stritt man heftig hin und wider: die Einen bewiesen den Geist Langhennerichs, die Andern wollten

ihn nur für französischen Esprit gelten lassen, dem jede Gründlichkeit und Tiefe fehlte; die Einen erklärten das, was er sagte, für ein lautres Leuchten, die Andern für ein blasses Scheinen; die Einen sprachen ihm eine schön geordnete Gedankenkette zu, die Andern gestatteten nur poetische Redeblumen und Sophistik.

Mitten in den Streit hinein trat mit bleichem, verstörten Gesicht der Wirth; ihm folgte ein Herr in Uniform.

Die Unterhaltung war plötzlich gelähmt, aller Augen starrten, eine schwüle Stille herrschte durchs ganze Zimmer. Die Uniform war Allen bekannt: sie war die der Polizei.

An der Thüre hatten sich ebenfalls polizeiliche Organe aufgestellt und im Hofe hörte man ein Klirren, wie wenn Gewehre auf den Fußboden aufgestellt werden.

Das plötzliche Schweigen ging jetzt in ein lautes Toben über; die Studenten sprangen auf: Jeder wollte wissen, was dieser Besuch bedeute und war erbötig, zum Hinauswerfen das Seinige beizutragen.

Vergebens wollte der polizeiliche Commissar sprechen; man überschrie ihn, Fäuste erhoben sich gegen ihn und einige schweigsame Ziegenhayner gaben mimisch-plastische Darstellungen, die nicht mißverstanden werden konnten.

Marbeck schlug mit gewaltiger Faust auf den Tisch und bat ums Wort. Auch in dieser allergrößten Noth, wo es sich um Polizei, Carcer und vielleicht noch Schlimmeres handelte, griff das parlementarische Taktgefühl durch. Das Toben legte sich allmälig und die Blicke richteten sich auf Marbeck, welcher sprach:

„Von wo aus uns Das gekommen ist, ist wohl Allen kein längeres Geheimniß.... Langhennerich hat versprochen sich zu rechtfertigen und — ist ausgeblieben! Jetzt aber bitt' ich Euch um die Vergünstigung, eine halbe Stunde mit diesem Herrn verhandeln und unsre Sache führen zu dürfen. Wir müssen zu Ende kommen! Wenn es Einer unter Euch besser kann, dann tret' ich zurück!"

Die Anwesenden erhoben sich sämmtlich und unter lautem Beifall übertrug man an Marbeck Vollmacht, die Angelegenheit des Bundes zu führen.

Von diesem Augenblick an ward es ruhig; die Betheiligten brannten Pfeifen und Cigarren an, lehnten sich bequem in ihren Stühlen zurecht und folgten den Verhandlungen zwischen dem Commissar und Marbeck, als gält es einer wissenschaftlichen Streitfrage.

Jener hatte ruhig und schweigsam gestanden, erwartend, ob und wie man sich ordnen werde. Als er endlich zum Sprechen kam, sagte er zu Marbeck:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Unannehm-

lichkeit erspart haben, mit Gewalt einschreiten zu müssen. Sie sehen, ich bin nicht allein! Auch bin ich nicht von mir da; indem ich Ihre Sitzung aufhebe, folge ich nur höhern Befehlen!"

„Gut," versetzte Marbeck „wir wissen, daß wir im äußersten Falle gespiest nach Hause kämen und da wir als Menschen alle Glieder einer Familie sind, manche derselben mit scharfen Patronen versehen, wollen wir uns gegenseitig das Versprechen geben, einander so wenig wie möglich umzubringen, der statistischen Tabellen wegen! Es fragt sich nur zuvor, was Sie von uns wollen, das wir sollen müssen?"

„Ich habe Auftrag, mir Ihre Namen und die Papiere des Bundes, Statuten, Protokolle, Correspondenzen u. s. w. auszubitten."

„Die Namen? Gut! fangen Sie mit mir an. Hanns Heinrich Marbeck, Student der Philosophie, ältester und einziger Sohn, unverschuldeter Erbe und Nachlaß weiland Herrn...

„Es ist genug!" sagte der Commissar lächelnd. „Ihre Abkunft soll Ihnen unverkürzt bleiben. Weiter!"

Und fort ging es nun durch neunzehn Namen, die sich mit mehr oder weniger Variationen ad notam gaben.

Hieran knüpfte sich denn die Frage nach den etwaigen Papieren.

Marbeck zog die Statuten aus einem verschlossenen Kasten, der in der Wand befestigt war, und vor Bundeszeiten zu Aufbewahrung stammgästlicher Pfeifen gedient hatte.

„Hier," sagte er, dem Commissar sie darreichend, „sie sind Muster von Verbrüderungen und wer noch auf dem Standpunkte steht, einzusehen, daß es auf Erden besser werden muß, kann sie unterschreiben! Protokolle besitzen wir nicht; wir hatten uns vorgenommen, nur Verbesserungen und Vervollkommnungen niederzuschreiben, die die Erde, die Menschen oder die Wissenschaften erfahren würden, und Sie sehen, der von vornherein dafür bestimmte Bogen Papier ist vor Jammer gelb geworden. Correspondirt ist viel worden; wir haben sämmtlich eine Mustersammlung von Jeremiaden, Petitionen, Suppliken u. s. w. um Erleuchtung zum Himmel geschickt, aber weder geschrieben noch gedruckt und Antwort haben wir auch nicht erhalten."

„Sie werden mir erlauben müssen, mit meinen Leuten Haussuchung zu halten," sagte der Commissar. „Es ist meine Instruktion das."

„Mit Vergnügen!" ertönte es durch den Saal, im Augenblicke waren auch sämmtliche Studenten auf die Tische gesprungen und überließen den untern Raum der Polizei.

Der Commissar nebst seinen Leuten hatte sich bald überzeugt, daß im Saale nichts Verstecktes und Verborgenes sein könne, außer im Wandschrank, den man deshalb mit größerer Genauigkeit durchsuchte. Indem der Commissar im Innern desselben nach allen Seiten klopfte und die Festigkeit der Breter prüfte, löste sich eines derselben, und hinter diesen, zwischen einge=

drückt, kam ein mehrere Bogen starkes Packet zum Vorschein.

Der Commissar nahm es hervor, betrachtete es bei Licht und las nun auf der ersten Seite mit großen Frakturbuchstaben geschrieben:

Testament.

Alle staunten und schwiegen überrascht.

Marbeck fragte:

„Hat irgend Einer unter Euch sein Testament gemacht oder um das Papier gewußt?"

„Ich nicht! Ich nicht!" lief es durch den ganzen Saal. „Keiner!" ertönte es dann im Chor.

„Die Aufschrift?" fragte Marbeck den Commissar. Dieser las:

„Für Karl Anton Branter."

„Wer kennt Karl Anton Branter?" fragte Marbeck die Versammlung und warf einen schnell verstandenen Blick auf Faustin.

Alle schwiegen. Nur einer der Studenten sagte:

„Ich heiße Branter, Leberecht Achill! Wenn ich aber im Testament nicht drinn stehe, darauf stehe ich nicht!"

Als man mit der Expedition des Durchsuchens zu Ende war, gebot der Commissar die Entfernung der Versammelten, da er das Lokal schließen müsse.

Auch hierin willfahrte man ihm widerstandlos. Die Studenten faßten sich zu Dreien unterm Arm und Marbeck an der Spitze zogen sie ab.

Angekommen auf der Straße, sah Marbeck von fern eine in die dunkelsten Winkel der Straße sich schmiegende, schleichende Gestalt.

„Das ist Langhennerich!“ sagte er, die Andern darauf aufmerksam machend; wie man aber berieth, auf welche Weise ihm beizukommen sei, war er verschwunden.

Nach kurzer Berathung unter sich kehrte man um, und Marbeck führte den Zug auf das verlassene Haus zu in die Gaststube, die nach der Straße lag.

„Der schleicht nach dem Testament,“ sagte er zu Faustin. „Er soll wenigstens wissen, daß wir hier sind! — Neunzehn!“ bestellte er beim Wirth. „Einer fehlt: Der Judas geht eben mit dem vortrefflichen Gedanken um, sich zu hängen!“

Zwölftes Kapitel.

Nach Ost und West.

Am andern Morgen sprach Marbeck bei Langhennerich vor, fest entschlossen, diesen so weit zu treiben, daß er die gestern versprochene Rechtfertigung nachholen und über Alles, was jener wissen wollte, Auskunft geben müsse, wenn diese Angelegenheit nicht auf der Mensur oder sonst an einem Orte, der von der Polizei nicht sehr besucht war, zum Austrag gelangen sollte.

Langhennerich war nicht zu Hause; Niemand im Hause konnte Auskunft geben, war er überhaupt zur Nacht nach Hause gekommen oder nicht. Für den Besuch von Vorlesungen war es noch zu zeitig.

Zu Hause fand Marbeck eine Bestellung des Rektors vor, die ihn zu diesem entbot.

„Jetzt geht's los," sagte er zu Faustin, „daß wir nicht schon Alle festsitzen, kommt mir bedenklich vor. Die Humanität wäre nur dann begreiflich, wenn der Carcer keinen Raum mehr für uns hätte."

„Wie meinst Du, daß es enden werde?“ fragte Faustin.

„Die Antwort ist noch ein unbeschriebenes Blatt in den Akten des Universitätsgerichts,“ entgegnete Jener. „Gieb acht! Wenn das Schicksal anfängt den alten Curialstyl zu schreiben, dann ist unser Gottesfriede vorüber, und für alle diejenigen, welche an uns nicht glauben wollen, erhalten wir eine vidimirte Abschrift als Legitimation, daß wir über die Maßen dumm gehandelt haben!“

„Heinrich, Du glaubst doch nicht —!“ rief Faustin erschüttert.

Marbeck nickte.

„Nicht anders,“ sagte er. „Wir können sehen, wie wir nun durch die Welt kommen. Für eine böhmische Räuberbande ist die Holzabfuhr zu bedeutend, auch hat man gewisse Vorurtheile gegen dieses Gewerbe, für das man die rechte Steuer noch nicht erfinden konnte; eine Laufbahn in Commishosen ist gegen meinen Geschmack, es ist zu wenig Sinn darin, und will man als Hofmeister gehen, kommt man in Gefahr, das Anerkennen seines Wissens von einer zopfdrehenden Zofe abhängig machen zu müssen. — Denke über unsere Zukunft nach, Faustin! Wenn Du etwas gefunden, woran man erst mit achtzig Jahren stirbt, dann theile Dich mir mit; wir wollen gemeinsam überlegen.“

Während Marbeck zum Rektor ging, suchte Faustin Branter'n auf.

Welche Verwirrung traf er hier!

Todtenblaß, in einem alten Lehnstuhl zurückgelegt, saß Branter vor sich hinstarrend; vor ihm auf einem Tische standen Flaschen mit Medicin, Schachteln mit Pulver, lagen Düten mit Thee und all jene Beförderungsmittel für Fälle, wenn wir mit der Unsterblichkeit Eile haben. Clärchen stand vor ihm, tröstend, beruhigend, den Alten aus einem Winkel der Lehne seines Stuhles in die andere legend.

Beim Anblick dieser Scene blieb Faustin einen Augenblick erstarrt an der Thüre stehen und betrachtete die Gruppe. Die Augen Clärchens zeugten von durchwachter Nacht, die blassen Wangen von das Blut erstarrenden Vorgängen.

Man hatte den Tritt und das Klopfen Faustins überhört und er stand nun in der Stube, unvorbereitet und zur Ueberraschung für den Kranken und seine Tochter.

Vom Anblick des Eingetretenen wendete sich der Alte erschüttert und abwehrend weg; man sah deutlich, der Besuch war für ihn von schmerzhafter Wirkung und regte ihn bedenklich auf. Clärchen winkte dem Eintretenden, sich zurückzuziehen aber nicht ganz sich zu entfernen. Es schien, als habe sie ihm noch Mittheilungen zu machen.

Geräuschlos zog sich Faustin aus dem Zimmer

zurück, lehnte die Thüre nur leise an, um für Clärchen den Weg zu ihm ebenfalls unmerkbar zu machen und wartete in der Küche, die Zeit sich damit kürzend, daß er sich allerhand Fragen über die Ursächlichkeit dieses Auftritts stellte, von denen er sich leider nicht Eine zu beantworten vermochte.

Nach langem Warten kam Clärchen leise auf den Zehen zu ihm geschlichen.

„Er schläft," sagte sie. „Guter Gott! wie wird das noch werden!"

„Erklären Sie mir?" drängte Faustin. „Was bedeutet das? Woher diese plötzliche Krankheit!"

„Rath und Hilfe zu suchen komm' ich zu Ihnen!" sprach Clärchen trostlos. „Sie haben einem Fremden begegnet gestern, der Nachmittags wieder bei uns war; was er wollte, weiß ich nicht. Abends kam der — Sie wissen — ich habe Ihnen von ihm geschrieben —"

„Participe!" unterbrach sie Faustin.

„Ich weiß nicht, wie er heißt!" fuhr Clärchen fort. „Derselbe, der auch mich —. Er war blaß und sehr erregt. Dieses vielfache Ein- und Ausgehen bei meinem Vater — ich bin das nicht gewohnt — überraschte und ängstigte mich. Ich lauschte — verzeihen Sie, es war Besorgniß um meinen Vater! Was konnte man mit ihm vorhaben? Welche Wichtigkeit hatte mein Vater für diese Menschen? — Ich verstand nur einzelne abgerissene Sätze, wie: Verrath — Flucht — Zusammenhang in der Ferne — Geistergemeinschaft

— und hörte Ihren Namen nennen. — Als sich — wie nannten Sie ihn? —“

„Participe,“ erklärte Faustin.

„Als sich Participe entfernt hatte, kam ich zurück in's Zimmer. Mein Vater war sehr erregt; er ging unruhig in der Stube auf und ab und sprach zuweilen mit sich selber. Die Beine versagten ihm den Dienst, er mußte sich zu Zeiten setzen, sprang aber immer wieder unruhig auf und trieb es so den ganzen Abend. Ich nahm mir vor, ihn nicht zu verlassen, ich hatte ihn so noch nicht gesehen; sein Zustand ängstigte mich.

„Es war Nachts gegen elf Uhr; die Hausthür war verschlossen, da hörten wir Tritte durch die Flur auf unser Zimmer zukommen. Der Hausschlüssel hing, wie ich mich überzeugte, am gewohnten Orte: galt der Besuch uns, so konnte er nur dadurch in's Haus gelangen, daß ihm irgend Jemand geöffnet hatte, oder er einen Nachschlüssel besaß, was wieder nur mit Bewilligung meines Vaters geschehen konnte. Wer es sein könnte? darüber brauchte ich nicht lange nachzudenken; ohne angeklopft zu haben, öffnete man die Thüre und Participe trat bei uns ein.

„Aber wie! Das Gesicht des Todes ist nicht grauenvoller und schrecklicher, als das seinige war. Die Wangen waren grabesbleich, die Lippen blau, die Augen traten aus ihren Höhlen, starr, glanzlos, wie geistig-krank umherirrend. Sein ganzes Wesen zeugte

von einem Menschen, der in sich allen Halt, allen Muth und alle Hoffnungen verloren hat. Als ihn mein Vater erblickte, zuckte er schmerzhaft zusammen und gebot mir, schlafen zu gehen .... Ich gehorchte nur scheinbar .... meine Absicht war, mich in der Vorflur versteckt zu halten. Warum, wußte ich selbst nicht. Mich trieb nur eine namenlose Empfindung, in der Nähe meines Vaters zu bleiben.

„Ich sann noch, in der Küche mich verweilend, darüber nach, welchen Versteck ich am geeignetsten wählen könne, um das, was in der Stube etwa vorgehen könne, nicht ganz aus den Augen zu verlieren, als ich einen lauten Schrei und dumpfen Fall hörte. Ich eilte zurück ... mein Vater lag leblos am Fußboden, Participe stand bei ihm, rathlos und mit verstörtem Antlitz. Als er mich eintreten sah, entfernte er sich eiligst und ich konnte ihm nur noch nachrufen, uns einen Arzt zu schicken.“

„Er ließ Sie allein?“ fragte Faustin.

„Wußte er denn von sich selbst?“ sagte Clara. „Er war ohne Besinnung und wußte nicht, was er that; er rüttelte an der Hausthüre, als wolle er sie aus den Angeln reißen, und hatte doch den Schlüssel in der Hand. Dennoch scheint er auf der Straße zu einiger Besinnung gekommen zu sein: er schickte einen Arzt und hatte diesem den Schlüssel zum Hause mitgegeben. — So stehen jetzt die Sachen. Der Arzt sagt, der Vater sei nur zu schonen und vor jeder gei=

stigen Aufregung zu hüten; Pulver und Medicin hat er ohne Zweifel ihm nur verschrieben, damit er an seine Krankheit wie an seine Genesung glauben soll; es wird aber darum mit ihm doch nicht besser. Participe hat sich nicht wieder gezeigt und der Vater fragt in jeder Stunde wohl zehn Mal nach ihm. — Wir sind recht elend geworden!"

Faustin hatte während dieser Erzählung die Scala seiner Empfindung zu wiederholten Malen durchlaufen: Haß und Wuth gegen Participe, Mitleid und Verachtung für den Alten wechselten, nur das Interesse für Clärchen blieb sich gleich, das wich keinem andern Gefühle und beschäftigte sich fortwährend nur damit, zu fragen: Wie ist ihr zu helfen?

Wie er sich dachte: Das Mädchen allein, hülflos und verlassen von einem geistesschwachen Manne, den man mit unsichtbaren Banden umstrickt und vielleicht in Verhältnisse hineingerissen hatte, in denen er untergehen mußte; und er selbst, der so gern getröstet, geholfen und Clärchen dieser Lage entrissen hätte, ebenfalls angekommen an der Grenze der Möglichkeit, mit nächstem Schritt in unsichtbare Tiefen zu stürzen und mit seinem Berufe für's Leben zu zerschmettern — da stauete im Herzen ihm das Blut zurück und die Brust zog sich krampfhaft zusammen, als wollt' es ihn ersticken.

Wie kam das so? Woher kam es? Weshalb muß sich das so trüben und verfinstern, was so im be=

schiedenen Dachstübchen, hinter den weißen Gardinen vorlugend, heiter begonnen? — Wie er so sinnend vor Clärchen stand, da schwirrte rasch im Schwalbenflug Alles an ihm vorüber, was zwischen ihrem ersten Blicke und dem heutigen Tage lag; im Drama seines Studentenlebens wechselten die Scenen rasch und die Versatzstücke wurden her- und hingeschoben; aber das Stück ward eben nicht gefördert und obwohl ihm war, als stehe er am Schluß des fünften Aktes, der entscheiden soll, war es Lust- oder Trauerspiel, in dem er als Held aufgetreten, so mußte er sich doch zugestehen, es lag unendlich viel in Dem, was er gewollt, und unendlich wenig in Dem, was er gethan.

Da überraschte ihn der Gedanke an das aufgefundene Testament. Das Nächste war ihm so fern gewesen, daß er nicht daran gedacht, und jetzt, da es ihm einfiel, überraschte ihn diese Gedankenlosigkeit selbst. Jedenfalls war das die Ursach der Verwirrung im Hause, der Schrecken Participes, die Krankheit des Alten, das man es nicht mehr auffand.

Wie heißt Ihr Vater mit den Taufnamen?" fragte er rasch.

Clara nannte sie. Es waren zwei.

Jetzt aber kam Faustin in neue Verlegenheit: als der Commissar die Namen vorlas, die im Testamente unterzeichnet waren, war er zu sehr von dem Auftritte selbst und den sich daran schließenden möglichen Folgen beschäftigt gewesen, daß er, nicht ahnend, welche Wich-

tigkeit diese Namen für ihn noch erhalten würden, sie seinem Gedächtniß nicht genugsam eingeprägt. Nun hoffte er, wenn er die Namen des Alten noch einmal hörte, würde ihm der Klang derselben auf die bereits gehörten Namen zurückführen, wenigstens in so weit, daß er unterscheiden konnte, waren es dieselben, waren sie es nicht? Clara repetirte auf seine Bitte die Namen, bei deren Belehnung der Kleine geschlafen, der jetzt einen weißen Kopf trug und ein bereits untergegangenes Geschlecht beim Glase Wein unserer Gegenwart heiße Glückwünsche zugetrunken . . . aber es blieb dabei, im Hirn von Faustin regte und bewegte sich nichts, die Namen im Testamente waren gründlich vergessen. —

Es gab noch eine letzte trostreiche Hoffnung: sie waren ihrer neunzehn gewesen, die das Verlesen der Namen gehört; der Studiosus der Rechtswissenschaft Branter hatte sich bei dieser Gelegenheit sogar genau besonnen, daß er Leberecht Achill hieß; Einer von Vielen wußte vielleicht den Namen noch und dieser Letztere besonders konnte jedenfalls am allerbesten Auskunft über einen Namen geben, von dem er bestimmt wußte, daß es nicht der seinige war.

Rasch und mit dem Versprechen von Clärchen sich verabschiedend, daß er ihr bald ihre Ruhe zurückgeben und als ein Alexander wiederkehren werde, dem wenigstens der gordische Knoten nicht fehle, eilte er zurück in die Wohnung, mit dem stillen Wunsche, Mar=

beck möge zurückgekehrt sein, um ihm die ihm so wichtige Auskunft zu geben; was er sonst Neues vom Rektor mit nach Hause brachte, ließ ihn im Augenblick unberührt.

Marbeck war auf seinem Zimmer damit beschäftigt, einige Hefte und Bücher zu ordnen und in einen Bindfaden zusammenzuschnüren. Seine Stimmung schien doch durch den Rektor gelitten zu haben; wenigstens war sie, als Faustin eintrat, noch ein wenig ernst, wenn auch nicht geradezu gedrückt.

Ueber die Beschäftigung, bei welcher Faustin seinen Freund traf, vergaß er im Augenblicke, was er von diesem gewollt, — so offen ist die Brust der Jugend gegen jeglichem Eindruck — und schaute diesen fragend an.

„Mach's wie ich!" rief ihm Faustin zu. „Was Du an Wissenschaft besitzest, schnüre in einen Bindfaden, und was Dir noch Wissenswerthes übrig bleibt, das lass' mit einem Frachtwagen nachkommen; als Passagier hast Du nur 50 Pfund Gepäck frei."

„Heinrich," sagte Faustin erblassend, „ist's denn wirklich entschieden, daß —?"

„Es wird entschieden!" sprach Marbeck. „Seine Magnificenz war so wehmüthig liebevoll, daß ich mir außer einem mitfühlenden Bauchgrimmen noch die Ueberzeugung holte, daß man uns bei herannahendem Winter ohne Doktorhut fortschicken wird. Meinem Herzen friert bei dem Gedanken der Cylinder fest und

in den beiden Herzkammern ist Schlittschuhbahn für die wunderlichsten Empfindungen. — Ich habe schon ein Circular ergehen lassen an sämmtliche Rothe zu einer Sturmpetition, die auch nichts helfen wird; aber man thut seine Pflicht und wird man dennoch fortgeschickt, so geschieht das mit einer Gewissensreinheit, gegen die selbst ein Heiliger mit der seinigen nicht aufkommt."

Faustin ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und ab. Dahin war es also gekommen! Was sollte er Gertruden sagen? Wie sie über die von ihm getäuschten Hoffnungen trösten? Und Cordchens „Werde Etwas!" wie klang es ihm jetzt im Herzen wieder durch alle Töne bis zum höchsten, der ihm durch's Hirn fuhr. Und Clärchen allein lassen mitten in verworrenen und unklaren Verhältnissen, die sich vielleicht noch schrecklich lösen konnten!

„Kannst Du Dich des Namens erinnern, der unter dem Testamente stand, das der Commissar in unserm Geheimkasten vorfand?" fragte er.

Marbeck dachte nach.

„Wenn es nicht Ernst August oder Christoph Leberecht war, dann war es vielleicht Ernst Albrecht oder Theodor Kaspar, ich entsinne mich dessen nicht mehr! — Laß das auf sich beruhen! Das Testament ist in den Händen des Gerichts, das sich auf derartige Dokumente versteht; Participe ist mit seiner Sehnsucht nach dem Jenseits, jetzt vielleicht schon über die

zweifarbigen Pfähle unserer Grenze gelangt, und wenn man ihn als legitimationslos einsteckt, dann hat er die Genugthuung, ein Märtyrer der deutschen Paßfreiheit zu sein. Gieb acht! Deinem Clärchen wird die verlorene Ruhe polizeilich zurückgebracht, der Alte muß ex officio vernünftig werden, uns wird man sämmtliche Stadtthore öffnen und freundlich in's Freie hinaus nöthigen zum Naturgenuß, den man um die Mittagszeit in einem Rübenfelde abwartet, und hat man hinter uns die verlassene Stube ausgefegt, dann ist auch die gesittete Ordnung wieder hergestellt."

Marbeck behielt zuletzt doch Recht, und tröstlich war trotz der unangenehmen Situation für Faustin, daß das Testament sich in den Händen der Justiz befand und Langhennerich die Stadt verlassen müsse. Er trug Clärchen die Nachricht zu.

„Wenn Ihr Vater jeden Tag auf's Stadthaus muß und dort in's Verhör genommen wird, lassen Sie sich das nicht beunruhigen," sagte er; „er läuft sich dadurch vernünftig und Sie sind doch vor Participe geschützt. Was mich anlangt, Clärchen, ich werde Sie wohl noch einmal sehen dürfen, bevor ich von hier fortgehe!"

Clärchen erblaßte. Ach, wie wohl that dem vor ihr Stehenden die bleiche Farbe ihrer Wangen! Diesem egoistischen Zuge des Herzens mußte erst genügt sein, dann trat die Theilnahme und das Bedürfniß, zu beruhigen, ein.

„Eine Geschäftsreise,“ beeilte sich Faustin zu erklären, „in Sachen der Wissenschaft!“

Er hätte hinzusetzen mögen, daß der Himaileia und St. Bernhard Geschäftsfreunde, und die Quellen des Nils und Ganges Comanditen der Wissenschaft sind, deren Geschäft sich über die ganze Erde breitet und mit der Vegetation in den Tiefen des Oceans in Verbindung steht. Er schwieg aber, da Clärchen sich an seiner Erklärung getröstet aufrichtete und sich nur abwendete, ihre brennende Röthe zu verbergen, die ihr auf die Wangen trat, darüber, daß sich ihr Herz verrathen.

Glückselig unglücklich kam Faustin nach Hause und warf sich in einen Stuhl. Dieses Erbleichen und Erröthen war die erste Liebe mit allen Blüthen eines neuen Frühlings! Gütiger Himmel! Mußte denn an jeder Blüthe ein Professor nagen und das Universitätsgericht die jungen Keime niederhageln mit seinem Concilium abeundi!

Und doch war es geschehen! In den Statuten war zu lesen gewesen, daß jedes Bundesglied sich verpflichtete, die Ordnung der Dinge, die man als die ewig wahre und vollkommene und dem Weltdaseinszweck entsprechend, erkennen würde, mit allen Mitteln verwirklichen zu helfen!

Alle Mittel! Der Ausdruck war so weitdehnig, daß die ganze Welt darin untergehen konnte. Und hatte man auch dazu geraucht und Bier getrunken

und den feurigen Patriotismus für eine ideale Zukunft des Vaterlandes nicht dergestalt auf sich wirken lassen, daß man anderen Tages ein Schnupfenfieber davontrug — der Paragraph blieb doch bedenklich! Wenn man Infusorien unter das Mikroskop bringt und mit wissenschaftlichem Auge betrachten will, da muß die Welt still stehen und kein Wind darf gehen, damit nicht die Beobachtung hinweggeblasen wird; will man aber durch Pendelschwingung das Drehen der Erde beweisen, da kann sich diese mit dem Kopfe gegen den Mond stoßen, das schadet nicht, desto besser drehet sich der Beweis!

„Die Tendenz des Bundes bleibt gefährlich," hatte die Magnificenz geäußert. „Wer steht dafür, daß das wahr gewesen wäre, was Sie als wahr erkannt, daß das für Vollkommenheit gelten konnte, was Sie dafür angesehen!"

„Magnificenz," entgegnete Marbeck, als er sah, daß doch Alles verloren war, „bis die Welt vollkommen wird, ist es vielleicht noch lange hin, mancher Rath würde inzwischen Hofrath geworden sein, und hätte am Herde seiner Köchin darüber nachgedacht, weshalb man Karpfen blau siedet; der liebe Gott wäre trotz der fortschreitenden Wissenschaft so incognito geblieben, als zeither, und einige materialistische Professoren hätten als freiwillige Minister mit Maikäfern im Portefeuille ihm die Regierungssorgen doch nicht abgenommen. Der einzige Mensch, dem unser Bund eine ge=

wisse Verbesserung und Vervollkommnung beigebracht, war der Wirth; während wir der höhern Erkenntniß wegen auch in die Tiefen unsrer Börsen eintauchten, und den letzten Silbergroschen daran wendeten, im bairischen Bier Weltfragen zu lösen, vervollkommnete sich sein Embonpoint so, daß er nächstens, ohne besondere Unbequemlichkeit, wie die Erde drehfähig wird, und man nach seiner Nase Entdeckungsreisen unternehmen kann!"

„Sie wollen den Ernst der Wissenschaft und fürchten doch die Faustnaturen, die, wenn sie Universitäten beziehen, leicht die Hahnenfeder aufstecken und zu Mephisto's werden können. Wir sollen immer mit den Füßen auf der Erde bleiben, damit wir nicht im Drange nach Wissen und Erkennen mit dem Kopfe in die Wolken fahren und uns die Nase erkälten. Diese wohlerzogenen Schüler mit gut geartetem Drang nach Wissen und Erkennen wünsche ich der Universität auch ferner; Ihnen, Magnificenz, und sämmtlichen Herren Professoren danke ich für das, was Sie mich gelehrt; unvergeßlich wird mir diese Zeit bleiben, die Zeit einer harmonischen Entfaltung von Geist und Körper, von Denken und Fühlen, die einzige Zeit, in welcher von den zwei Naturen des Menschen nicht die Eine überwiegend ist. Die Freiheit des Forschens, das Freiwerden des Geistes von den Ketten der Regel möge auch diesem Hause kommen!"

Unten am Thore des Universitätsgebäudes unter-

faßten sich die Studenten, und im Zuge und singend wanderte man vor's Thor, Abschied nehmend von der „Sonntagskneipe," wie man die Restauration benannte, wo Faustin Clärchen mit ihrem Vater getroffen.

Dem Letzteren war es unmöglich, in den Ton mit einzustimmen, den man anschlug; schmerzliche Gestalten mit weinenden Augen und bleichen Zügen zogen an seinem Geiste vorüber, das waren die Gestalten der Vergangenheit, und andere kamen, die Züge mit dichtem Schleier bedeckt, so daß er nicht erkennen konnte, blickten sie freundlich oder traurig, das waren die Gestalten der Zukunft. — Jeder hatte noch zu packen und zurecht zu legen, denn schon morgen war die Stadt zu verlassen, darum geschah der Aufbruch zeitig und Faustin begrüßte ihn wie Erlösung.

Abschied nehmend trat er bei Branter ein.

„Zürnt mir nur nicht!" sagte er, als der Alte sich abwendete. „Es geht fort aus der Stadt, und ich habe nicht mehr Zeit, zu ordnen und zu erklären, wie ich wohl möchte. Aber das sage ich noch in dieser Trauerstunde der Trennung, Participe ist ein Betrüger, ein Heuchler, eine feile Creatur und hat vielleicht zwanzig Menschen unglücklich gemacht. Fragt nur die Polizei! Die hat allerdings wenig Glauben, aber viel Lust zur Ueberzeugung; käm' er je zurück, dann blieb er fest und die Protokolle der Justiz wären dann just darnach, daß bei seiner Heiligsprechung

der Teufel den Proceß gewönne! — Lebt wohl! Will's Gott, so sehen wir uns wieder!"

Er reichte dem Alten die Hand, dieser zögerte sie zu ergreifen.

„Was Ihr da gesagt —" hob er an.

„Die Justiz wird's Euch schwarz auf weiß darthun!" sagte Faustin. „Glaubt doch den Menschen nicht, die Euch den lieben Gott mit Fingern zeigen wollen! Glaubt Eurem Herzen und verkehrt selbst mit Gott! Ihr nehmt ihn nur von seiner Größe, wenn Ihr ihn so unnahbar hinstellt!"

Dieser derbe Ton hatte ihm Anstrengung gekostet; er wußte aber auch, daß mit zähen, gedankenlosen Naturen nicht anders umzugehen ist. Wenigstens hatte er den Alten nachdenkend zurückgelassen, als er ging, und draußen im Flur gab er Clärchen noch manchen Nachweis und manches Mittel in die Hand, das sie zur Heilung ihres Vaters anwenden konnte.

Clärchen gegenüber mußte er in der letzten Stunde des Beieinanderseins doch offen und ehrlich verfahren, wenn er wollte, daß sie Briefe von ihm annehmen sollte, wenn er auch auf Gegenbriefe von vornherein verzichten mußte.

Das erschwert und versöhnt die Scheidestunden, daß man da den ganzen Menschen kennen lernt.

„Vergessen Sie mich und denken Sie zuweilen meiner!" stammelte Clärchen durcheinander, und sie weinte dabei, daß seine Wangen naß wurden, weil es diesem

zu nahe geschah. Sie duldete den ersten Kuß und hatte auch gegen den zweiten nichts einzuwenden und entwand sich dann erst dem dritten, um ihre Lippen bei'm vierten wieder still halten zu lassen. Dieses Hingeben und Sträuben war um so natürlicher, weil mit der Trennung erst das Geständniß der Liebe sich meldete.

Einmal aber muß der Augenblick des Losreißens doch kommen, und wenn man mit allen Kräften sich dagegen stemmte; das Lebewohl! und Küssen und Sich in die Arme sinken, hat auch seine Zeit! Das größte Glück wie der tiefste Schmerz sind zerbrechlich, man warte nur das Bischen Leben ab, zuletzt werden es doch nur Aschenkrüge.

Clärchen eilte zurück in's Zimmer zu ihrem Vater und Faustin stürzte zum Hause hinaus. . . . .

„Ich habe keine Heimath, ich begleite Dich und mache mein Examen in Deiner Vaterstadt!" hatte Marbeck gesagt, und in seiner Gesellschaft trat Faustin die Heimreise an. —

Welch' Wiedersehen! Wie alt, wie schwach, wie grabesbleich schien ihm Gertrude geworden! Das hatte der Tod des Doktors gethan! Sie konnte für Niemand mehr sorgen und schaffen, dadurch war die Sammlung ihrer Kräfte verloren gegangen und in ihr war kein rechter Anhalt am Leben mehr.

„Du findest ein Grab! Wer hätte das gedacht, als Du reistest!" sagte sie.

„Und Ephraim?“ fragte Faustin.

„Der schreibt seinen Eltern oft! Gott verzeih mir! Aber es sind Briefe, als hätte sie der heilige Johannes geschrieben oder unser Herr selber, so gut und sanft und gläubig, daß Einem das Herz vor Freuden weint.“

Da blieb noch eine letzte Frage, die Faustin zu thun hatte. Das Herz klopfte ihm dabei heftig und die Wangen liefen blutroth an; das verflocht sich so Alles durcheinander, was im Herzen einmal gegrünt und in seinen Zweigen bis zur Jugend zurücklangte.

„Und — Cordchen?“ fragte er.

Mutter Gertrud richtete sich auf und wischte sich die Augen.

„Das weißt Du nicht!“ sagte sie. „Sie las Ephraims Mutter immer die Briefe vor, die diese von ihrem Sohne empfing. Besser vorlesen konnte Niemand! Hatten wir auch die Briefe schon zehn Mal gehört, wenn sie Cordchen las, weinten wir doch immer wieder! — Ihr Vater hat's durchsetzen wollen mit der Heirath, da ist Cordchen gegangen, Niemand weiß wohin! Es haben sich alle viel Mühe gegeben, etwas über sie zu erfahren, aber 's ist noch Niemand gelungen. Mit der Heirath hat's nun gute Weile! Das Brautkleid war fertig und der Kranz geflochten; wie's aber kam, daß man zum Altar gehen sollte, da ließen den Bräutigam die Gewissensbisse nicht dazu

kommen; er stak schon im Sonntagsfrack und blieb doch zu Hause.“

Faustin hatte dieser Erzählung mit zurückgehaltenem Athem gelauscht.

„Cordchen fort,“ murmelte er, „und ein Weib! Steht mir die Welt nicht offner als Mann!“

Er setzte sich auf's blumige Kanapee, trank aus der antiquen Kanne, schaute in die herzigen Runzeln Gertrudens — aber das Herz hatte doch durch die Erzählung gelitten, und die Bilder, die die Erinnerung darauf abdrückte, wurden deshalb nicht so rein, wie er anfangs erwartet hatte.

[illegible] — Dorchen?" fragte er.

[illegible] richten sich auf uns [illegible] [illegible]

„Das weißt Du nicht?" sagte sie. „Sie las Schreiners Mutter immer die Briefe vor, die diese von ihrem Sohne empfing. Besser vorlesen konnte Niemand! Hatten wir auch die Briefe schon zehn Mal gehört, wenn sie Dorchen las, weinten wir doch immer wieder! — Ihr Vater hat's durchsetzen wollen mit der Gewalt, da ist Dorchen gegangen. Niemand weiß wohin! Es haben sich alle viel Mühe gegeben, etwas über sie zu erfahren, aber 's ist noch Niemand gelungen. [illegible] hat's nur gute Weile! Das Brautkleid war fertig und der Kranz geflochten; als's aber kam, daß man zum Altar gehen sollte, da [illegible] den Bräutigam die [illegible] nicht dazu

Zweites Buch.

Wollen, Meinen, Bedürfen.

Erstes Kapitel.

Neues Wollen.

In einer der größern Städte des südlichen Deutschlands, wo die Temperamente der Menschen von der Sonne vielleicht etwas stärker ausgebrütet sind, als im deutschen Norden und wo man die jugendlichen Gedanken noch mitunter sogar die Eierschaale sich nachziehend herumlaufen sieht — in dieser Stadt war es, da am hohen Tage zwei Wandrer von anständigem Aeußern, aber doch zu Fuß, in eines der kleineren Hotels einzogen.

Es waren diesem Einzuge der beiden Wandrer eine Reihe schöner Herbsttage vorangegangen, kühl und luftig und recht dazu gemacht, einer Spätlerche, mit sehnsüchtigem Auge folgend, nachzusingen: „Wenn ich ein Vöglein wär' und Flügel hätt'!" und mit zwei Beinen und einem Knotenstock dazu tüchtig auszuschreiten. — Die Trauermelodien des Herbstes, wer hörte sie denn nicht gern? Die Töne, die durch ent=

laubte Zweige fliehen, klingen wohl klagend, und dem Rauschen der fallenden Blätter legt das Herz so eigene wehmüthige Gedanken unter; aber wer sie in Aussicht hat, dem stellen die Freuden des Winters sich vor die Seele in stiller häuslicher Beschränkung, und hohe Feste durchziehen ihm das Herz mit frohem Kindeslächeln und bräutlich heißen Küssen des Dankes für Geahntetes und doch Unerwartetes, wenn tausend und wieder tausend durch fromme Sitte geweihete Lichter die lange Winter- und Weihenacht erhellen; und wem der ewig grüne Tannenwald, wenn die Sonne hinter ihm sinkt und mit wunderbarem Glühen Glorien um seine Spitzen webt, nicht so hoffnungsschön in's Herz leuchtet, und wer im fallenden Laub auf Hinfälligkeit und Vernichtung zu treten meinet, dem wird's doch unnennbar um's Herz, leicht und schwer, wohl und wehe und er fühlt, daß das ewige Gesetz der Natur, Glück und Schmerz zu verbinden, auch im Sterben liegt.

Als die Wandrer auf dem ihnen angewiesenen Zimmer sich's bequem gemacht und sich restaurirt hatten, fragte der Eine:

„Nun, wie ist Dir?"

„Wohl und müde!" entgegnete der Andre.

„So hab' ich's gern; das ist die rechte Reisestimmung, wenn man am Orte angekommen ist," erklärte der Erstere. „Alles, was man gesehen, Flüsse, Berge, Thäler, Wälder, Menschen, Vieh und Paß-

visitatoren ziehen gewissermaaßen, indem sie ihren Weg durch die Beine nach den Hüften nehmen, in's Herz. Bei jedem Zucken Deiner müden Glieder erscheint ein andres Bild, Dein Hirn ist wie ein Guckekasten, die beweglichen Bilder werden von den müden Extremitäten gezogen und Du genießest das Ansehen bequem im Bette und gratis. Die Eisenbahnen sind vortrefflich für romantische Gegenden, wie die Lüneburger Haide; aber ich verzichte gern auf die dampfende Erfindung, wenn Romantisches, Pittoreskes und Historisches so rechts und links am Wege liegen, wie uns, und dazu jene Gemüthlichkeit, die ein inniges Mitgefühl für lange hölzerne Arme über der Hausthüre und poetische Empfänglichkeit für Weinlaubkränze an den Fensterläden besitzt. — Ich frage Dich, ob's etwas Genußvolleres geben kann! Bist Du auf dem Dampfschiff, so kannst Du höchstens einen Abstecher machen, indem Du in's Wasser fällst; Andre haben dann die Mühe, Dich herauszuziehen."

Es giebt Menschen, die unter allen Verhältnissen sie selbst sind: ein solcher war Marbeck. Wer hätte ihn nicht schon heraus erkannt? Man durfte ihn nur zwei Minuten sprechen hören, so wußte Jeder, der ihn zuvor gekannt, auch wenn er ihn nicht sah, das ist der alte Student, der bemooste Bursche, das ist seine, nur ihm eigne Art, sich auszudrücken.

Nicht eben so war es mit Faustin: ihn beherrschten die augenblicklichen Verhältnisse, er ward durch die

grade gegenwärtige Situation geformt und gestimmt. Das fühlte er als etwas im Leben zum Hindurchkommen Unzureichendes und Mangelhaftes, und schloß sich darum so innig und fest an Marbeck, weil dessen Charakter den seinigen ergänzte und ihm nachahmungswerth erschien.

Zwanzig und einige Meilen fern von der Heimath saß er jetzt am offnen Fenster des Gasthofes einer ihm bisher fremden Stadt, und schauete hinaus auf das Gewühl in den Straßen. Wie eigen muthete ihm das an! Wie wenig noch vermochte er mit dem gegenwärtigen Augenblicke in's Verhör zu gehen und von ihm zu erfragen, was er von ihm wollte, was er bedeute! Wie zerstreut und ungeordnet lagen alle Gedanken und Eindrücke in ihm und wie wenig war er jetzt noch gestimmt, geistig den Faden zu spinnen, an dem er sie, gefällig geordnet, zum ruhigen Betrachten aufreihen konnte.

Marbeck war, wie er sagte, „in Geschäften" ausgegangen. Er hatte, ehe er ging, das Fenster geöffnet und einen Stuhl dahin gestellt. Seine Weise, mit dem Freunde umzugehen, hatte oft, man möchte sagen, etwas Mütterliches; aber es geschah mit einer Art, die nicht verletzte, mit einem Gemisch von Humor und Wohlwollen, daß sich Faustin mit Lächeln darein fügte.

So jetzt.

„Setze Dich," hatte Marbeck gesagt noch ehe er

ging. „Ich komme bald zurück. Einstweilen besieh Dir die Menschen; es sind Deine südlichen Brüder und Schwestern in der großen Gottesfamilie, wo dem Bevorzugten besonders gedeckt wird. Die Leute sind wärmer hier, als anderswo, erreichen aber an liebender Gluth die Italiener und Spanier doch noch nicht, die zum Beweise ihrer Zärtlichkeit uns zuweilen todtstechen, wie sehr erbaulich zu lesen ist. — Leb' wohl! Wenn ich zurückkomme, erfährst Du, weshalb Du eigentlich hier bist.“ —

Er ging.

Faustin gewann jetzt Muße, ein Stück Vergangenheit zu repetiren; sich vorzusagen: Das war, und Das, und wieder Das! An Cordchens Verschwinden hatte er angeknüpft, als ihm Marbeck einen Wechsel des Aufenthaltes vorschlug. „Da oder dort,“ hatte er sich gesagt, „in welcher Gegend der Welt es auch sei, Du mußt Dir doch durch's Leben helfen, so gut Du kannst; in der Heimath bleiben, thut nicht gut; Jeder würde sagen: Das ist der, man hat ihn fort gewiesen von der Universität! und wer nicht gewußt hätte, warum? der hätte das Schlimmste gedacht. —“

Auch Gertruden war es Recht gewesen, daß er wieder ging „zur theologischen Wissenschaft,“ hatte Marbeck gesagt. War sein Studium noch nicht vollendet, dann wollte sie gern den Liebling entbehren, so lange, bis er die Kanzel betreten würde, „die sich jetzt,“ sagte Marbeck leise, „bei seinem Anblick umwen=

den würde.“ Es war ja die Hoffnung, die Gertrud schon seit Jahren abgesponnen, und die ihr so tröstend und verheißend zugesprochen, als sie am Sarge des Dr. Magnus gestanden und mit christlichem Glaubensmuth gegen das Herz kämpfend geseufzt hatte: Die Wege des Herrn sind wunderbar!

Die gerichtlichen Papiere mit den großen Siegeln waren vom Nachlaß des Doktors abgenommen worden und dieser war dem Fiscus verfallen, da ein Testament nicht vorhanden war, Erben aber sich nicht gemeldet und Ascendenten und Descendenten aus chemischen Kesseln judiciell nicht hervorgehen können.

Man fand wenig vor, was allgemeinen Werth gehabt hätte; von Geld nur wenige Thaler, die Gertruden als Lohn ausgehändigt wurden; aus Wäsche, Kleidern u. s. w. wurden kaum die Begräbnißkosten gelöst und das Haus trug, als es verkauft wurde, ein dürftig Kaufgeld, da man nicht sicher war, ob's nicht allnächtig noch fortspuke und deshalb Niemand darauf bot.

Diese Nachlaßergebnisse brachten ein neues Verwundern in Umlauf.

Nicht einmal Erben hatten sich trotz des öffentlichen gerichtlichen Aufrufs und zu einer Zeit gemeldet, da man hinter dem gerichtlichen Siegel noch allerlei Werthvolles und geheime Schätze die Fülle vermuthen konnte.

Auch war der Umstand ganz besondrer Art, daß,

als das Haus zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten wurde, ein Fremder, von außerhalb des Landes her, das höchste Gebot gethan und es zugeschlagen erhalten, und — darin beruhete das Besondre — die Schlüssel an sich genommen hatte, ohne das Innere zu durchsuchen, das Haus verschloß, beim Gericht das eben Nöthige besorgte, als Besitzer aber Faustin nannte und dann wieder verschwunden war. — Die auf dem Hause lastenden Abgaben gingen pünktlich durch die Post bei der betreffenden Behörde ein.

Diese Eröffnung, die erst das Gerücht, dann die Behörde ihm gemacht, war von eigenthümlichem Eindruck auf Faustin gewesen. Das Unbehagen, gleichsam unter eine geheimnißvolle Macht gestellt zu sein, mischte sich mit der wohlthuenden Empfindung, doch irgend Wen anzugehören und in seiner Nähe den Pulsschlag eines geheimnißvollen unsichtbaren Herzens zu fühlen.

Da Gertrud sein Anerbieten, in das einsame Haus wieder einzuziehen und ihr Leben in den gewohnten Räumen zu verbringen, damit zurückwies, daß sie äußerte: „Ich würde den Seligen nur desto mehr vermissen!“ — überließ er es der Zukunft, ihm das Haus zu öffnen und damit vielleicht das Geheimniß, das auf seiner Geburt wie auf Manchem lag, was ihm bisher im Leben begegnet war.

Marbeck hatte ihn hinausgerissen in die Fremde; dahin, wo er eben jetzt war. Er hatte ihm allerlei Dunkles angedeutet über eine künftige Existenz,

die, geschützt vor Mangel, recht den Gedanken frei mache und ihn in seiner Entwickelung, zwar nicht für die Kanzel, doch für ein christliches Weltthum fördern werde.

Am Orte selbst, und heute bei der Rückkehr von seinem Geschäftsgange, hatte Marbeck eine vollständige Enthüllung versprochen, die ihn, dafür bürgte Jener, befriedigen würde.

So gedanklich vor= und rückwärts eilend, schauete Faustin auf die Menschen, die eine Prozession umwogten, welche in ihrer Mitte mit langsamer Feierlichkeit sich bewegte. An wem sie vorüber ging, der zog feierlich den Hut; Einzelne warfen sich auch auf die Knie und die zum Gebet gefalteten Hände umfaßten zugleich den Rosenkranz.

Faustin war nicht ohne Frömmigkeit, die immer ein Zeichen von Gemüth sein wird; aber er sagte sich: so mitten hin in die Masse knien und seine Andacht so Aller Blicke Preis geben, vermöchte er nicht. Dazu gehörte, nach seiner Meinung, ein heißestes Versinken in das Gebet, das nichts um sich her sähe und gewahre, oder eine pharisäische Keckheit, die nicht fürchte, ihr Heiligstes und Innerstes zu profaniren.

Er hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als ihm Einer, der an seinem Fenster vorüberging und selber den Hut in der Hand trug, die Mütze vom Kopfe schlug, und als Faustin zornig aufschauete,

schweigend nach dem Marienbilde hinwies, das man der Prozession voraus trug.

Faustin, dem gegen ein paar Kreuzer ein Knabe die Mütze zurückgegeben, warf unwillig das Fenster zu und wußte sich über die ihm wiederfahrene Beleidigung so wenig zu beruhigen, daß er noch erregt im Zimmer auf- und ablief, als Marbeck wieder in dasselbe eintrat.

Er erzählte diesem das Vorgefallene.

„Das ärgert Dich?" fragte jener verwundert.

Faustin schauete fragend auf, als begreife er die Verwunderung über einen Aerger nicht, der sich, nach seiner Meinung, ganz von selbst verstand.

„Du wirst Dich noch an manches Befremdliche gewöhnen müssen!" sagte Marbeck nur halb tröstend. „Sag' doch, wie Dir sein würde, trät' ein Jude, den Hut auf dem Kopfe zur Gottesverehrung in Deine Kirche, wie er in die seinige tritt? — Das sind Formen, die wir ein wenig grob gezimmerten Menschen nun einmal brauchen. Wozu denn Glockenklang und Orgelton, wenn wirklich alle Religion mit der Vernunft abgethan ist? — So viel ich weiß, haben unsere größten Geister ganz ordentlich zu Mittag gegessen, so Hohes und Erhabenes sie immerhin dachten und schrieben: das ist die Kehrseite unserer göttlichen Menschlichkeit, die Materie, die uns noch allen eigenthümlich ist. Wenn sich die Andacht dieses Menschen

an Deine Mütze stieß, so that er nur seinem Herzen Genüge, als er sie Dir zu Füßen legte."

„Du bist zu Zeiten die Toleranz selbst!" versetzte Faustin verdrießlich.

„Weshalb auch nicht!" sprach Marbeck leichthin. „Ich nehme den Menschen wie er ist, als eine Olla potrida, als Curiosum, als Raritätenkabinet von allerlei tagtäglichen Seltsamkeiten. Frag bei den größten Menschen an, Jeder hat etwas, das er sich aus den allgemeinen Narrheiten zulegt, damit die Vernunft ihm das Leben nicht unerträglich macht und womit er sich auffrischt, wenn der Verstand alt und grämlich wird. Doch nun zu meinen Enthüllungen!"

„Ah!" rief Faustin unwillkührlich und drehete sich mit ganzer Figur dem Freunde zu.

„Erst besorg' etwas auf den Tisch! Wenn ich spreche muß ich trinken! Aber ich will prosaisch nüchtern bleiben, verstehst Du das?"

„Also Kaffee?" fragte Faustin.

Marbeck nickte.

„Erst bestelle, dann zünden wir Cigarren an und nehmen in den Sophawinkeln Platz," sagte er. „Ich lieb' es, das Leben dann und wann einmal festzuhalten, ihm zu sagen, daß man das und das aus ihm machen will und ihm mit aller Bequemlichkeit fühlen zu lassen, daß man sein Herr ist."

Während sich Marbeck eines Theiles seiner Toilette entledigte und sich's bequem machte, klingelte Faustin den

Kellner herbei und bestellte den von Marbeck gewünschten Kaffee.

Hinter dem bald servirten Tische auf bequemem Sopha nahmen dann beide Freunde Platz, Marbeck im aufwirbelnden Rauche der Cigarren das Bild der strebenden Erkenntniß findend, das sich zuletzt in's scheinbare Nichts verliert.

„Du entsinnst Dich jener Nacht," sagte er dann, „wo Du Jemand zu mir kommen, wohl auch in meinem Zimmer Geld klingen hörtest: Dich machte das Ereigniß damals mißtrauisch, und hätt' ich am andern Morgen nicht so ehrlich zum Fenster hinausgeschaut, Du hättest meiner Treu geglaubt, ich wäre über Nacht zum Spitzbuben geworden und stände andern Morgens galgenreif auf. — Ich knüpfe an jene Nacht an, weil sich von da an unser Hiersein datirt."

„Wieder Geheimnißvolles!" sprach Faustin, nicht ohne ein leichtes Frösteln zu verspüren bei dem Gedanken, daß sich ihm vielleicht wieder tausend Unannehmlichkeiten auf's Neue in Aussicht stellen könnten.

„Du sollst Alles hören und wählen dürfen zwischen Wollen und Nichtwollen: Wir treiben's öffentlich!" sagte Marbeck. „Aber das Eine versprich mir für den Fall, daß Du ablehnest — nichts zu verrathen von dem, was ich Dir mittheile, gegen Niemand, selbst nicht gegen Deine Vertrautesten!"

„Hier meine Hand, wenn es kein Verbrechen ist!"

sprach Faustin feierlich, die eine Hand dem Freunde hinhaltend, die andere warm an's Herz drückend.

„Du bist ein Narr, aber ein guter!" versetzte Marbeck, die gebotene Hand in gemüthlicher Form ergreifend. „Du kannst auf die edelste Weise an den Galgen kommen und hängst dann so unschuldig daran, wie ein Haase am Bratspieß, der nur den Fehler an sich hatte, daß sein Fleisch genießbar war. — Was ich Dir mitzutheilen habe, ist das: Durch ganz Deutschland, England, Frankreich, Italien bis Amerika und Indien erstreckt sich eine geheime Gesellschaft von Männern, die nichts Geringeres bezwecken, als die Christuslehre zur Weltreligion auszubilden."

„Heinrich!" rief Faustin erfreut und entsetzt zugleich, daß ein Gedanke, den er für nur ideell gehalten, zur greifbaren Thatsache werden sollte.

„Du findest die geachtetsten und hochgestelltesten Persönlichkeiten unter ihnen, und Namen, die die Geschichte der Gegenwart schon jetzt mit Ehrfurcht nennt. Die Religion ist aber immer auch ein politischer Hebel gewesen, eine Staatsinstitution, durch welche mit regiert ward; Du verstehst nun hoffentlich, wie nothwendig das Incognito hochgestellter Ansichten ist, die in die Landesgesetze nicht mit aufgenommen sind."

„Ich begreife!" sprach Faustin mit zurückgehaltenem Athem.

„Deine Cigarre brennt nicht," bemerkte Marbeck ruhig. „Hier hast Du Feuer!"

Faustin ergriff den dargereichten Fidibus nur mechanisch und steckte dann die Cigarre mit der brennenden Seite in den Mund, so wenig war er geistig bei dem, was er that.

Marbeck fuhr fort:

„Daß ich so gewissenhaft ehrlich mit meiner Ueberzeugung umging und vor der praktischen Theologie Umkehr machte, wurde damals, mehr als ich dachte, besprochen, und hatte mir das Wohlwollen eines Mannes verschafft, der den höheren Regionen angehört, ohne daß ich darum wußte; er beobachtete und ließ beobachten und fand heraus, daß ich noch zu irgend Etwas brauchbar sei, wenn man das Rechte für mich herausfänd'.“

„So denk' ich auch!“ bestätigte Faustin.

„Weshalb sollt' ich schlechter von mir denken? Gute Ueberzeugungen von sich selber nützen mehr als Zöllnergeständnisse!“ sagte Marbeck. „Der Mann, von dem ich spreche, war einige Mal dort aufzufinden, wo man zur Erholung Bier trinkt, ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und hatte mich aus meinem Innersten herausgeholt, ohne daß ich es merkte. Mein ganzes Wesen war dermaßen in seiner Hand, daß er es nach Hause tragen und bei Lichte besehen konnte. Es muß ihm gefallen haben. Einstmals fragte er mich, wenn ich Abends zu Hause sei? Das war verfänglich! Gnädiger Herr, sage ich, unsre und einigen Nachbarstaaten ihre Thaler sind für mich Vollmonde;

die ein Drittel und ein Sechstel erste und letzte Viertel, bei denen man noch immer Nachts den Weg nach Hause findet und vor Mitternacht ist der staatsbürgerliche Tag nicht zu Ende. — Gut! sagt er, von meinem Mondschein aber ist nicht wieder die Rede gewesen, bis an jenem Abend, wo ich ihm auf der Straße begegne, dicht bei unsrer Bundeskneipe. Das Mädchen sagte mir schon, es habe draußen ein Herr gefragt, ob ich drinnen sei. — Ich muß Sie heute noch sprechen! Morgen bin ich nicht mehr hier, sagt er und geht mit mir, folgt mir bis zur letzten Treppe, wartet dort, bis ich Dich eingeschlossen habe, wozu noch einige Vorbereitungen nöthig waren. — Doch das Andere weißt Du. Genug, es war derselbe Mann, der Dir in meinem Zimmer so golden klang und auf der Treppe mit dem Kopfe gegen die Stufen so hölzern. Er merkte, daß meiner Börse der Athem ausgegangen war und auf der Treppe wollt' er ja nicht geleuchtet haben!"

„Und was wollte er?" fragte Faustin gespannt.

„Ich hab' Dir's ja gesagt: 's war einer von den Weltchristenthümlern!" entgegnete Marbeck. „Sie machen Ihr philosophisches Examen," sagte er mir, „lassen sich zum Doktor creiren und kommen dann zu mir — just dahin, wo wir heute sitzen. — Wir gründen ein Blatt: das Weltchristenthum, dessen Spalten allen Meinungen und Bekenntnissen geöffnet werden; die Mittel erhalten Sie von der Gesellschaft der Welt-

christen durch mich, alle übrigen Glieder derselben bleiben Ihnen unbekannt; Sie selbst sollen Artikel liefern, doch immer im Geiste des Blattes, das unsere Bestrebungen: Es soll Ein Hirt und Eine Heerde sein! zu unterstützen bestimmt ist. Werben Sie Kräfte an, die Ihnen entsprechend erscheinen, doch müssen Sie das Blatt überwachen, für dessen Inhalt Sie selbst verantwortlich bleiben werden."

„Du nahmst an?"

„Kam's denn nicht vom Himmel! Sah ich denn nicht die winkende Hand, die sich aus den Wolken streckte! Sagte mir denn nicht bei Nacht der Traum: Das ist's! Dahin hast Du gewollt! — Ich ärgere mich noch jetzt, daß ich damals aus Respekt den Mann nicht umarmte! Er hatte mich im Innersten aufgeackert und für seine Saat fruchtbar gemacht." —

„Heinrich," nahm nach einer Pause Faustin das Wort. „Jetzt verstehe ich Dich, jetzt erst ganz und danke Dir für Dein Vertrauen! Wie gern würde ich Theil nehmen, wenn ich mich dieser Aufgabe gewachsen fühlte!"

Der wehmüthige Ton, in dem er das sagte, überzeugte davon, daß seine Worte ehrlich gemeint waren.

Marbeck erfaßte warm seine Hand und sprach:

„Laß Dir's nur sagen, mein Herz hat sich in Deines festgebissen und kommt nicht wieder los! Du warst mir schon werth, als ich Dich aus dem Dachfenster sah, wo Du selbst bei dem Bratengeruch, der den Dachbewohnern aus den Bel-Etagen gratis in die

Nase zieht, ungerührt bliebst. Du hast ein Gymnasium hinter Dir, ein Stück Universität, besitzest einen Kopf, in dem schon manches schweinslederne Wissen steckt und vor Allem: Du bist befähigt, Dir eine Meinung zu bilden, was schwerer ist, als die Menge begreift. Dazu arbeitest Du, wenn ich diesen Umstand berühren darf, unter meiner speziellen Aufsicht, und was Wankendes und Schwankendes in Dir ist, läßt sich durch Zeit und Erfahrungen befestigen. Ich komme jetzt von dem Manne, der mir das Hôtel brieflich bezeichnet hatte, wo er abstieg, und die Stube Nr. 12, die er bewohnte. Er will vor der Hand noch unbekannt bleiben, doch hat er mir über sich Auskunft versprochen. Er ist einer von denen, die, denk' ich, Vertrauen verdienen, dafür bürgt sein Gesicht. — Ueberlege!"

„Wenn ich Dir tauglich scheine wie ich eben bin —" sagte Faustin zögernd.

„Ich hab' es schon gesagt!" warf Marbeck hin.

„Dann hab' ich überlegt!" setzte jener muthvoll seinen ersten Worten hinzu.

Die Freunde befestigten sich ihre Entschlüsse, indem sie sich die Hand reichten.

„Was solltest Du auch in Deiner Heimath, die keine Bestimmung mehr hatte?" sprach Marbeck. „Auch für Dich schien mir's ein ehrenwerthes Streben, was mir angeboten wurde. Das Examen ist gemacht, der Doktor freilich blieb noch aus. Ich schrieb, wie ver-

abredet war, unter der Chiffre: Pr. v. L. poste restante, hierher, verhehlte nicht, was vorgefallen war und stellte mich, allerdings ohne Doktorhut, schon jetzt zur Disposition. — Nach längerer Zeit erhielt ich Nachricht — in Deine Heimath, wohin ich sie erbeten —: man hatte sich erkundigt, wie es sich mit dem Concilium abeundi verhielt und hatte gefunden, daß man es über uns nur deshalb verhängt haben konnte, weil man Gott weiß welche! ängstlichen Folgerungen aus unseren unschuldigen Statuten zog. — Genug, mein Erbieten ward angenommen und statt Ostern nächsten Jahres beginnt die Herausgabe des Blattes, für welche ich jetzt alle Vorbereitungen treffen werde, in vier Wochen.“

Zweites Kapitel.

Auf dem Gebiete des Gedankens.

In einem Hause am Markte ward das Redaktionszimmer aufgeschlagen. Marbeck hatte es so geordnet und Faustin hatte sich gern dieser Anordnung gefügt.

Als ein Aufruf zur Betheiligung am Blatte für Priester und Laien auslief und die Tendenz des Blattes unverhüllt zu Jedermanns Theilnahme aufgestellt wurde, da gab es eine gewaltige Aufregung durch die Bevölkerung der Stadt, die, daran zweifelte Niemand, weit über das Stadtwappen hinausreichen müsse. — Freude und Entrüstung, Wohlwollen und Spott, innigste Beistimmung und vorläufiges „Zur Hölle verdammen" durchkreuzten sich; anonyme Denunciationen bereiteten die Regierungsbehörde auf Grausenerregendes vor, was sich aus der Tendenz und Wirksamkeit des Blattes naturnothwendig ergeben mußte; ängstliche Gemüther sahen als Folge des Blattes Religions- und Bürgerkriege mit mathematischer Gewiß-

heit voraus und trugen ihren Kopf nur noch als Interimistikum; für Andere stand der Antichrist auf, der alle Gemüther verderben und zu Grunde richten wolle, und sich in dem Blatte avisiren ließ; von den Kanzeln herab sprach man gegen die Theilnahme an dem Blatte und stellte es als Teufelswerk hin, erfunden, um die Menschheit irre zu leiten; wo zwei und drei bei einander waren, da stritt man, welches die Weltreligion sein würde: ob die katholische, lutherische, calvinische, ob die jüdische, muhamedanische oder indische.

Marbeck und Faustin konnten nicht unberührt von diesem Treiben bleiben: bald drang es lobend, bald tadelnd, bald wünschend, bald verwünschend, bald segnend, bald fluchend zu ihrem Ohr; und dieser Kampf der Meinungen, der bereits schon heftig entbrannt war und inmitten welchen sie standen, sollte erst das Vorspiel, die Introduktion zu dem sein, was folgen sollte und mußte!

Faustin bebte vor der großen Bewegung zurück, die er geholfen hatte heraufzuführen und die er nun mit durchkämpfen sollte; er erschrak als er sah, welche Verwirrung der Geister und Gemüther schon jetzt herrschte, aufgewühlt durch ein Programm, durch eine ausgesprochene Tendenz: wie dann, wenn dieser Meinungskampf erst entbrannt war, wenn Schlag auf Schlag fiel, wenn die geistigen Waffen in der Sonne einer Weltidee blitzten, und Einer die Waffe höher schwang, als der Andere? Er fand keinen Ausweg,

jene einfachen Gemüther vor diesem Getöse in Sicherheit zu bringen, die nichts gethan, als sich den Lehren und religiösen Tröstungen und Hoffnungen, die ihnen aus Schule und Kirche kamen, ganz und unverhohlen hinzugeben, in ihnen zu leben und sterben.

„Sei nur ganz ruhig!“ sprach Marbeck. „Die Welt ist im ewigen Kampfe! Wer weiß, wie es auf dem Sirius zugeht, wenn es auf unsrer kleinen Erde schon so hanswurstmäßig aussieht. Wir stehen fest, angelehnt an eine gewonnene, innere Ueberzeugung. — Kann man ein Haus auf's andere bauen? — Die Mönche verfluchten die Buchdruckerkunst als eine schwarze und die Erfindung der Dampfkraft hat genug Menschen in ihrer Existenz erschüttert: meinst Du, daß darum mit der Buchdruckerkunst, mit der Dampfkraft ein Unsegen über die Menschen gekommen sei? — Das ist nun einmal so! Die Erde ist zu klein, um Altes und Neues neben einander bestehen lassen zu können! Wo eine Erdrevolution Thäler haben will, da trägt sie die Berge ab, und wo Wasser sein soll, gehen Landstrecken unter. — Laß es gähren! Wenn sich die aufgehäuften Trauben selber drücken, da giebt es einen guten Wein! Unsere Leitung wird aber nur sein, die Geister auf- und übereinander zu häufen; was von ihnen dann ausfließt, ist jedenfalls das Beste!“

„Es ist begonnen,“ sagte Faustin, schwer aufathmend. „Wir müssen Muth haben.“

„Wenn Du das Schicksal kommen hörst von Weitem, da wird sein eherner Tritt Dir durch die Seele beben; hast Du es aber, oder eigentlicher: hat es Dich — und wenn es Dich am Schlimmsten würgt, Du verspürst dann doch schon Erleichterung, bist ohne Furcht und läßt Dich, vergnügt, daß es nun doch endlich da ist, von ihm abwalken, so gut es will. So hier! Laß ihn nur einmal begonnen haben, diesen Kampf der Gedanken; dann wirst Du auch Deine Klinge schärfen und Dein Arm wird sich stählen, indem er sie schwingt."

Mit der ausgegebenen Probenummer eröffnete Marbeck das Blatt, an dessen Spitze er einen Artikel von sich brachte, unter der Ueberschrift: „Was wir wollen."

„Es ist Ein Gott," schrieb er unter andern, „so glaubt der Christ, der Jude, der Muhamedaner, mithin kann es auch nur Eine Religion geben. Im Glauben an diesen Einen Gott, als der Grundbasis aller Religionen, sind wir einig wie in dem Glauben an ein Unverlorensein unserer Individualität, wenn der Körper dem ewig unveränderlichen Gesetze irdischer Zerbrechlichkeit und Endschaft zum Opfer fällt. Was uns noch trennt, sind die auf dieser Grundbasis aufgebauten Meinungen und Ansichten; sie sind die Steine der sichtbaren Kirchen geworden, die Bildnereien und Verzierungen, mit denen der Mensch das schmückt, was er verehren will. — Ich sage nicht, daß wir

diese Tempel abbrechen wollen, wir wollen sie nur erweitern; ich sage nicht, daß diese Bilder und Verzierungen vernichtet werden sollen, wir wollen sie nur auf das zurückführen, was sie sind: die Sprache der Kunst im Dienste Gottes; ich sage nicht, daß nicht ein Jeder seines Tempels Thüre offen halten soll, damit ein Anderer hineingehe, ich sage, daß auch er den Tempel des Andern betreten und da hören und sehen soll!

„Es wird Ein Hirt und Eine Heerde werden! hat Christus gerufen, und siehe! die Kirchen schicken ihre Boten nach Asien und Afrika und unter Mühsal aller Art wird das Evangelium verkündigt denen, die nur das Sichtbare verehren, weil sie es allein begreifen. Aber wie wird das Evangelium gelehrt? Wie die Schnecke ihr Haus, trägt jeder solche Bote des Gotteswortes seine Kirche mit sich, der katholische die allein seligmachende, sowie der protestantische die seinige, und es können ihrer so nicht zwei in einer Gemeinde auftreten, ohne nicht die Gemüther zu verwirren und Unfrieden zu stiften in den Seelen derer, die da glauben sollen!

„Wie die Jünger Christi von dem Einen ausgingen, dessen Wahrheit sie verkündigten, so dürfen auch wir heute noch nur von diesem Einen ausgehen, dessen Wort sich nicht gewandelt durch Jahrhunderte und dessen Wahrheit heute noch ist, wie damals. Nur wenn wir hier Eines sind in dem, was wir glauben

sollen, dann können wir draußen in Landen der Heiden verkündigen lassen die Gottesoffenbarung, durch die wir Eines geworden sind, und die da ist der Anfang und das Ende alles Seiens und Lebens; was aber inmitten ist, das ist die Liebe!"

Weiter sprach er dann davon, daß nicht heute noch morgen schon es Einen Glauben und Eine Taufe geben werde; daß man aber an dieser Gemeinsamkeit arbeiten solle, mit der Liebe, die uns Christus gelehrt, die sich nicht überhebt, nicht besser dünkt als Andre und durch Widerspruch nicht erbittert wird. — Von wo immer ihm Beiträge für das Blatt zukämen und welcher Glaube sie geschrieben: seien sie nur abgefaßt im Tone, der dieser hochheiligen Angelegenheit zieme, dann würden sie ihm willkommen und die Spalten seines Blattes ihnen gern geöffnet sein.

Jede Woche, so war ferner bestimmt, sollte eine Nummer erscheinen, einen Bogen stark und in groß Folio. Der Abonnementspreis war so niedrig gestellt, daß man von vornherein annehmen mußte: das Blatt war für einen großen Lesekreis, zu dem man auch die Unbemittelteren hinzuziehen wollte, bestimmt und hatte irgend eine geheime Quelle, aus der es schöpfte, um bestehen zu können.

Nun strömten wirklich von allen Seiten Aufsätze mit genannten und ungenannten Verfassern zu. Es war eine furchtbare Arbeit des Geistes, dieses Material zu sichten und es gehörte große Kraft dazu,

aus dem Kreuzfeuer der Meinungen und Gedanken mit seinem Geiste unverwundet hervorzugehen.

Für die nächste Nummer des Blattes war ein Aufsatz bestimmt, der die Frage behandelte: „Ist die Religion überhaupt entwickelungsfähig?"

„Die Religion," sagte der Verfasser, „ist so alt, als die Menschen sind; denn man kann überzeugt sein, daß dieses Gemüthsbedürfniß, was bevorzugten Geistern so viel zu denken gegeben, und das wir vorfinden selbst da, wo die Geschichte hinüber geht zur Sage, der erste Gedanke, die erste Empfindung des ersten Menschen gewesen sein muß, als er im Bewußtsein seines Daseins sich umschauete; er mußte von dem Augenblicke an, da er sich erschaffen fühlte, an einen Schöpfer denken.

„Den einzigen Schritt, der für den Menschen auf dem Gebiete des Glaubens möglich war: der Schritt vom Sichtbaren zum Unsichtbaren hat er gethan: Christ, Jude und Muselmann sind einig in dem Bekenntniß: Wir glauben all an Einen Gott! und wie weit die Missionäre diesen Glauben tragen und welche Kirche Christi sie verkündigen, sie werden nichts anderes können und vermögen, als die Gemeinden zu mehren und zu erweitern in dem Bekenntniß: Wir glauben all an Einen Gott!

„Alle übrigen Glaubenslehren haben nur die Aufgabe: das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen festzustellen. Welches Verhältniß aber soll das

sein? — Wir müssen von der kühnen Idee ausgehen: Jeder Mensch sei befähigt, sich in sich selber nach Bedürfniß seine Religion bilden zu können, und müssen der Erfahrung nicht glauben dürfen, die da lehrt: Die Menschen im Allgemeinen bilden ihr religiöses Bedürfniß nach den bestehenden Kirchen, wenn wir der Religion so alle Dogmen nehmen und die Kirchen so nackt und leer aller Poesie machen wollten, wie einige Bilderstürmer es verlangen!

„Wer da meint, daß in Religionssachen die Vernunft das entscheidende Tribunal sei, der hat seine eigne geistige Sehkraft noch schlecht geprüft und sich von eigner Kurzsichtigkeit noch nicht überzeugt, und wer da vom Fortschritt spricht, so auf dem Gebiete der Religion gethan werden könne — der muß doch wissen, wie durch Vernunft zum Anschauen Gottes und Seiner Herrlichkeit zu gelangen ist, und soll's uns darthun!

„Wir aber, die wir uns selig preisen in Seiner ewigen Kraft und Gottheit, wir wissen, daß es den Gläubigen vorbehalten ist, zu schauen Seine ewige Klarheit und anzubeten an Seinem Throne die Wahrheit, die nur Er ist!"

Noch ein anderer Aufsatz, betitelt:

„Das Ideal im Leben,"

sagte:

„Ihr nehmt, was aber wollt Ihr geben? Ihr reißt Fest- und Tiefgewurzeltes aus dem Herzen, was

werdet Ihr einsenken in den verwundeten Boden? Kann man auf dem Gebiete der Religion Entdeckungen und Erfindungen machen? Kann man die Religion behandeln wie die Industrie, die man verbessert? Wenn Geister, wie Lessing, gegen die bestehenden Kirchen ankämpften, wenn sie meinten, daß mehr Licht hineingebracht und gar Manches hinausgeworfen werden müsse, was von ihnen als überflüssig bezeichnet wird und das doch zeither zur Erweckung der Andacht, zur Aufmunterung des Gemüths, zur Erholung und Beseligung desselben mitgewirkt: so vergessen sie über ihre eigne Geistesgröße, daß sie eben Ausnahmen sind, daß sie nicht die Bedürfnisse der Menge theilen, daß ihre Nahrung eine für sie eigens zubereitete sein muß, eine tiefsinnigere, eine Nahrung, die nie ganz sättigt und die Gourmandise des Geistes nie ganz befriedigt, der darum sich immer frisch erhält, weil er ewig nach Neuem suchen gehen muß!

„Ihr könnt den Menschen für Alles, was Ihr ihm nehmt, nichts geben, als den Zweifel. Ein trauriges, ein herzloses Geschenk für den, welcher glaubte, und der für alle Wunden des Lebens in seinem Glauben Heilung, für seine Schwäche Kraft, für seine Muthlosigkeit neue Hoffnung fand.

„Die Gnade Gottes und der Glaube an ihn erleuchte und heilige alle Seelen!“

Gegen so viele Kämpfer für die Kirche, wie sie eben bestand, schien es für Faustin eine Unmöglich=

keit aufzukommen; sein Herz erbebte vor dem Gedanken: Alle diese ausgesprochenen Ueberzeugungen umwerfen, sie gradezu zu vernichten und an deren Stelle neue heraufführen zu sollen, „von uns, die wir wissen, daß wir irren!“ setzte er bedenklich hinzu.

„Gieb Deine Ueberzeugung schriftlich!“ sagte Marbeck. „Ich muß meine Gedanken für Papier und Buchdruckerschwärze schonen. — Ein Redakteur, der sich mit der Menge herumbeißt und noch die ihm Nächsten zu seiner Meinung bekehren soll, kommt mir vor, wie ein Mann, der nach des Tages Last und Hitze Abends noch sein Jüngstes eigenhändig zu füttern hat. Ihr müßt den Menschen nicht zu viel zumuthen!“

Es war deutlich, daß er seinen Freund nur zum selbständigen Denken und Handeln hindrängen wollte, dadurch, daß er von diesem ausgesprochene Gedanken und Meinungen ohne Erwiederung und Berichtigung ließ. Faustin war zu harmlos und unbefangen, als daß er die Absicht Marbecks hätte durchschauen können; gleichwol fühlte er sich durch das Benehmen seines Freundes aufgestachelt, eine Meinung zu haben und sie zu äußern, „sollte er auch,“ wie er sich sagte, „zum Feinde seines Freundes und dessen Bestrebungen werden!“

Er begann zu schreiben, nur erst, ohne seine Worte für die Oeffentlichkeit zu bestimmen. Es waren Bekenntnisse, theils dem eignen religiösen Bedürfniß und der dadurch gebildeten Anschauungsweise, theils der

ernstesten und eingehendsten Prüfung der verschiedenen kirchlichen Satzungen entsprungen.

Marbeck überraschte ihn, als er seine Bekenntnisse beendigt und, obgleich Faustin, wenn auch nur leise, dagegen anstrebte, las sie durch.

„Das läßt sich brauchen!“ sagte er, nachdem er die Lektüre beendigt, und legte die Blätter zu den Sachen, die auf den Druck warteten.

„Für das Blatt? Unmöglich!“ rief Faustin staunend. „Ich hab' es nur eben hingeworfen als Ueberzeugung, wie sie sich mir aufdrängte, ohne an die Oeffentlichkeit zu denken.“

„Das ist das Unmittelbare! Das ist Gottesoffenbarung!“ sprach Marbeck ernst. „Nicht in dem, was vergangene Jahrhunderte uns in den Weg geworfen, damit wir es auffinden und heilig sprechen sollen: nein! nur in dem, was der Mensch innerlich muß, wozu er, ohne jeden Anstoß von außen, aus sich selber sich aufgefordert fühlt — das ist Gottesoffenbarung. Gott hat sich nie anders offenbart, als im Menschenherzen! Was die Vernunft erkennen kann, ist nur das, daß wir zuletzt doch glauben müssen. — Dein Aufsatz liest sich wie tiefgedacht, und ist am Ende doch nur tief empfunden: was ihn so trefflich macht, ist seine Abkunft, denn ich weiß, er ist ein Kind innerster Wahrheit!“

Von diesem Urtheile und dem Tone, in dem es

gesprochen wurde, überrascht und gerührt, ergriff Faustin die Hand des Freundes.

„Ich gestehe," sagte er bewegt, „daß Du mich erkannt hast."

Der Abend war weit hereingebrochen; man war eben daran, das Redaktionsbureau zu schließen, als noch ein Brief für Marbeck abgegeben wurde. Der Bote wartete.

Marbeck erbrach und las:

„Verehrter Herr Redakteur!

„Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion ist ein großer und kühner Gedanke; wir aber bitten Gott, daß er ihn zu seiner größern Ehre segnen und erstarken wolle, damit der Name des Alleinheiligen getragen werde zu allen Völkern, und alle Nationen sicher wohnen unter dem Dache der alleinseligmachenden Kirche. Denn nur diese und keine andere kann es sein, deren Thore sich öffnen und dahinein ziehen werden alle Seelen derer, die da erlöst sein wollen."

„Sie werden kommen von Ost und West, und von den Polen der Erde und werden Ihnen ihren Glauben anpreisen gleich einer Waare, und die falschen Propheten, von denen gesprochen ist in den heiligen Evangelisten, werden auftreten und sagen: Siehe hier ist Christus, und da ist Christus! Ihr sollet ihnen aber nicht glauben! Denn Christus ist in der Kirche, die die allein wahre und heilige und allein seligmachende ist."

„Um nichts zu versäumen, was die Ehre Gottes auf Erden fördern und ausbreiten und sein Wort, das da ist die heilige Kirche, sieghaft machen kann über all das Deuteln der Menschen und ihres Herzens Härtigkeit, ersuche ich Sie, bei mir gefälligst vorsprechen und sich mit mir vernehmen zu wollen, der ich den Bestrebungen Ihres Blattes von ganzem Herzen zugethan bin.

„Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung Herr Redakteur

Ihr ergebenster

Paul Penti."

„Ich werde die Ehre haben!" sagte Marbeck zu dem Boten, indem er den Brief faltete und zu sich stecken wollte.

Da der Bote zu gehen zögerte, fragte er weiter: „Was wollen Sie noch?"

„Den Brief!" entgegnete dieser. „Ich soll ihn wieder mitbringen, Sie aber bitten, mit Ihrem Petschaft ihn zu schließen, damit Pater Penti einen Beweis habe, daß er gelesen ist."

Marbeck wendete sich jetzt dem Boten, der ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren war, mit ganzer Aufmerksamkeit zu. Das Gesicht des Burschen war offen und gutherzig.

„Ihr treibt es schlau!" sagte er. „Wenn ich den Brief an mich behielt, wär's auch ein Zeichen, daß ich ihn gelesen habe. Man traut dem Briefe nicht

genug Gewicht zu, sonst hätte man ihn nicht abgeschickt, und doch wieder zu viel, um ihn in meinen Händen zu lassen! Wir sind offner und vertrauender."

Und indem er den gesiegelten und mit seinem Petschaft versehenen Brief den Burschen zurückgab, sagte er:

„Man wird Dich fragen, was ich gesagt, und Du bist zu aufmerksam und ehrlich, um nicht jedes Wort wiederzugeben. — Hier mein Sohn! Behalte Dein ehrliches, glattes Gesicht, und wenn Du einst alt wirst, lass' keine spitzbübischen Spinnen in Deinen Falten nisten!"

Drittes Kapitel.

Der Probirstein.

Schon längere Zeit hatte Marbeck in der Stadt gewohnt; dennoch fühlte er sich wie ein Fremdling darin, der gar Vieles nicht gesehen, nicht gehört und beobachtet hatte. Erfüllt von seiner Aufgabe, deren Größe und Schwierigkeit er sich nicht verhehlte, aber auch hingegeben an sie mit der ganzen Kraft seines Wesens, hatte er nicht um sich geschaut, die Sinne waren ihm wie todt und sein Herz erschlossen nur der Idee, für welche er jetzt mit seinem Geiste stritt.

Da tauchte auf seinem Wege zum Pater Penti die Kathedrale, die an diesem Wege lag, groß und mächtig vor ihm auf, wie eine Geistererscheinung, die mitternächtig in den Weg tritt. Dieses Gebäude wollte er gleichsam in seinem Grunde erschüttern, wollte seine Wölbungen abtragen, seine Mauern stürzen! — Als ob er sie zum ersten Male sähe, so lange und sinnend betrachtete er sie.

Es war stille Messe; die Seitenpforten der Kathedrale waren geöffnet; Marbeck trat ein.

Diese hohen, säulengetragenen Wölbungen, diese Stuckaturen, diese reichen Gemälde, dieser Goldglanz an Kanzel, Altar u. s. w, dieses gedämpfte, man könnte sagen feierliche Licht und das Wehen einer gleichsam besondern, diese Räume gewissermaßen „geheimnißvoll" erfüllende Luft — das Alles wirkte so eigenthümlich auf den Eintretenden, so bewältigend und widerstandslos das Herz ihm öffnend zu jenen eigenthümlichen Mysterien der Empfindung, von denen wir uns nicht zu sagen vermögen: wie sind sie? was sind sie? — daß er sich sagen mußte: „Es ist ein Eignes und Seltsames um den Menschen und die Brücken, die zu Gott führen, sind gar mancherlei. Wir sollen Gott anbeten im Geist! Guter Rabbi! Weil Du das sagen konntest, darum bist Du so einzig und unvergleichbar!"

Es war ein Vorzug Marbecks, daß er die Menschen nicht nach sich, nicht nach vorgefaßten Meinungen oder dem beurtheilte, was sie sein sollten; sondern jeden Menschen besonders nahm und ganz so, wie er sich gab, mit all den Vorzügen und Schwächen, die in jedem Menschen sich abwägen. Auch er erkannte, welche Beruhigung es für minder begabte Naturen ist, mit dem Herzen lebenslang an Dem festzuhängen, was in der Kindheit gläubig aufgefaßt wurde; aber er sagte sich auch: „Es gilt ja nur die Ruhe einer kurzen Zeit! Bald wird man sich daran gewöhnen, mit

Gott unmittelbar zu verkehren, d. h. indem man alle Formen zerbricht, sein Herz in heißrer Andacht und liebender zu erheben, als jetzt möglich ist!"

Während er dem Hauptaltar zuschritt und mit immer wohlwollendem Blick auf den Einzelnen verweilte, die in den Kirchbänken knieeten und sich nur bewegten, wenn sie das Zeichen des Kreuzes auf Gesicht und Brust schlugen, mußte er zugleich die Bemerkung machen, daß nur die Frauen jene schöne Plastik im Knieen entfalten, die den in diesem Zeichen der Demuth ausgesprochenen Gedanken am Reizendsten entspricht. Er fand im knieenden Manne etwas, man könnte sagen, Unwahres, Unpassendes, sich gegen die männliche Eigenthümlichkeit Sträubendes; während die hingegossenen weiblichen Gestalten mit den wallenden Gewändern, die sich an weiche schöne Formen schmiegten, ihm unendlich schöner erschienen.

„Sie sind Engel," sagte er sich, „weinend oder betend; nur nicht emancipirt, für solchen Fall schließ ich sie in das Gebet wider Pestilenz und Türken!"

An einem Seitenaltar knieete eine weibliche Gestalt, so in Andacht versunken, daß sie sein Nahen nicht hörte. Nicht in eine Betbank, auf den kalten Boden war sie hingesunken, das Haupt tief geneigt, die Hände gegen die Brust gedrückt.

„Diese Händebewegung ist unwillkürlich! der Mensch fühlt unbewußt, wo die rechte Sprosse ist auf der Leiter nach oben!" sagte Marbeck und blieb von

fern stehen, dieses „heilige Bild“ wie er sich die Betende nannte — länger betrachtend.

Die Dame war in Schwarz gekleidet. Ein dunkles Tafftkleid in reichen Falten umschloß malerisch die schönen Formen, deren Conturen durch einen dunkeln Ueberwurf leicht gedeckt wurden; ein dunkler Hut mit schwarzem Schleier vollendeten die Toilette der Betenden, indem sie zugleich ihr Antlitz verhüllten.

Dem Beobachtenden mußte es auffallen, daß die Betende nie das Zeichen des heiligen Kreuzes machte und als sie sich erhob und die Kathedrale verließ, an dem Becken mit dem geweihten Wasser vorüberging, ohne die Fingerspitzen einzutauchen und die Form des Kreuzes an sich damit zu wiederholen.

Marbeck folgte ihr, die Dame interessirte ihn, ohne daß er sich über das Warum Auskunft zu geben vermochte.

„Muß man denn immer wissen, was in uns vorgeht und warum es in uns vorgeht?“ sagte er sich. „Genug, daß es da ist! Es ist ein geheimnißvolles Müssen, das mich hinter dieser Dame hertreibt, und das sich in der Zukunft sicher offenbart!“

Erst in einer zweiten Gasse, in die die Dame, nachdem sie die Kathedrale verlassen, einlenkte, schlug sie den Schleier zurück. Für Marbeck war dies der Moment, sie mit schnellen Schritten zu überholen, um dann, indem er irgend eine Hausnummer suchte oder mit kalligraphischer Gewissenhaftigkeit die aushängenden

Firmen studirte, das Gesicht der Dame, ohne darum aufzufallen, zu betrachten.

Die Dame war schön. Ein leiser Carmin übergoß ein Antlitz, dessen Formen so fein als ebenmäßig waren; um den Mund spielte der Gott der Liebe, aber so wehmüthig, als hätte man ihm Köcher und Pfeil genommen; auf der Stirn thronte ein reines und festes Denken, doch in den blauen Augen schwamm eine Klage mit so schmerzlichem Ausdruck, als könne sie ihr Ufer nirgend finden, an dem sie landen, auf dem sie ausruhen wollte. Dieses schöne sprechende Antlitz ward von goldlockigen Haaren gehoben, die das schöne Bild aus seiner düstern Umgebung gleichsam lösten.

In einem großen Hause mit weitem Thore verschwand die schöne Erscheinung.

Marbeck fahndete auf alle Zeichen, die das Gebäude bot, um an das Erscheinen dieser schönen Gestalt mit einer, wenn auch von ihm erfundenen Geschichte, anzuknüpfen. Hinter einem Parterrefenster ward Einer barbirt; eine Mützenmacherfirma empfahl barchene Nachtmützen und nebenan versprachen amerikanische Gummischuhe eine deutsche Ausdauer — das Alles war nicht, wie Marbeck es für die Erscheinung brauchte. Einer Obsthöckerin, die neben an an der Ecke ihre Kunden von zwei sich kreuzenden Straßen erwartete, fragte er erst den Preis ihrer Waare ab und kam dann über eine theure Birnensorte auf die Dame zu sprechen.

„Die vor Ihnen her in's Haus ging?" fragte die Frau.

Marbeck nickte.

„Da ist viel Geheimes!" erklärte die Frau sprachselig. „Da im Hause wohnt eine Gräfin, die lebt von ihrem Manne getrennt — man sagt, seit dem Tage der Hochzeit, vom Altar aus — die ist reich, Gott weiß wie! Dort ist die Dame Jungfer, oder Gesellschafterin, oder so Etwas. Die Leute erzählen, sie wäre immer sehr traurig und niedergeschlagen. Unglücklich muß sie sein; sie hat nicht ein einzig Mal aufgeschaut, so oft sie hier vorübergegangen und ich sitze doch täglich und von früh an."

Der leicht empfängliche Sinn Marbeck's hatte sich durch die Art, wie die Frau der blonden Dame erwähnte, unangenehm berührt gefühlt; er wandte sich rasch davon ab und da er bereits beim Erwähnen des eigenthümlichen Verhältnisses der Gräfin zu ihrem Gatten für diese Interesse genommen, fragte er die Frau ab, was diese darüber wußte oder gehört hatte, ob das Letztere vielleicht auch nicht grade das Richtige sein mochte.

Was er erfuhr, war nicht eben viel; es vervollkommnete sich aber später zu etwa Folgendem:

Die Gräfin von Urmtin war katholischer, ihr Gatte protestantischer Confession; vor ihrer Ehe hatten sich Beide auf's Innigste geliebt. Zwischen den beiden Häusern war Alles geordnet und festgestellt worden:

das Einbringen der Gräfin, ihr Jahresgeld, das ihr der Graf gewährte, ihr Witthum, für den Fall des Absterbens ihres Gatten, die Erbfolge; kurz Alles, was bei Ehen solcher Art bedacht und im voraus festgesetzt werden muß.

Alles war so weit gegenseitig im Reinen, als die Gräfin auf einmal erklärte: ihr Gewissen gestatte ihr diese Heirath nicht! Niemand konnte sich diesen überraschenden Entschluß, diesen Wechsel der Gesinnung erklären! Ihr Vater tobte, ihre Mutter war untröstlich, die Eltern des Bräutigams waren wegen des Skandales, den dieser Entschluß in ihren Kreisen geben mußte, fassungslos; der Bräutigam drang mit Bitten, Thränen, Vorwürfen in sie, sich zu erklären — sie schüttelte nur schweigend den Kopf, bedeckte das blasse, leidensvolle Gesicht mit dem Tuche und weinte.

Der Schmerz des Geliebten, sein Zweifel an ihrem Herzen, die Thränen ihrer Mutter und die ihr ewig vorgeführte Mahnung, daß sie die Ursache von dem Zerwürfniß zweier so reicher und mächtiger Familien sein werde, bestimmten sie endlich zu einem Entschlusse eigner Art.

In einer Unterredung mit dem Grafen, ihrem Verlobten, um die sie ihn bitten ließ, erklärte sie ihm, am Altar ihm die Hand reichen und so nach außen hin der Welt Beruhigung und seinen und ihren Eltern den Frieden geben zu wollen. „Aber,“ sagte sie mit neu hervorbrechenden Thränen und umschlang den

Geliebten mit leidenschaftlicher, stürmischer Gluth, „Dein kann ich darum doch nicht sein, nie werden! Vielleicht da oben am Throne Gottes, wenn dieses Herz entsündigt ist!“

„Ludovica,“ hatte der Graf geäußert und die Sinkende an seiner Brust festgehalten: „Vor dem Throne Gottes stehen wir immer, stehen wir in diesem Augenblicke! Das ist die Engelschaft der Menschen, daß sie immer in seiner Nähe sind, und unsre Sünde ist die, daß wir das vergessen! ....“

Er hatte eingewilligt in diese Bedingung, die gegen die Natur laufend an dieser sich brechen sollte.

Von der Liebe und der Zeit hoffte er die Veränderung seiner Verlobten. Er kündigte den Seinigen und den Ihrigen an, daß Hochzeit sein werde, verschwieg aber den Inhalt der Unterredung und versetzte Alle durch seine Mittheilung in die freudigste Stimmung. Die Hochzeit wurde mit allem erdenklichen Aufwand an Pracht und Luxus begangen, um die sich schon bahngebrochenen Gerüchte zu widerlegen; Gäste aus der Nähe und Ferne waren zahlreich eingeladen, die Braut, im kostbarsten Schmucke, war schön und liebreizend, und ein tiefes Sinnen, ein nach dem Herzen sich Flüchten galt als für solchen Tag Natürliches und sich Ziemendes. — Aber der Entschluß blieb fest, auch als die Myrthe sich ihrem Haar entwand: hinter dem bräutlichen Schleier barg unberührt sich das heilige Geheimniß der Weiblichkeit!

Ihr Gatte kannte das Zauberwort nicht, durch welches dieser Bann gelöst werden konnte: müde einer Entsagung, die weder groß noch natürlich war; verletzt von einer Heiligkeit, die ihm für eine Sünde galt, verließ er die Gattin und suchte Zerstreuung auf Reisen. Immer aber, mit der Treue der Schwalbe, kehrte er in's verlassene Nest zurück, und zog dann jedes Mal ärmer aus, als er gekommen war. Er liebte Ludovica und ward geliebt und doch seit fünf Jahren von ihr im Innersten zerrissen; das eben war das Widerspruchsvolle, das Nichtzulösende!

Die Frau hatte die Geschichte, allerdings weniger ausführlich, aus dem Munde einer alten Dienerin der Gräfin, die aus dem Hause ihrer Stiefmutter — ihr Vater war zum zweiten Mal verheirathet und lebte gegenwärtig in Italien — auf sie übergegangen, nun das Gnadenbrot aß.

Marbeck kaufte sich aus Dank für die Erzählung die Rocktaschen voll Obst, das er in nächster Straße an spielende Kinder verschenkte. Das Gehörte klang ihm noch fort und fort im Ohr und er hörte es noch, als er schon an der Thüre des Pater Penti stand.

Das geistliche Haus hatte durchaus nichts Neuzeitliches an sich: Alles an ihm erinnerte an jene Perioden, wo der Katholicismus, unterstützt von den Jesuiten, so mächtig war. Die Bauart des Hauses, der düstere Anstrich von Fenster und Thüren, die Eisen-

gitter am Parterre — das Alles hatte etwas so düster Geheimnißvolles, als hause dahinter ein von der Gegenwart nicht mehr geduldeter, wenn nicht verdoch gebannter Geist.

Als er die Klingel gezogen, erschien der Kastellan des Hauses und als der sich unterrichtet hatte, zu wem Marbeck wolle, führte er ihn einen dunkeln Flur entlang, zwei Treppen mit niedrigen, ausgetretenen Stufen auf und bat ihn, während er in eine Thüre trat, einen Augenblick zu harren.

Der Umblick, den sich Marbeck gestattete, bot nichts Bemerkenswerthes; die Hintergebäude des Hauses formten einen viereckigen, dunkeln Hof; die Fenster waren geschlossen und ließen vermuthen, daß sie zu den Schlafzimmern der geistlichen Herren gehörten. Da jede Etage, wie sich durch die Entreethüren zu erkennen gab, getheilt war, konnte keine der geistlichen Haushaltungen groß und räumlich sein.

Kaum daß Marbeck seine kurze Umschau beendigt hatte, so öffnete sich auch schon wieder die Thüre, und hinter dem die Wohnung verlassenden Kastellan trat der Pater Penti dem Harrenden selbst entgegen und lud ihn auf die verbindlichste Weise zum Nähertreten ein.

So fremd und ungewöhnlich die Einladung des Paters für Marbeck sein mußte, hatte er sich doch nicht, wie ihn Faustin rieth, auf den Besuch vorbereitet.

„Das sind ängstliche Naturen, die solche Vorbereitungen nöthig haben," sagte er abwehrend. „Sie präpariren oft Anrede und Vortrag, weil sie von ihrer nachherigen Geistesabwesenheit im voraus wissen, und haben doch am Klingelzuge vergessen, was sie sagen wollten. — Laß mich! Ich werde weder Jesuit noch geb' ich von der Tendenz unseres Blattes einen Buchstaben auf. — Pater Penti weiß jetzt schon, was er von mir will; glaub mir, in zwei Minuten, die ich bei ihm bin, weiß ich, was ich von ihm wollen kann."

Pater Penti war eine große, stattliche Erscheinung: sein Gesicht, wie es Marbeck später seinem Freunde beschrieb, war eine mittelalterliche Klosterromantik: die Augen waren eben nur Sprachgitter, welche dem Nahekommen der Seele wehrten; durch die Ohren konnte das Wort zwar frei einziehen, aber bei'm Munde stand der Verstand als Pförtner und beobachtete, was da herausging. Das Gesicht war eine bewegliche Maske, die während der Unterhaltung bald im siegenden Ausdruck, bald in der schmerzlichen Duldung des Gedrücktwerdens erschien.

Die Ausstattung des Zimmers war einfach, aber comfortable, in Wahl und Aufstellung der Haushaltungsgegenstände jenen feinen Geschmack verrathend, der sich nur im Umgange mit den höhergelegenen Kreisen der Gesellschaft erlernen und bilden läßt.

Marbeck wurde auf ein weiches Sopha zum Sitzen

eingeladen; Pater Penti trug sich einen Stuhl herbei, auf welchem er Platz nahm.

Nach einigen gleichgültigen Einleitungsworten kam der Pater auf das Unternehmen zu sprechen, dem Marbeck, wenigstens nach außen hin, vorstand.

„Es ist kühn," sagte er, „fast zu kühn, wenn man es sich mit allen Consequenzen recht zu Gemüthe führt; der ganzen Menschheit Einen Glauben geben wollen, heißt: ihr Ein Gemüth, ihr Einen Herzenspulsschlag geben. Und doch — ich sage nicht, daß dies unmöglich ist. Gott muß diesen Gedanken gleichsam zu dem seinigen machen!"

„Und hat denn Gott das nicht!" warf Marbeck ein. „Urewig ist der Menschengeist, wie das Menschenherz urewig ist; beide gingen von ihm aus, beiden gab er jene Eigenthümlichkeiten, sich zu ergänzen, Eines zu werden in allen, auch in göttlichen Dingen. Der Geist darf das Herz nicht verlassen in seinem Suchen nach Erkenntniß, und das Herz darf den Geist nicht verlassen und in einer Ueberfülle aufgesammelter Empfindungen stolz wähnen, sich selbst zu gnügen. Das harmonische Gleichgewicht von Geist und Herz macht im Leben den ganzen Menschen und schützt in Glaubenssachen vor den Extremen!"

Der Pater sann eine Weile nach, dann fragte er: „Wollen Sie eine neue Religion oder Confession stiften, oder wollen Sie eine schon Bestehende nur,

wenn ich mich so ausdrücken darf, weiter ausführen? Ihr Blatt spricht sich darüber nicht näher aus."

„Und doch, glaube ich, sind wir deutlich gewesen," entgegnete Marbeck. „Wir haben die Grundzüge ausgesprochen, die nach unserer Meinung der Glaube haben muß, wenn er die rechte Mitte zwischen Geist und Herz halten soll; wir haben aber an unsere Unfehlbarkeit nicht glauben mögen und darum unser Wollen und Meinen den Berichtigungen ausgesetzt, die uns von Andern zukommen; wir haben keine neue Religion, so zu sagen entdecken, wir haben nur den Anstoß geben wollen, das Christenthum zu reinigen, auf seine Ursprünglichkeit zurückzuführen, die es von Christo erhielt. Welche von den jetzt bestehenden Kirchen sich sagen darf, daß sie dieser unserer Aufgabe am nächsten steht, daß sie jene Thore besitzt, die sich erweitern lassen zum Einzug der ganzen Menschheit, das ist die Kirche, die wir meinen, in die wir die ganze Menschheit versammeln wollen!"

„Und welche Kirche ist das?" fragte der Pater, ohne den zu Boden gesenkten Blick zu heben.

Marbeck sah ihn von der Seite an und lächelte.

„Diese Kirche muß sich doch selber fühlen!" entgegnete er.

„Sie haben Recht!" sagte Penti und richtete sich auf. „Welche andere kann es sein, als die alleinseligmachende! Christus senkte ihre Wurzel in Jerusalem ein, auf Golgatha befeuchtete er sie mit seinem

Blute, und indem er auffuhr zum Himmel, hat er ihrem Stamme und ihren Zweigen Höhe und Breite beschrieben, die sie nehmen werden. Sie wird die herrschende bleiben in Ewigkeit, weil sie die wahre ist; was von ihr abirrte, wird wiederkehren und sie wird die Irrenden aufnehmen in ihren Mutterschooß mit ihrer ewigen Gnade!"

„Wie ließe sich jetzt schon darum rechten, was künftig sein wird!" sprach Marbeck. „Ich denke, es soll einen großen Prozeß in der Menschheit geben, bevor Geist und Herz in rechte Mischung kommen. Der Mensch kann zwar nicht lange in Geduld harren, dazu ist sein Leben zu klein angelegt; die Menschheit aber, die doch einen langen Bestand hat, hoff' ich, soll ihre Glaubenseinigung noch erleben."

Der Pater nickte beistimmend; dann, wie nach den rechten Worten suchend, hob er langsam an:

„Ich habe gesagt, die katholische Kirche ist stark; das vergossene Blut ihrer Märtyrer ist zum Blute geworden ihres geheiligten Körpers und zum Leben ihrer Bekenner. Aber das blutende Herz Maria's, der Gebenedeiten, wird sich erst schließen von den Schmerzen um ihren Sohn, wenn den Gekreuzigten erkannt haben alle Völker der Erde, und alle Nationen in allerlei Zungen ihm werden preisen können als dem, der da Gott ist. — Aber das Werk der Ausbreitung ist schwer, und ausgerüstet müssen werden die Kämpfer mit allerlei Waffen der Gnade und der irdi=

schen Macht, auf daß sich die Widerspenstigen bekehren und die Hoffärthigen beugen. Gott segnete seine Kirche mit irdischen Gütern und wo es ihren Bekennern mangelt, da giebt sie: sie rüstet ihre Boten und unterstützt sie und reicht aus ihrer immer offnen Hand, was sie bedürfen; denn Geld und Schätze sind ihr nichts wo es gilt, den zu predigen und erkennen zu lehren, der uns erlösete."

Vater Penti hatte, während er sprach, den Fremden nicht aus den Augen gelassen, immer forschend und prüfend, welchen Eindruck seine Worte machten. Marbeck, wie in tiefes Denken über Das, was er eben hörte, verloren, bemerkte dennoch den auf ihn ruhenden Blick des Paters; mit der ihm eignen Selbstbeherrschung hielt er die nachdenkliche Miene fest, die er angenommen, nickte einige Mal schweigend und sah selbst dann nicht auf, als in der Rede des Paters eine Pause eintrat.

Dieser, nachdem er längere Zeit auf eine Entgegnung gewartet, sah sich genöthigt, die Rede wieder aufzunehmen.

Er fuhr fort:

„Wie die katholische Kirche auf dem Grundpfeiler Christi ruht, ist sie zugleich zum Tempel aller derer geworden, die an ihn glauben. Was abirrte, das zweifelte an dem Stifter dieser Kirche, das wollte seinen Wahrheiten nicht mehr glauben, ohne nicht durch eigne Vernunft hinzuzuthun, das wollte in den von

ihm verheißenen Hoffnungen nicht mehr selig werden! Der Glaube ist das Ideal der Menge; die katholische Kirche ist die Poesie, in welcher das Ideal lebt, wodurch es verherrlicht wird. — Eure Theater, Eure Museen — wie herrlich sind doch diese Tempel der Kunst geschmückt! Konnten wir dem Gottestempel, der sichtbaren Stätte des Glaubens weniger thun? Die protestantische Religion — ich will ihr nicht wehe thun — aber sie ist keine Religion! Die Spaltungen dieser Kirche beweisen das! Ihre Mauern zerreißen, ihre Wölbung wird nachstürzen, und was sie gewollt hat, wird unter ihren Trümmern begraben werden. Sie giebt die Geister frei, was heißt das? Sie zweifelt an sich selber, ihr fehlt die innere Ueberzeugung: sie gleicht einem Familienvater, der die Seinigen nicht zu erhalten vermag, weil er arm ist, und der ihnen darum sagt: Gehet hinaus in die Welt und ein Jedes suche auf seine Weise, wie es sein Leben friste!"

„Sie ringt nach Humanität!" warf Marbeck ein.

„Was heißt das auch? Humanität erscheint mir entweder wie die Spitze einer Wissenschaft, die immer ideell, immer unerreichbar bleibt; oder sie ist natürlich, überall, in jeder Menschenbrust in ihren Anfängen vorhanden: dann bildet sie sich selbst weiter, in wie weit das Gemüth von der Religion erfüllt und zu Höherem und Heiligerem gestimmt wird. — Welche Kirche gebar den Rationalismus, welche den Materialismus, welche — ich frage Sie! — den Indifferentismus!"

„Auch die Wissenschaft! Auch die Philosophie!“ warf Marbeck trocken hin.

Pater Penti sah auf und betrachtete Marbeck forschend und wie einen Menschen, in den man sich nicht finden kann. Diese Entgegnungen waren so gleichgültig, so ohne Nachdruck hingeworfen, daß man im Ungewissen bleiben mußte, waren sie wirklich Entgegnungen, oder nur Ergänzungen und Zusätze von Vergessenem des Andern.

In Marbecks Antlitz regte sich kein bedenklicher Zug; deshalb vielleicht nahm Pater Penti das Gespräch mit jenem Anzeichen von Hoffnung auf, die etwas ihr Vorschwebendes bald erreicht zu haben glaubte.

„Die katholische Kirche,“ sagte er, „ist ewig und fest begründet, daß nicht der kleinste Stein verrückt werden kann; sie ist unwandelbar wie der Glaube selbst, wie die Hoffnung auf unsere ewige Unvergänglichkeit! Sie ist die Kirche der Glaubenspoesie, denn die höchste Wahrheit, die höchste Beseligung sind ja Poesie! Die protestantische Kirche dagegen ist die der Wissenschaft! Bemerken Sie wohl den Widerspruch! Glauben und Wissen! Glaubensinnigkeit und tiefsinniges Forschen! Glaubensseligkeit und die Unmöglichkeit, die, durch Forschung aufgefundenen scheinbaren Widersprüche zu verbinden, aus den Schmerzen der Erde sich die Gottesliebe und die Gottesallgegenwart zu erklären! Diese Religion muß an sich selbst verzweifeln, und diejenigen ihrer Bekenner haben Recht, die sie zurückführen wol-

len, von wo sie ausging, die dem sogenannten freien Forschen die Thüre der Kirche verschließen! An den Pforten der Kirche wieder angekommen, wo Katholicismus und Protestantismus sich trennten, können sie sich auch wieder einigen zur Umkehr in die Kirche, die die allein seligmachende ist!"

„Gewiß!" sagte Marbeck. „Solche Stimmen sind genugsam gehört worden, die das predigen!"

„Wir kennen sie," sagte der Pater, durch das Benehmen Marbecks immer weiter zum Vertrauen gedrängt. „Wir behalten jede Bewegung im Auge, die drüben im feindlichen Lager geschieht. — Die katholische Kirche brauchte nur zu warten, durch solche Bemühungen fällt ihr die protestantische Kirche zuletzt von selbst zu. — Aber sie will nicht, daß inzwischen Millionen im Irrthum dahin fahren, daß Millionen inzwischen nicht theilhaftig würden ihren Segnungen! Da hat sie sich aufgerafft zu neuen Anstrengungen, sie dringt siegend mit dem Lichte des Glaubens vor, wo jetzt die Gemüther im Finstern wandeln, und die Wolken des Himmels weben Glorien um ihre Dome und Kathedralen."

„Sie baut bis in die Wolken!" sagte Marbeck wie beistimmend.

„Unsichtbare Leitern in den Himmel!" rief der Pater. „Und weil das ist, will sie auf Erden nichts versäumen, will segnen und begnaden, wo sie nur immer kann! — Ihr Blatt — wenn Sie mich recht

verstehen — kann von großem, heilbringenden Einflusse werden; kann werben für die Kirche und sein Panier entfalten zur Ehre Gottes!"

„Wir haben Mittel," fuhr er fort, da Marbeck schwieg; „wir können Sie unterstützen; wir können Ihrem Blatte ihm noch verschlossene Landesgrenzen öffnen und die geheiligten Häupter der Kirche werden nicht verschmähen, ihm Anhänger zu werben. Was Sie an materiellen Mitteln brauchen — wir leben ja in einer irdischen Welt! — wird Ihnen geboten werden, mehr als Sie bedürfen!"

„Hat nicht unser Blatt schon Bekenntnisse und polemische Artikel Ihrer Kirche gebracht?" fragte Marbeck. „Wie wünschen Sie, daß es sein soll?"

„Exclusiv!" entgegnete der Pater. „Ihre Spalten müssen allen andern Bekenntnissen verschlossen bleiben. Man hat höhern Orts Ihren Scharfsinn bewundert, mit welchem Sie eine im Voraus verlorene Sache vertheidigen; man hat sich gesagt: Wie wird er sich geistig erst entfalten können für eine Sache, die im Voraus schon gewonnen ist, vorzugsweise wenn ihm nach außen hin Mittel werden, die der gediegenste Geist bedarf, wenn ihm eine Stellung in der Welt wird, die ihm Gelegenheit giebt, mit dem ihm anvertraueten Pfunde zu wuchern!"

Marbeck hatte den Pater zu Ende sprechen lassen, ohne einen Zug seines Gesichtes zu ändern; als die-

ser schwieg, stand er auf: in seinen Zügen lag es ernst und überzeugend, als er sprach:

„Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken! Ist die katholische Kirche die sieghafte, ist sie sich bewußt, in sich jene Festigkeit zu tragen, die sie unzerstörbar und ewig macht: wozu bedarf sie der Hülfe? Wozu noch die äußern Gewaltmittel des Interdicts, der Excommunicationen! Ist sie die leidende und duldende zur größern Ehre Gottes, weshalb ihre Unduldsamkeit gegen Andersglaubende? weshalb ihre Friedensstörung auf Friedhöfen, wo doch Alles Frieden ist; wo für die Ewigkeit gesäet ist und der der Asche entrungene Geist bereits zum Jenseits hinüberblühete, auch der des Ketzers? Ist denn nicht die Erde Gottes? Sind wir nicht Alle aus ihm und in ihm? Kann denn eine Menschenseele von Gott los? Der Weg aus dem Universum hinaus ist noch nicht gefunden! Wir sollten darum mit unserm Glauben nicht stolz und nicht kleinlich sein! — Doch das sind Privatansichten! Heilig sei jede Ueberzeugung, die zugleich beseligend ist, denn das ist ihre Probe! — Sie, Herr Pater, haben Ihre Pflicht gethan, und ich bitte Sie, die Versicherung zu genehmigen, daß ich sie im Dienste dieser Pflicht erkenne. — Meine Ueberzeugung bin ich; ich gehöre aber nicht denen zu, die sich verkaufen können, dazu bin ich mir — wenn Sie mir den Ausdruck gestatten — zu wichtig, zu viel werth. — Gott suchen im Halme wie im Menschenherzen;

ihn erkennen im Glühen der Abendröthe, wie in jeder höhern Regung in mir selber, das ist mein Gottesdienst; die Kirchen vereinfachen, die ihre Erweiterung und Ausbreitung hemmenden und erschwerenden Dogmen ihr nehmen und die ganze Wissenschaft sammeln unter das Banner, das die Schrift trägt: Einig im Glauben an Gott und in der Liebe unter einander, Das ist meine Aufgabe! Auch die höchste Vernunft mag irre gehen, auch der schwebende Gedanke auf seiner höchsten Spitze nichts erkennen als die unnennbare Weite zur Gotteserkenntniß, wohin kein Sehrohr für das geistige Auge reicht: der Glaube wird doch glücklich machen, denn beides ist uns mitgegeben von Ewigkeit her!"

Der Pater lächelte eigenthümlich.

„Ich wünsche Ihrem Blatte ein langes und fruchtbares Gedeihen!" sagte er, indem sich Marbeck verabschiedete.

Dieser zuckte mit den Achseln.

„Man muß immer das Beste gewollt haben, mag's dann kommen, wie es will!" sagte er, dieses Lächeln sich recht deutend. „Gegen sein besseres Innere anstreben, heißt sich selber verderben, und das ist die Sünde wider den heiligen Geist!"

Er ging. Der Pater begleitete ihn auch diesmal bis zur Ausgangsthüre.

Viertes Kapitel.

Ein Opfer der Kirche.

„Hier!" sagte Faustin, als Marbeck vom Pater Penti zurückkam, auf ein Manuscript deutend, das vor ihm lag und in dem er eben gelesen hatte. „Auch das Judenthum macht sich auf erfreuliche Weise bemerkbar. In diesem Volke, dem man nur Zähigkeit und allerhöchstens die Kenntnisse sämmtlicher Münzsysteme zutrauete, ist auch Fortschritt bemerkbar."

„Laß mir die Juden!" entgegnete Marbeck. „Sie haben zwar keine Philosophie, dafür aber Sittenregeln, die vollkommen beweisen, daß dieses Volk nicht jeder Größe bar war. Man muß die Geschichte des Ghetto in Rom kennen, um dieses Volk zu bewundern."

„An den Aufsatz knüpft sich manches Interessante, das ich Dir nachher erzählen will," sagte Faustin. „Jetzt berichte Du! Wie war es bei Pater Penti?"

„Was soll ich sagen?" versetzte Marbeck. „Daß jeder Mensch seiner Meinung nach Recht hat, ist eine

große Wohlthat, sobald damit nicht etwa ein juristischer Prozeß gewonnen wird! Unser Blatt sollte Rom dienen, das war Alles! Das Vertrauen dieses Herrn war etwas schwer, und ich mußte so äußerst lange mit einer Unschuldsmiene da sitzen, daß ich zuletzt fürchtete, die Einfalt würde sich auf meinem Gesichte für permanent erklären. — Wenn sie doch nur begriffen! Wir lassen ja jedem Bekenntnisse Freiheit, sich zu entfalten, jede Kirche hat Platz in unserm Blatte: wir wollen ja nur die Auswahl; wir wollen ja nur, daß sich so viel Absolutes, als der Glaube möglich macht, feststellen soll! Wir wollen nicht Diener Gottes sein, denn wir wissen, daß er der Diener nicht bedarf: wir wollen nur im Dienste des religiösen Bedürfnisses der Menschen arbeiten! Ist nicht die Kirche jetzt ein Wettrennen mit Hindernissen? Diese Hindernisse sollen fallen vor dem Glauben an die Unmittelbarkeit Gottes! Man schimpft auf den Materialismus — er hat nur das religiöse Bedürfniß zur lebendigern Empfindung gebracht und wer sich von ihm verführen ließ, der hatte seine Vernunft schon im Voraus negirt; der Indifferentismus ist viel schlimmer, viel gefährlicher, denn indem er selbst nichts Hohes und Heiliges erkennt, nicht davon angeregt wird, läßt er Unglauben und Aberglauben machen, was sie eben wollen, er gilt für nichts und die Nichtbeachtung, die ihn trifft, ist nur eine natürliche Folge davon, daß er sich selbst und Alles um sich her aufgegeben hat. Diese Men=

schen, die keinen Sommer und keinen Winter im Herzen tragen, bilden sich zuweilen ein, es sei Frühling darin; ich meine, eine solche vertrocknete Ansicht kann nur auf Herbst deuten! — Was ist's mit Deinem Aufsatz?"

Was ihm Faustin erzählte, klang wunderlich genug.

Der diesen Aufsatz gebracht und sich als Verfasser bekannt hatte, war ein junger Israelit gewesen von vielleicht fünf und zwanzig Jahren und hatte sich Robertsohn genannt. Obgleich in seinem Gesicht die orientalische Abkunft ausgeprägt war und aus seinen dunkeln Augen der Jude schauete, versicherte Faustin dennoch, nie etwas Offneres und Ehrlicheres als dieses Gesicht gesehen zu haben. — Wie der junge Mann zu den, in seinem Aufsatze niedergelegten Ansichten — nicht über das Christenthum — er hatte weise geschieden — sondern über die christliche Kirche gekommen war, hatte er durch ein eigenthümliches Schicksal zu erklären gesucht.

Robertsohn besaß eine kleine Rente um davon leben zu können; sie war ihm von einer Tante gekommen, die gestorben war. Nach dem Willen seiner Mutter — seinen Vater hatte er nie kennen gelernt — hatte er studirt, um einstmals die Stelle eines Rabbiners einzunehmen.

Zu eben der Zeit, als Robertsohn seine Studien vollendet, war der Fall eingetreten, daß einem alten, in der theologischen Wissenschaft grau gewordenen

Manne seine Professur genommen worden war. Es war Allerlei gegen ihn eingewendet worden: vor Allem war es seine, mit den Jahren sich immer rationeller gestaltende religiöse Anschauungsweise, die allendlich in ein Zweifeln und Schwanken überging, welches man auf dem Katheder nicht dulden konnte.

Es war nur zu gewiß, der alte Professor Ehrmann war mit seinem Forschen und Grübeln weit über die Grenzen der theologischen Wissenschaft hinausgekommen; er hatte sich ganz eigenthümliche Anschauungsweisen gebildet, die keine philosophischen Resultate anerkennen wollte; was Kant, Fichte, Hegel gedacht, waren ihm keine Systeme, keine Gedanken, die einen allgemeinen Werth gehabt hätten: es waren ihm Gedanken, Vorstellungen, Verknüpfungen, wie sie eben jeder Mensch für sich hat und — nach seiner Ansicht — keiner für den Andern haben darf.

Von der Höhe seiner Anschauungsweise herab, die er, wie bemerkt, nur mit den Jahren erstiegen hatte, war er nicht mehr zu verstehen; diese Höhe lag weit über die Kirchenväter, über Logik und selbst Metaphysik hinaus, im Unendlichen und Raumlosen nach Ziel und Zweck suchend.

Man durfte sich nicht leugnen: Ehrmann hatte durch unausgesetzte Studien, durch ein Verbündenwollen aller Meinungen, Systeme und Widersprüche der Schöpfung, geistig gelitten und seine Ideen hatten

einer Störung unterlegen, die sich durch keine Logik wieder gut machen ließ.

Robertsohn hatte vor allen den innigsten Antheil an ihm genommen: die Ansichten Ehrmann's, die für das Katheder sich nicht mehr eignen wollten, erhielten im privaten Umgange mit ihm doch ein ganz anderes Ansehen: es waren Gedanken, zwar nicht mehr logisch gegliedert, aber voller Tiefsinn, Wahrheit und Feuer.

Der Umgang mit Ehrmann war nicht ohne Einfluß auf die religiöse Anschauungsweise Robertsohns geblieben; zwar noch immer der jüdischen Auffassungsweise ergeben, drängte es ihn doch zu jener äußersten Spitze, wo die Bekenner des Talmud und des neuen Testaments im Rationalismus zusammentreffen müssen.

Nicht geringen Antheil an diesem Anschließen Robertsohns an eine, ihm bisher fremde Meinung, hatte Hellena, die Tochter des Professors, die, nachdem ihr Vater seine Stellung verloren und von einer geringen Pension leben mußte, ihm die kleine Wirthschaft führte, da ihre Mutter schon seit Jahren verstorben war.

Hellena war eine jugendlich schöne, aber fast krankhaft zarte Erscheinung. Ihr blondes Haar umrahmte ein edel geschnitten, aber bleiches Antlitz, ihre Haut war von durchsichtiger Weiße, die Formen ihres Körpers fein und elastisch: über die Erscheinung lag aber etwas ungemein Weiches, fast Leidensvolles ausgegossen.

Die Freundschaft Robertsohns für ihren, durch

seine Entsetzung schmerzhaft gekränkten Vater hatte für sie etwas Wohlthuendes; sie fühlte sich dem jungen sanften Juden zu Dank verpflichtet für den Trost und die Erheiterung, die ihr Vater in seinem Umgange fand: lange war sie in dieser Selbsttäuschung, die Liebe mit Dank verwechselte, geblieben, als eines Tages Robertsohn beim alten Professor mit der Nachricht eintrat: „Meine Mutter ist todt! Nun hab' ich Niemand mehr! Nun steh' ich allein in der Welt!"

Allein! hatte sich Hellena gefragt, und hatte den Kopf geschüttelt. Jetzt erst betraf sie sich auf der Meinung, daß Robertsohn zu ihrem Vater und ihr gehörte, daß er der unentbehrliche Dritte war, ohne welchen die kleine Häuslichkeit nicht mehr hätte bestehen können.

Daß Robertsohn nicht gefühlt hatte, wie sie, daß er sich allein, verlassen wähnen konnte, das schmerzte sie.

Sonst hatte sie es immer eingerichtet, daß sie, wenn Robertsohn von ihrem Vater ging, die Thüre ihres Zimmers öffnete und, wie zufällig, im Vorzimmer mit ihm zusammentraf, oder sonst auf eine Weise ein Abschiedswort ermittelt. — Heute war sie nicht sichtbar und Robert vermißte sie zum ersten Male; empfand zum ersten Male, daß ein Wort von ihr ihm auf seinen Weg mitgegeben, erfrischend und kräftigend auf ihn wirke für den ganzen Tag.

Als er bei seinem nächsten Kommen auf Hellenen traf, wollten ihr die Augen feucht werden, so, daß sie

ihr Gesicht abwenden mußte; Robertsohn fragte, drang in sie, bat und flehete . . . da wendete sich mit ihrem Antlitz ihm auch ihr Herz zu, unwissentlich öffnete sie beides, unwissentlich schauete Robertsohn in Auge und Herz hinein. Er fand nichts Fremdes, nichts Ueberraschendes: nur ausgesprochen lag in Auge und Herz, was doch schon bestanden hatte, was eben erst heute, erst jetzt gestand in langer, inniger Umarmung!

Ehrmann war ausgegangen gewesen; als er nach Hause kam, war schon Alles ruhig, fest, in beiden Herzen geordnet durch ein: Ewig Dein! — Die Wissenschaft, die ergrübelten Antworten auf Fragen an Gott und Universum hatten ihm das Herz in seiner Nähe vergessen und dessen Bedürfnisse übersehen lassen.

Am Ende mußte sich auch Ehrmann sagen: Wir glauben all' an Einen Gott, sind aus Einem Urquell geschöpft und warten alle auf Ein ewiges Leben. Die Rente, die Robertsohn bezog, übertraf seine Pension um das Doppelte, und wenn Robertsohn sein Wissen einmal praktisch anlegte, die aufgesammelten geistigen Schätze verwerthete, so konnte Ehrmann die Hand seiner Tochter ihm mit dem Troste in seine Hand legen, daß er sie schützen könne, die zarte Blüthe vor den rauhen Stürmen des Lebens.

„Hier," erzählte Faustin weiter, „hatte der junge Mann in seiner Erzählung gestockt und zwei große Thränen hatten sich ihm aus den Augen gedrängt. — Hellena lag in einem Krankenstift in einer Stube,

die auf Kosten Robertsohn's für sie eingerichtet worden war, still und bleich, die Augen fast stets geschlossen und meist leise vor sich hin lispelnd. Sie hatte immer des Tages einmal Anwandlungen von jener eigenthümlichen Erregtheit, die sich zum Somnambulismus steigerte. Sie sang dann Lieder ganz eigenthümlicher Art, die nirgend gedruckt zu finden waren, die Niemand kannte und die sie, im Augenblicke, da sie sie in fremden, wiederum ganz eigenthümlichen Melodien absang, dichten mußte. Sie sah mit geschlossenen Augen in die Ferne, wußte anzugeben, was diese oder jene Person, die meilenweit entfernt war, in diesem Augenblicke vornahm; alle Räthsel der Philosophie und Metaphysik löste sie, indem sie in die Geheimnisse des Universums schauete und den Vorhang öffnete vor dem Allerheiligsten des Weltalls.

„Sie war die Märtyrerin ihrer Liebe und ihres Glaubens! Die Kirche machte Schwierigkeiten, die Liebe zwischen einer Christin und einem Israeliten zu segnen; dem alten Professor waren von oben her Fingerzeige über das Unpassende einer solchen Verbindung gekommen, so daß dem ängstlichen Manne seine Pension auf das Spiel gestellt schien, und Hellena konnte eben so wenig ihrer Liebe ihren Glauben opfern. Zwischen diesen Widersprüchen brach ihr Herz.

„Warum nicht zum Tode!" hatte Robertsohn gerufen. „Ach, ich wüßte sie schmerzensfrei und ge-

sichert vor dem Leben unter einem Hügel, den ich wartete und dessen Blumen ich pflegte!"

„Armer Mann!" rief Marbeck. „Und Du konntest Dich nicht zu einer Kirche bekennen, die Dich so unglücklich gemacht hat, und Deine Kirche doch nicht lieben!"

„Lies seinen Aufsatz!" rieth Faustin. „Es ist Manches darin, was bedacht werden mag."

„Jetzt nicht!" sagte Marbeck abwehrend. „Ich bin zu zerstreut, und Du weißt, daß ich Artikel dieser Art nicht obenhin behandle, ich finde mich in mich selber noch nicht hinein. Ich bin auf dem glücklichen Standpunkte angekommen, mit großer Selbsterkenntniß von mir annehmen zu müssen, daß ich aus verschiedenen Ingredienzen bestehe, die heute schlecht gemischt sind."

„Was ist Dir denn?" fragte Faustin besorgt.

„Weiß ich's!" entgegnete Marbeck. „Du weißt, wie abhängig die Seele ist vom Kleinsten, das dem Körper angeht: enge Stiefeln verhindern Erhabenes zu denken und ein hohler Zahn kann die ganze Philosophie eines Tiefdenkers vernichten; während ein Dichter oben mit dem Kopfe nach den letzten Schauerscenen eines gewaltigen Dramas sucht, kann ihm unten ein Operateur mit den Hühneraugen Mord und Todtschlag hinwegschneiden und dem phantasievollen Manne bleibt zuletzt nichts, als die wirkliche Welt und eine alternde Köchin, die ihm die Hausschuh bringt. —

Wahrhaftig, mir ist, als hätte das Herz sich angetrunken und der Kopf wäre dadurch besoffen, und doch weiß ich Liebe von Johannesberger zu unterscheiden!"

Er erzählte die Begegnung in der Kathedrale und sodann die Geschichte der Gräfin.

„Heinrich!" sagte Faustin lächelnd. „Es fühlt sich heraus! Das Püppchen, Herz genannt, ist erwacht und verlangt nach Nahrung."

„Nein!" versetzte Marbeck. „Dazu ist mein Herz zu verständig. Aber denke Dir eine Dame mit einer wunderbaren Schönheit des Schmerzes, auf kalten Boden knieend in einem katholischen Gotteshaus, und doch all die Formen und Gebräuche des Katholicismus übergehend; dazu eine Gräfin, die ihren Gatten liebt und doch mit ihm in unnatürlicher Ehe lebt, doch ertragen kann, daß er vor Schmerz und Liebe vergeht. — Wenn man das Leben in der Nähe sieht, möchte man am Leben verzweifeln!"

„Zerstreue Dich vorher, Du wirst Dich dann desto energischer sammeln!" rief Faustin. „Robertsohn, dem meine Theilnahme wohlthat, hat mir rasch seine Freundschaft zugewendet. Wenn Du willst, kannst Du Hellenen kennen lernen!"

„Das Opfer der . . . . Ja, ich will mich am Anblick dieser Unglücklichen aufrichten!" sprach Marbeck. „Nicht der Sperling fällt vom Dache ohne den Willen Gottes, und die Menschen meinen ihm zu gefal-

len, wenn sie sich gegenseitig im tiefsten Sein zerfleischen!"

Der Aufsatz Robertsohns, den Marbeck am Nachmittage doch noch las, beleuchtete die Stellungen der verschiedenen Kirchen zu einander. Der katholischen Kirche sprach er nur eine noch scheinbare Gewalt zu, deren Abnahme ein flüchtiger Blick auf die Geschichte mehr als genügend beweise. „Ihre weltliche wie geistliche Macht ist mit der Reformation gebrochen worden und seitdem so im Sinken begriffen," sagte er, „daß sie zuletzt innerlich unhaltbar werden muß: Rom, das früher Fürsten demüthigte und einen Kaiser in das härene Hemd zwingen konnte, ist dahin gekommen, daß es sich von den weltlichen Mächten stützen lassen muß; die mehr und mehr zur Humanität aufringende Menschheit muß von Rom abfallen und die Wissenschaft, mit der leuchtenden Fackel der Aufklärung in der Hand, steigt von ihrer früher festgehaltenen exclusiven Höhe herab, Stufe vor Stufe, bis in die untersten Schichten und lehrt eine andere Gotterkenntniß, als die Satzungen der Kirche. Das Altlutherthum wie das Altjudenthum — beide wehren jeder Neuerung; ihr Bekenntniß ist der Buchstabe und ginge es nach ihnen, so stünden sich die religiösen Parteiungen so schroff gegenüber, wie in früherer Zeit, wo man sich haßte und verfolgte um eines Glaubens willen an Einen Gott, der doch für alle Religionen auch der Gott der Liebe war.

„Eine wohlthätige Bewegung macht sich auf beiden Gebieten, dem protestantischen Christenthum und dem Judenthum, bemerkbar. Vergleichen wir den rationellen Protestantismus und das rationelle Judenthum in ihren gemeinsamen Bestrebungen, so läßt sich mit freudiger Hoffnung wahrnehmen, daß noch Einen Schritt da vor und Einen Schritt dort vor, die Bekenner des alten und neuen Bundes auf Einem Wege zusammentreffen werden.

„Und warum denn auch nicht? Hat nicht Christus, der Stifter des neuen Bundes, gesagt: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen? Er hat seiner Zeit gethan, was die Aufgeklärtesten des alten Bundes jetzt thun müssen: Er hat den Tempel gereinigt, er hat die Formen gebrochen, um den Geist frei zu machen."

„Ja," sagte Marbeck, „und dieses Christuswerk der Tempelreinigung ist auch jetzt wieder nöthig geworden. Die Religion wird uns durch die aufgestellten Dogmen zu irdisch gemacht, die Seele mit zu viel Zwischen=, Vor= und Hintersätzen angefüllt, um den Hauptsatz: das In Gott sein, ganz und ohne Störung zu empfinden."

Als am andern Tage Robertsohn kam, um Faustin in das Krankenstift abzuholen, fand Marbeck den jungen Israeliten so liebenswürdig, wie er ihm von seinem Freunde geschildert worden war. Ihm gegenüber aber

benahm sich Robertsohn schüchterner und bescheidener, als gegen Faustin.

Marbeck sprach sich später darüber gegen Letzteren aus.

„Du hast ein Pfefferkuchengemüth," sagte er mit wohlwollender Ironie. „Wenn Dich irgend ein Herz anbeißt, bleibt es an Deiner Süßigkeit hängen! Mich will Niemand!"

„Du bist zu bedeutend zum schnellen Anschlusse," erklärte Faustin. „Ich gäbe mich zehn Mal hin, um ein Mal Du zu sein!"

„Irre Dich nur nicht!" versetzte Marbeck. „Du würdest es neun Mal zu bereuen haben! Deine Natur hat zwar etwas von den gutmüthigen Haubenstreifen Gertrudens; jeder Mensch kann Dein Gemüth zwischen die Beine nehmen und sich den Faden abspinnen, so lang er will; aber im Allgemeinen nehmen die Menschen jede Bestimmtheit, mit der man denkt und handelt, für Bedeutenheit, ohne zu untersuchen, wie viel Dummheit dahinter verborgen ist."

Als Robertsohn mit seinen Begleitern in das Krankenzimmer eintrat, war der Arzt bei Hellenen und ein Freund des Ersteren, der noch heute dem Mesmer'schen Magnetismus anhangend, die von diesem aufgestellten Behauptungen zu beweisen und zu vervollständigen sich die Mühe gab.

Robertsohn konnte nie ohne jedesmalige innerste Erschütterung in das Zimmer Hellenens eintreten; er

wendete sich ab von ihrem Lager dem Fenster zu, die feuchtwerdenden Augen dem Anblick der Männer entziehend.

Bleich und mit geschlossenen Augen lag Hellena, eine zarte, blasse Leidensgestalt. Das Gesicht, bleich wie Marmor und schön wie in Marmor gearbeitet, wurde von hellblonden Haaren umschlossen; eine leichte Decke verrieth feine und ebenmäßige Formen.

Auch Marbeck und Faustin vermochten nicht, eine innerste Bewegung zu unterdrücken.

Der Fremde beobachtete die Ruhende scharf und wendete nicht den Blick von ihr, dann breitete er beide Hände aus und fuhr, ohne ihren Körper zu berühren aber dicht über denselben, von dem Haupte nach den Füßen herab.

Die Kranke schien unruhig zu werden: durch den ganzen Körper zuckte es, die Brust hob sich, die Lippen schienen sich bewegen zu wollen.

Nun strich der Magnetiseur über den Körper zum zweiten Male.

Die Bewegungen der Schlafenden wurden lebhafter; Arme und Füße zogen sich krampfhaft zusammen; die Brust arbeitete stärker; die Lippen erbebten konvulsivisch.

Jetzt strich der Magnetiseur zum dritten Male.

Anfangs erhöheten sich die Körperbewegungen bis zur Convulsion, alle Glieder geriethen in Aufruhr, als wollten sie auseinanderreißen; das Mädchen wand sich

schmerzhaft. Da brachte der Magnetiseur seine Hände in die Magengegend und blieb dort stehen: alsbald verloren sich die heftigen Bewegungen, der Körper ward ruhig, die Brust athmete wieder gleichmäßig, die Lippen bewegten sich.

„Sie wird sprechen!“ sagte der Magnetiseur.

In der That hörte man leise, lispelnde Töne; aber so still es im Zimmer war, konnte man mit größter Anstrengung doch nicht erlauschen, was die Kranke sprach. Indeß wurden nach und nach die Bewegungen der Lippen lebhafter, die Finger bewegten sich auf eigenthümliche Weise, gleichsam im Takt; die Brust hob sich zu einem tiefen Athemzuge.

„Endlich!“ rief die Kranke. „Ich bin da!“

„Wo bist Du, meine Tochter?“ fragte der Magnetiseur.

„Am Berge,“ sagte sie.

„An welchem Berge?“ fragte der Magnetiseur.

„Nein,“ sagte die Kranke, „es ist kein Berg und geht doch in die Höhe; es ist kein Fels und ist doch steil; es ist keine Leiter und führt doch aufwärts.“

„Was ist's?“

„Der Weg der Todten, den Alle wandeln. Ich sehe sie! Ich sehe sie!“

„Wen, meine Tochter?“

„Die Todten! Sie haben ihr Leichenhemd geschürzt! Sie tragen schwer!“

„Ihre Tugenden und Laster vielleicht? Sieh genauer hin!“

„Nein, ihre Meinungen sind es; damit wollen sie in den Himmel. — Ich sehe ein Thor.“

„Welches?“

„Es ist der Eingang zum Paradies! Das Thor wird geöffnet .... Ich sehe den erhöheten Baum der Erkenntniß .... Die Schlange ist abgefallen .... Die Pilger drängen hinzu .... Sie stehen trostlos .... Eine Stimme von innen fragt nach ihrem Leben, das sie hätten mitbringen sollen und sie haben nur Meinungen mit sich getragen.“

„Weiter, mein Kind! Was siehst Du noch!“

„Die Hölle seh' ich!“

„Schildre sie.“

„Das Thor ist noch geschlossen .... Es rührt sich nichts .... öde ist es rings umher .... die Bäume sind verdorrt .... das Wiesengras verbrennt .... das Gemäuer ist zerklüftet .... Es giebt keinen Teufel mehr, die Hölle liegt in Trümmern ....“

„Sieh schärfer hin!“

„Ich kann nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Die Augen schmerzen mich! — Jetzt! .... Es wird Licht .... Verklärung .... Ich sehe nichts als leuchtende Sonnen .... Fort! Fort! Ich kann nicht!“

Die Kranke bewegte sich wieder in konvulsivischen

Krümmungen .... ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirn .... ihr Athmen glich einem Röcheln ....

Der Magnetiseur fuhr mit den Händen von der Magengegend aufwärts nach dem Gesicht und blieb da halten. Da verloren sich nach und nach die Bewegungen des Körpers, der Busen hob und senkte sich .... noch einen Augenblick und sie erwachte.

Erst jetzt trat Robertsohn näher. Die Männer entfernten sich: sie fühlten, daß sie nicht trösten, nicht beruhigen, sondern nur stören konnten. Am Ausgange des Krankenstiftes erwarteten sie den jungen Israeliten.

„Sein Artikel ist sehr vernünftig? Warum kommt er nicht zu uns?“ fragte Marbeck.

„Das protestantische Bekenntniß ist ihm nicht einfach genug!“ entgegnete Faustin. „Es ist für ihn noch zu viel in dieser Kirche, das, seiner Meinung nach, der Reform bedürfte.“

„Hätten wir diese, wie könnt' es zwei Parteien geben!“ meinte Marbeck. „Die Einen stützen sich auf den Buchstaben, der vor drei Jahrhunderten geschrieben ist; die Andern legen den Sinn der Gegenwart hinein: ihre Religion ist eigentlich noch zwischen den Zeilen zu lesen, bis sie vielleicht auch einmal thatsächlich auf das Papier kommt.“

Nach langem Warten kam Robertsohn, den die beiden Freunde in ihre Mitte nahmen.

Hellena hatte ihn bei ihrem Erwachen erkannt. Sie war ruhiger gewesen, als er sie früher gefunden.

„Ich habe über uns nachgedacht,“ hatte sie ihm gesagt, „und über unser Schicksal: es ist recht unglücklich, aber nicht sündhaft, wie ich früher wähnte. — Die Liebe zu Dir kam mir ja, ich weiß nicht wie! War mir doch, als ob eine Hand aus den Wolken lange und sie mir in's Herz lege. Ich dankte Gott für diese Liebe, wenn ich am Morgen erwachte und wenn ich des Abends zur Ruhe ging, und weil mir so wohl, so selig in ihr war, sage ich: sie ist keine Sünde! — Aber Sünde ist's von denen, die sie nicht dulden wollten, die an dem von Gott Gegebenen sich so arg vergingen. — Ich werde gesunder und drüben über dem Meere sind die Gewissen frei und die Herzen entfesselt. Verstehst Du mich?“

„Ich verstand sie,“ setzte Robertsohn seiner Erzählung hinzu. „Ich hatte denselben Gedanken schon gehabt, aber ich fürchtete, sie zu erschüttern, wenn ich ihn aussprach. Da sie ihn gedacht hat, ist er mir um so werther. — Es muß übel um Europa stehen, daß Hoffnungsblicke so verschiedener Art sich auf den neuen Welttheil lenken.“

„Er ist erst im Werden,“ sagte Marbeck, „er hat noch viel unverbrauchte Kraft in sich; und wenn auch einige europäische Geschwüre an diesem neuen Körper bemerkbar sind, ist doch noch immer Hoffnung, daß er sich mit der Zeit ausheilt.“

„Und doch ist's mir so traurig um's Herz, daß sich die Idylle unsrer Liebe da drüben abspielen soll,

wo das Gemüth noch auf seine Entdeckung wartet," entgegnete Robertsohn. „Unsere Herzen sind so mit Deutschland, mit seinen Wollen und Meinen, seinem Geistes- und Gemüthsleben verwachsen, daß wir hier sterben gemußt haben mit allen Hoffnungen und Empfindungen, um drüben wieder neu aufzustehen!"

„Es kann sich hier bei uns auch noch klären," beruhigte Marbeck. „Außer Kindtaufen, Hochzeiten und Todtenmahlen feiert die Nation zuweilen noch Feste des Geistes, und manchmal hilft gegen politisches und sociales schlechtes Wetter ein kräftiger Abendwind, der über den Ocean weht!"

Robertsohn sah Marbeck fragend an, als habe er ihn nicht ganz verstanden.

Faustin lächelte.

„Sie müssen sich an seine Sprachweise gewöhnen," sagte er; „er ist zuweilen nur sich selber verständlich!"

Fünftes Kapitel.

Die Priesterweihe.

Der Winter ist vorüber. Es ist Sonntag. Die Fluren haben ihr bestes Gewand angezogen, die Decke des Himmels erglänzt blau und heiter, die Lerche singt ein Lied, daß sie sich selbst erfand, hoch oben im blauen Aether, und Niemand von denen, die ihr lauschen, kann errathen, welch' Lied es ist, so eigne Melodie hat es. Der metallne Mund der Glocken ruft zur Kirche und die Menschen von rechts und links kommen herbei; schön geputzte Damen und alte Mütterchen, Herren mit Ordensbändern und Sternen, und Bettler, die Gott dafür danken, daß er noch in manche Brust ein mitfühlendes Herz geschaffen. Sie alle wandeln der Kathedrale zu.

Ob Alle die Sprache der Glocken recht verstanden, das muß dahin gestellt sein! Schon seit einigen Tagen lief durch die Gläubigen eine Sage: es sei am Sonntag ein großes Gottesfest, denn zwei Priester

wurden der Kirche, als ihrer Braut, angetraut und erhielten das Sakrament der Weihe.

Der Laie hat es mit seinem Herzen begriffen, was dem zu weihenden Priester dieser Tag zu bedeuten hat; er fühlt diese Weihestimmung mit, er flattert im schweren Fluge diesem Himmelsaufschwunge nach, den die Seele des Priesters heute nehmen muß. Was diesem das Leben webte: die Träume der Jugend, die Blüthen des Herzens, die Ahnungen, die duftig in ihm aufsproßten, die Sehnsucht, die in's Unbestimmte und Ferne rang und schon im nächsten Menschenherzen sich niedergelassen haben würde — Alles fällt heute von ihm ab wie Staub, wie welke Blätter, wie bröckelndes Gestein.

Auch Marbeck und Faustin zogen der Sage nach: so bestimmt ausgeprägt in beiden, vorzugsweise aber in Marbeck, die religiöse Ueberzeugung war, war es für beide doch von Interesse, andere Menschen in ihrer Ueberzeugung zu beobachten, den heiliggesprochenen Formen der Kirche zu folgen, die — das mochten sich beide nicht leugnen — von jeher von großer Wirkung auf die Menge gewesen waren.

„Das ist kein Christusverständniß!“ behauptete Marbeck; und als beide in die überfüllte Kathedrale eintraten, als die Andächtigen, in den Bänken knieend, ganz versunken in das Bedürfniß ihres Herzens, nichts von dem zu gewahren schienen, was um sie vorging, und als Faustin, leicht empfänglich für solche Ein-

drücke, Marbeck leise fragte: „Sollen wir diese glückliche Ruhe stören?" antwortete dieser nur:

„Du sollst Gott anbeten im Geist!"

Obwohl der Hochaltar und somit die an ihm vorgehende Handlung von jedem Platze des Innern der Kathedrale aus zu überschauen war, näherten sich die beiden Freunde dem Altarplatze doch so, daß sie nicht nur die zu weihenden Priester erkennen, sondern, was ihnen das Interessantere war, auch die Weihrede hören konnten.

Die Priester am Hochaltar hatten ihre reichsten Gewänder angelegt; weithin durch die Kirche erglänzten sie und der Glaube an ein Höheres im Priester mochte wieder neu lebendig und befestigt werden in manchen Menschennaturen, die unter der Macht der Eindrücke stehen.

Jetzt noch hatten die beiden Priester, welche geweiht werden sollten, gekniet mit tiefgesenktem Haupte, und das Geländer um den Altar mit seiner breiten Brüstung hatte sie verdeckt; als sich aber der Bischof, der das Hochamt hielt, nach ihnen wendete, da standen sie auf und wurden der ganzen Gemeinde sichtbar.

Der Eine war eine schöne, schlanke Gestalt; sein goldenwallendes Lockenhaar, noch durch keine Tonsur entstellt, vollendete den Engelskopf . . . . Es war Ephraim! — Wie groß, wie schön war er geworden! Wie waren diese Formen des Gesichts so fein geschnitten, diese Züge so mild und weich und diese

Augensterne — wie so ganz geschaffen zu leuchten in umnachtete Seelen!

„Der katholische Priester muß als solcher geboren sein; er muß alle Zuthat zu seinem künftigen Beruf in sich mit zur Welt bringen!“ sagte leise Marbeck.

Bei'm Erblicken des Andern hatte er schneidend gelächelt . . . . es war Langhennerich. Noch immer diese volle, plumpe Gestalt, erschien sein Erfülltsein von diesem Augenblicke als offenbare Lüge; der Eindruck, den er machte, mußte ein für ihn offenbar ungünstiger sein.

In der Rede des Bischofs hieß es unter andern:

„Der gegenwärtige Augenblick ist der Heiligste und Wichtigste im Leben des Priesters: es ist der Augenblick seiner geistigen Geburt. — Die Stellung des geweiheten Priesters ist eine so hohe und heilige, daß nichts Irdisches mehr zu ihm hinauf kann; weit unter ihm blühen die Freuden und Genüsse des Lebens ab; keine Erdenhoffnung hat Flügel, ihn zu erreichen, keine Erdenempfindung den Schlüssel zu seinem Herzen.

„Es sind Stimmen laut geworden, die von Natur sprachen! Im Dienste Gottes hört die Natur mit all ihrer Vergänglichkeit auf, was dem geweiheten Priester, als Boten Gottes und der Heiligen gegeben ist, zu verkündigen, das ist Unendliches und Ewiges! Sein Herz ist in steter Nähe Gottes, wie kann es da noch Irdisches empfinden? Seine Liebe ist die Kirche, seine Hoffnung ist das ewige Leben für ihn und alle Gläu=

digen! — Ihm kann nichts verloren gehen, denn was er besitzt, ist nicht irdisch; an der Vergänglichkeit alles Irdischen, dem Wechsel der Verhältnisse, den Schmerzen der Welt hat er nicht Antheil; nur was himmlisch und ewig ist, darnach streckt er die verlangende Hand, das ist das Ziel seiner ringenden Seele!

„Das Herzklopfen der Furcht des Verlorengehens, die Thränen der Enttäuschungen, den Angstschrei, wenn eine letzte Hoffnung zusammenbricht, kennt er nicht; seine Ideale ruhen im Herzen, aufbewahrt für die Ewigkeit; auf die Kleinodien seiner Seele fällt kein irdischer Staub, seine Blüthen verlieren nicht Farbe noch Duft, seine Silberquellen trüben sich nie!

„Welche heilige Mission, der durstigen Seele den Becher des Glaubens zu reichen, aus dem sie neues Leben trinkt; den Hunger des Herzens zu stillen mit dem geistigen Brode, das da ist das Wort Gottes; sein Herz allein zu haben für alle Trauernden und Bedrückten, und der Freund zu sein Allen, die an der Seele leiden!

„Der Beichtstuhl ist der heilige Ort seines Wirkens! Wie der Arzt die Krankheit kennen muß, so muß der Priester eingeweiht werden in das Leiden der Seele, die gesunden will. Wollen die Menschen sich selbst in ihren Schwächen aufsuchen und sich richten — wahrlich, diese Gnade würde so groß werden, daß die Gerechtigkeit darüber erröthen müßte; und wo es solche gäbe, die sich selbst das Urtheil sprächen, sie

würden der Sühne vergessen und der Vergebung durch die ewige Gnade!"

Marbeck wollte eben zu Faustin sagen:

„Poesie liegt in dem Cölibat der Priester; ich leugne das nicht. Sein Herz ist zwar nur der Boden für Passionsblumen, Blumen sind's aber doch!"

Ein seltsamer Auftritt nahm aber seine und seines Freundes Aufmerksamkeit in Anspruch.

Dem Bischof war eben von den Diakonen von einer Seite die Bischofsmütze aufgesetzt, von der anderen der Hirtenstab in die Hand gegeben worden, ein dritter Diakon hielt das geweihete Oel.

Die beiden Priester waren wieder am Altar niedergesunken: Ephraim hatte das Lockenhaupt gebeugt und mit dem geheiligten Oel war er zum Priester geweihet worden — da hatte sich ohnfern des Hochaltars ein Menschenknäuel gewirrt um eine Dame, die ohnmächtig zusammengesunken war.

Marbeck trat hinzu; Faustin folgte.

Als sie näher kamen, zeigte ein Zucken um die Lippen Marbecks, daß etwas in ihm vorging.

„Sieh hin! Es ist die blonde Beterin!" sagte er, und drängte sich bis zu der Ohnmächtigen vor.

„Cordelia!" rief Faustin, kaum daß er einen Blick auf die Ohnmächtige geworfen, und durchbrach die lautlos Versammelten, um ebenfalls bis zu ihr zu gelangen.

Inzwischen war die Ohnmächtige wieder zu sich

gekommen, sie schlug die Augen auf, aber von der sie versammelten Menge verwirrt und beängstigt, schloß sie sie wieder.

„Cordelia!“ rief Faustin leise. „Sie sind nicht allein. Ein Freund, ein alter Freund —“

Cordelia — denn diese war es — schlug bei dieser Stimme die Augen wieder auf. Sie erkannte den Gespielen aus der Kindheit und eine tiefe Wehmuth überzog die blassen Züge.

„Ich geleite Sie, wenn Sie sich stark genug fühlen —“ flüsterte Faustin.

„Führen Sie mich!“ bat Cordelia leise.

Sie richtete sich mit Hülfe des gefundenen Freundes auf.

Während das vorging, hatte Marbeck still und regungslos gestanden; er hatte das leise Flüstern gehört, hatte den Blick des Erkennens gesehen, den die Wiedererwachte auf Faustin warf; hatte den Schmerzenszug in ihrem Antlitz bemerkt, den er sich auf seine Weise deutete. — Faustin erschrak, da er zu ihm aufsah. Sein Blick war starr, kalt, leblos; die Lippen waren zusammengepreßt, die Wangen bleich, in seinen Zügen lag gleichsam der Tod.

„Was ist Dir?“ fragte Faustin besorgt.

Marbeck antwortete nicht, sondern wies nur auf die Ohnmächtige.

Diese hatte sich unterdeß erhoben und schien bereit, die Kirche zu verlassen.

„Kommen Sie, Cordelia!“ sagte Faustin zu ihr und sich rasch seinem Freunde zuwendend, rief er diesem leise, aber doch so, daß Cordelia es hören konnte, zu:

„Heinrich, Du gehst mit uns!“

Er eilte mit Cordelien, so weit es deren wiedergekehrten Kräfte gestatteten, die Kirche zu verlassen. Marbeck folgte mechanisch.

Erst außerhalb der Kirche, an der frischen, erquickenden Luft, erholte sich Cordelia ganz, so daß Faustin sie mit seinem Freunde bekannt machen konnte.

Marbeck blieb in sich verschlossen und ging neben Beiden träumerisch her. Faustin wollte ihn in das für die Ohren eines Dritten eingerichtete Gespräch ziehen, doch blieb er unzugänglich und nur erst als man am Hause angekommen war, an demselben, in welches Cordelia schon damals verschwand, als Marbeck ihr von der Kathedrale aus gefolgt war, fragte er:

„In diesem Hause wohnt eine Gräfin, die von ihrem Gatten getrennt lebt.“

„Die Gräfin Armtin,“ berichtete Cordelia.

„Ich habe nur von ihrem Schicksal gehört, nicht ihren Namen,“ sagte Marbeck. „Aber das Schicksal der Dame interessirt mich, es ist so seltsam!“

„Wer liest im Buche des Schicksals!“ versetzte Cordelia. „Wer mag die seltsamen Zeichen deuten, die darein geschrieben sind, und deren jedes ein Menschenleben ist? Die Gräfin erfüllt ihre Mission, die

ihr für die Erde geworden ist: sie leidet, liebt und stirbt!"

„Ich danke Ihnen!" sagte Marbeck und zog sich zurück, die Dame dem Freunde überlassend, der ihr, nach seiner Meinung, Wichtigeres zu sagen hatte.

Diese Meinung irrte nicht.

Als sich Faustin mit Cordelien allein sah — Marbeck hatte sich von fern aufgestellt — sagte er, indem er ihre Hand ergriff:

„Cordelia, es war Ephraim, den wir weihen sahen!"

„Ich weiß!" entgegnete sie. „Er hat das bessere Theil erwählt. — Wir armen Sterblichen! Wir können's nicht fassen, wenn Einer stark genug ist, schon hier sein himmlisch Theil zu nehmen!"

„Es hat mich erschüttert und gehoben, als ich Ephraim so sah!" bekannte Faustin. „Jedes freie Recht des Innern, das der Mensch sich nehmen darf, ist sein Himmel und seine Seligkeit! — Ich glaube, Ephraim ist glücklich!"

„Ja!" sagte Cordelia. „Sein Wesen ist edler und höher, als das unsrige. Was uns als Opfer erscheint, fühlt er nicht; die Blumen, die wir am Boden der Erde suchen müssen, blühen ihm aus dem Himmel zu!"

„Sie sind müde, Cordelia!" sagte Faustin abbrechend. — „Doch, Sie hier zu treffen, überrascht mich! Darf ich Sie besuchen?"

„Gewiß!“ entgegnete Cordelia. „Auch ich hörte gern von Ihnen, wie Sie hieher gekommen sind. Kommen Sie zu jeder Stunde: als Freund meiner Jugend werden Sie auch der Gräfin willkommen sein!“

Damit verabschiedete sie sich. Faustin eilte auf den Freund zu.

Dieser stand starr und sah nach der Thüre, durch welche Cordelia verschwunden war.

„Heinrich!“ sagte Faustin. „Du warst auf einmal so verändert! Was war Dir?“

„War ich's?“ entgegnete dieser. „Sieh, daran ist das dumme Gesicht schuld, das gleich erschrickt und blutlos wird, wenn sich die Seele inwendig im Menschen einmal zum Vergnügen umkehrt. Wie dankbar würde ich meiner Mutter noch heute sein, hätte sie mich mit dem Gesichte auf den Rücken zur Welt gebracht, damit man's nicht gleich sähe, wenn meine Nase melancholische Einfälle der Seele telegraphirt!“

„Du bist noch angegriffen! Ein Spaziergang in's Freie wird Dir wohl thun!“ rieth Faustin.

Marbeck schüttelte den Kopf.

„Ich werde mein Bett an's Fenster rücken und aus diesem auf das Gewühl schauen,“ sagte er. „Ich stelle mir vor, daß ich gestorben bin und unter einem Leichensteine im Grabe liege, zu welchem einige Eidergänse voll Pietät die Federn dazu hergaben. — Ein gläserner Grabhügel und das Bewußtsein des Gestorbenseins — ich kann mir keiue größere Seligkeit den-

ken! Wenn das Leben so über uns hinwegrast mit seinen Hofräthen, Leichencommissarien, halbreifen Pomeranzen und überreifen Geburtsscheinen, die sich permanent für 20 Jahr erklären, und dann dieses Plagen, Ringen und Streben nach Stellung, Orden, Einfluß oder Schwarzbrod für einen unwiderlegbaren Hunger; diese närrischen Hoffnungen, dieses bunte Glauben, diese zappelnde Duldung, die sich gegen ihr eignes Dasein sträubt — gäb' es nicht einen unendlichen Jubel, daß man da unten todt wär' und sogar auf der Erde die Sterbegebühren zu bezahlen nicht vergessen hätte!"

„Du bist aufgeregt und seltsam!" sagte Faustin und betrachtete voll Besorgniß die unruhigen Züge des Freundes.

„Das geht vorüber!" erklärte Marbeck, wirklich ruhiger werdend. „Laß mich nur erst gewohnt sein, etwas in mir zu haben, das mir noch neu, noch seltsam ist, so eine ganz kleine Schlange, die sich um den Baum der Erkenntniß gewunden hat! — Wär' nicht Sonntag, dann ging ich mit Dir! Aber mir graut vor den Kinderwagen und den Sonntagsnaturbetrachtungen unsrer Kleinbürger! Die muthen jeder Blume zu, sie solle für den Sonntag einen guten Rock im Schranke hängen haben und jede Raupe, die auf der Straße kriecht, möchte ein frischwaschnes Hemd dazu anziehen. — Ach, was doch Alles bei den Menschen für Natur gilt! Zuletzt ist die Natur doch für die

Meisten nur eine wahre Lumpenlotterie und der Hauptgewinn ist ein krümmungsfähiger Regenwurm."

In diesem Augenblicke ward Marbeck von einem Manne in schwarzem, langen Rock und dergleichen Beinkleidern gegrüßt, welcher an den beiden Freunden vorüberging. — Der Gegrüßte schauete auf . . . sein Auge traf auf Pater Penti, der in das Haus der Gräfin Armtin ging.

„Erklärst Du Dir die Geschichte?" fragte Marbeck seinen Freund, nachdem er ihm vorher den Namen des Grüßenden genannt hatte.

„Welche?" erwiderte Faustin.

„Die von dem indischen Gott, der durch ein natürliches Bedürfniß eine Sündfluth anrichtete, bei welcher sehr viel Menschen um's Leben kamen, aus Desperation, daß sie zu viel Wasser trinken mußten," versetzte Marbeck abstoßend. „Bei Dir hat der Blondkopf rein gefegt, sonst würdest Du Dich der Geschichte der Gräfin erinnern."

„Jetzt verstehe ich!" sagte Faustin. „Du meinst, der Pater sei in die Geschichte verwebt?"

„Wie die Spinne in's Netz," versetzte Marbeck. „Ich wünschte, ich wäre Kammerjungfer der Gräfin: während ich ihr die Zöpfe flöcht', brächte ich ihr Ansichten bei, die ihrem Gemahl das Reisen ersparten."

„Ich werde versuchen," tröstete Faustin. „Cordelia ist eine Jugendgespielin von mir; zu ihr hab' ich Zutritt."

„Gespielin?“ fragte Marbeck gedehnt. „Muthet Dich dieses katholische Gesicht, diese Magdalena, nicht innerlicher an?“

„Sie liebt Ephraim, den jungen Priester, den wir weihen sahen,“ erklärte Faustin, und erzählte dem Freunde diese Episode seiner Jugend.

Dieser hörte mit großer Aufmerksamkeit. Als Faustin geendigt hatte, sagte er:

„Sie hat die Luft der Kathedrale geathmet. Ihrem Vater gegenüber stark durch ihr Herz, ein Charakter scheinbar, der sich aber doch wieder im Herzen verliert, wird sie noch katholisch werden aus Schwäche des Herzens!“

Faustin schüttelte den Kopf.

„Unmöglich!“ sagte er. „Ich kenne sie. In ihrem Leben ist Alles Grundsatz.“

„Grundsatz hat ein Weib nie!“ behauptete Marbeck. „Ihr Verstand ist nur Mangel an Temperament; sie fühlen nur aus dem Leben das Richtige heraus, aber sie begreifen es nicht! — Für die Wollust, dem Geliebten im Beichtstuhl ihr geheimstes Innere erschließen zu dürfen, wird sie ihre Kirche hingeben!“

Faustin konnte sich von der Richtigkeit dieser Folgerung nicht überzeugen. Cordelia stand so geistig vor ihm, wie er sie als Kind betrachtet: so bestimmt, so fest und so klar in dem, was sie wollte oder that.

„So höre doch nur!“ entgegnete Marbeck diesen

Einwürfen. „Das Weib wächst aus dem Herzen heraus, dem Leben gegenüber ist sie die Blume noli me tangere. Die katholische Kirche hat gerade für das weibliche Herz den Vortheil, daß ihre Priester mit ihrem Herzen, ihrem ganzen Wesen, das durch keine Familie in Anspruch genommen und ausgefüllt wird, ihrer Gemeinde angehören, daß jeder Einzelne ein Recht an dieses Herz hat, daß der Priester, wie die Erfahrung bewiesen, der Freund, die Stütze Aller ist! Diesen Vortheil wird auch Cordelia sich nicht nehmen lassen; sie wird zu Ephraim flüchten, sie wird, was das Leben für sie Schmerzliches und Beängstigendes hat, in sein Herz niederlegen; der Ton seiner Stimme schon wird ihrer Seele Musik sein, und daß sie ihn verehren, daß er das Ideal ihres Lebens bleiben darf, das wird das Glück ihres Lebens ausmachen. Ihre Liebe wird dadurch zum Glauben; denn die Demuth des Weibes ist unendlich, dem die Wonne wird, die jedem Weibe Bedürfniß ist — verehren zu dürfen!“

Als die Freunde wieder nach Hause kamen, lag ein Brief für Faustin vor. Handschrift und Siegel waren dieselben, die er schon an dem Briefe wahrgenommen, mit welchem ihm jener Wechsel von 50 Thalern zugeschickt worden war. Der Poststempel war gleich dem des letzten Briefes, Wien.

Faustin las:

„Hätt' ich meinem Herzen folgen dürfen, würde

ich seit lange wieder geschrieben haben; aber Gott hat über mich geboten und Alles, was in mir irdisch ist, habe ich dem heiligen Gedanken an ihm geopfert.

„Und weil ich eben in diesem Dienste des Höchsten und der Nähe seiner Heiligen, in der ich mich geistig fühle, glücklich bin, will ich nicht, daß Einer verloren gehe, der mir nahe steht.

„Darum bitt' und beschwör' ich Sie, zurückzukehren in den heiligen Schooß der Mutterkirche, von welcher wir alle ausgingen und welche allein den wahren Glauben hat und die alleinige Seligkeit. Es ist diese Rückkehr, welche durch die heilige Verklärung, die Paulum bekehrte, auch auf mich wirkte, die Bedingung, unter welcher ich Ihr Leben in meinem Schutz nehmen und Ihnen vielleicht Verhältnisse zurückgeben kann, aus denen das Schicksal sie ausgestoßen hat, und ein Herz, dessen Pulsschlag Sie noch nicht gefühlt haben! Ihr Weg, auf dem Sie jetzt wandeln, ist fluchwürdig und erfüllt mein Herz mit bangender Wehmuth. Kehren Sie um und der Segen Gottes, aus dessen Hand wir Himmlisches und Irdisches empfangen, wird dem reuigen Sohne nimmer fehlen!

„Ich bete zu Gott und zu der heiligen Jungfrau, daß mein Wort auf guten Boden falle.

„D. Ihnen Wohlwollende."

„Verstehst Du das?" fragte Faustin den Freund, als er mit Vorlesen des Briefes zu Ende war.

„Als hätt' ich den Brief selber geschrieben!" versetzte dieser. „Man benutzt noch unerklärte Verhältnisse aus Deinem Leben, Dich dem Blatte untreu zu machen und somit nicht nur die Kräfte desselben zu schwächen, sondern ihm dadurch einen Stoß zu versetzen, daß ein Nahbetheiligter es aufgiebt und auf diese Weise — wenigstens stillschweigend — seine Tendenz dementirt. — Aufrichtig gesagt: ich rathe Dir dazu. — Ich sehe es noch kommen, daß man das Blatt doch zuletzt den Behörden verdächtig macht, daß man destructive Tendenzen und sonst Allerlei darin finden und die Redakteure veranlassen wird, ihre Weltverbesserung mit mehr System am Südpol zu beginnen und damit dem Nordpol zuzusteuern, bis auch der letzte Eisbär bessere Begriffe von dem Menschen erhält und diese nicht mehr auffrißt."

„Fühlst Du Dich so unsicher?" fragte Faustin.

„Ich fühle so wenig Boden unter mir, wie Einer, der hängt," erwiderte Marbeck. „Wenn ich an mir selber nicht verzweifle, wahrhaftig! so geschieht es nur, weil ich besser von der Menschheit denke, als sie ist, also auch von mir. — Welche Kämpfer sind für die religiöse Freiheit, für den religiösen Fortschritt in unserm Blatte aufgetreten: außer uns nur ein Israelit, den die Kirchen, wie sie eben jetzt bestehen, im tiefsten Leben durch ihre starren Gesetze verwundet haben. Meinst Du, die ganze Menschheit, außer ihm und

uns, sei mit den alten Satzungen der Kirchen einverstanden und wolle keine Reformen? Du irrst! Aber der Indifferentismus, der seinen Gott für sich hat, kümmert sich nicht um das allgemeine Bedürfniß; den Geistlichen, die in vordersten Reihen für Fortschritt und Gewissensfreiheit kämpfen sollten, nimmt die Furcht, vielleicht nach langem Mühen errungene Stellungen zu verlieren, den Muth; die Laien können das große, das heilige Werk nicht in die Hand nehmen, ohne nicht den Glauben ganz zu zerdrücken, ohne nicht, während sie das Rechte und Wahre suchen und für das religiöse Bedürfniß ihrer Seele sorgen sollen, in politische Träumereien zu verfallen! — Es ist ein Uebelstand, daß der Staat nicht die Kirche seit lange frei gab, ein Uebelstand, selbst für den Staat: dadurch haben die Leute nicht gelernt, Kirche und Staat zu unterscheiden, und wo von Freiheit der Gewissen die Rede ist, denken sie sogleich an Politik!"

„Mit diesen Gesinnungen giebst Du Dich selbst auf!" warf Faustin ein.

„Ich werde gegen den Indifferentismus schreiben," sagte Marbeck. „Das sind die Geistesträgen, die Faulen, die innerlichst nie ausschlafen; die eben so Alles hingehen lassen und die weder die Freunde noch die Feinde des Staates und der Kirche sind; die stolz Aufgebläheten, die freigeistig mit dem Kopfe in die Wolken fahren und nun nicht mehr wissen, ob sie im

Himmel oder auf Erden sind; starre Rationalisten, die nur nicht wissen, was Vernunft ist!"

Damit brach er ab, indem er sich in's Sopha warf und, ohne sich um den Inhalt zu kümmern, in einem Buche blätterte, aber mit jedem Blatte nur eigne Gedanken aufschlug.

Sechstes Kapitel.

Der Blick nach rückwärts.

Faustin konnte kaum die schickliche Zeit erwarten, bei Cordelien vorzusprechen; es drängte ihn, Aufschlüsse über ihr Leben zu erhalten, zu erfahren, wie es dem hülflosen Mädchen möglich geworden war, vom Hause zu flüchten und die Spuren, wohin sie geflüchtet sei, zu verwischen.

Erst auf dem Wege zu ihr hin, als er sich die Scene ihres Wiedersehens vergegenwärtigte, fiel ihm auf, daß er sie „Sie“ genannt und daß sie diese fremdhöfliche Sprache angenommen und erwidert hatte. Es war also nicht mehr wie früher: die Kindheit mit ihrer Natürlichkeit, ihrer Harmlosigkeit war ausgezogen und dafür die Schicklichkeit angelegt.

„Wir häuten uns nicht nur wie die Schlangen,“ sagte sich Faustin; „wir werfen den ganzen Menschen ab; die Chemie, die den Erneuerungsprozeß des

Menschen beweis't, findet vielleicht noch heraus, daß auch unsre Seele aller fünf Jahre eine andere ist."

Als er klingelte, kam aus dem Hinterzimmer ein reich gallonirter Diener, der ihn Cordelien zu melden ging.

Der Vorsaal, in welchem Faustin den meldenden Diener zurückerwartete, berechtigte durch seine glänzende Ausstattung zu nicht geringeren Erwartungen auf die übrigen Zimmer. Wohin das Auge irrte, traf es auf ausgewählte, kostbare Gegenstände, die eben so vom gebildeten Geschmack ihrer Ordner und Besitzer wie vom Reichthum derselben sprachen.

Faustin gestand sich zu, daß sich innerhalb solcher Räume, umgeben von dieser Eleganz und diesem Comfort, nothwendig eine andere Lebensanschauung bilden müsse, als dort, wo selbst oft Mühe und Sorge die Dürftigkeit nicht hebt.

„Wer," sagte er sich, „mag diesen Leuten verdenken, wenn sie streng conservativ vor jeder Neuerung zittern, die sie aus der bequemen Bahn drängen könnte, welche sie sorglos und behaglich wandeln. Und wer mag wider dem Armen und Gedrückten es übel deuten, wenn er sich jeder Neuerung mit Eifer anschließt, weil sie ihm möglicherweise eine Aenderung seiner Lage verheißt? Bei allem Streite um Egoismus können wir dem eignen Ich doch nicht entgehen und unser ganzes Bestreben ist doch nur, es zu befriedigen und zur Ruhe zu bringen. Die Hauptsorge freilich bleibt

immer die: Wodurch das zur Ruhe Bringen geschehen soll."

Der zurückkehrende Diener führte den Wartenden in das Zimmer Cordeliens.

Das Zimmer der Gräfin selbst konnte diesem nichts voraus haben, so elegant und geschmackvoll war es ausgestattet. Ueberall weiche Polster und Teppiche, die Möbeln in neuester Form und von kostbarem Holz gefertigt; lange schwerseidne Gardinen brachen das zu grell eindringende Licht und gaben dem Zimmer ein eignes Halbdunkel.

Als Faustin durch die Thüre eintrat, kam Cordelia aus einer andern Thüre, wahrscheinlich zu den Zimmern der Gräfin führend. Sie reichte ihm freundlich lächelnd die Hand und nöthigte ihn neben sich in die Chaise longue. Faustin las in ihren Zügen, daß er nicht unwillkommen war; diese Entdeckung berührte ihn angenehm.

„Die Gräfin hat so eben Besuch," sagte Cordelia. „Sie wünscht, daß ich Sie ihr vorstelle."

„Ich bin allerdings darauf nicht vorbereitet," entgegnete Faustin; „indeß wenn es der Wunsch der Gräfin ist —"

„Sans gêne, lieber Freund! Menschen, die am Herzen leiden, sind weichmüthige, gutgeartete Naturen, die immer wohlthuend berühren. Die Gräfin ist so liebenswürdig, als sie unglücklich ist."

„Ich hörte einen Theil ihrer Geschichte aus dem

Munde meines Freundes, den es sehr glücklich machen würde, dürfte er statt meiner sich ihr vorstellen lassen!"

„Wenn Sie der Gräfin bekannt sind, läßt sich das leicht vermitteln: unsere Circel sind nicht exclusiv. — Ihr Freund hat etwas Besondres, man möchte sagen: Originelles in seiner Art, sich zu geben."

„Er verliert sich nicht in der Masse, das ist sein Vorzug."

„Und will sich vielleicht nicht verlieren, das dürfte sein Fehler sein. — Doch genug davon. Kommen wir zu dem, was uns näher angeht. — Sagen Sie, wie war es möglich, daß Sie mir hier begegneten? Ich wähnte Sie auf der Universität!"

Faustin erzählte sein Zusammentreffen in der Universitätsstadt mit Marbeck, seine Verbindung mit den Rothen, die Aufhebung dieser Verbindung durch die Polizei, seine Antheilnahme an dem Blatte, dem Marbeck vorstand.

Cordelia hatte mit aufmerksamem Ohr der Geschichte ihres Jugendfreundes gelauscht; sie hatte leicht gelächelt, als er von seiner Verbindung mit den Rothen sprach, als wolle sie sagen: Ich wußte, daß so Etwas kommen würde! Aber sie erschrack sichtlich, als er von seiner Theilnahme an dem Blatte sprach, das sich die kühne Aufgabe gestellt hatte, an der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion arbeiten zu helfen.

Als er geendigt hatte, sah sie ihm unruhig in die Augen.

„Ich habe das Blatt nicht selbst gelesen," sagte sie, „aber ich hörte, es enthalte nur Blasphemien, es untergrabe das Christenthum, es mißachte die Kirche!"

„Man hat Sie falsch berichtet," entgegnete Faustin. „Die vielen todten Formen will es brechen, die Gewissen frei machen helfen, will es; es will die Menschen daran mahnen, daß sie, die unmittelbar aus Gott hervorgegangen, in stetem Festhalten an diesem Gedanken sich ihrer hohen Würde, des In-Gottlebens, der Unmittelbarkeit mit ihm sich bewußt bleiben; mit einem Worte: es will die Gottanschauung vergeistigen!"

Cordelia schüttelte das schöne Haupt und ein eigenthümlicher schmerzlicher Zug um den Mund ward sichtbar.

„Sie muthen der Menschennatur zu viel zu," sagte sie. „Wie wollen Sie diese immer in gleicher, idealer Höhe halten? — Doch lassen wir das! — Ich habe es durchkämpft und durchrungen mit allen Schmerzen meiner Seele: mein Glaube ist jetzt mein!"

Sie senkte den Kopf und strich mit der Hand über die Stirn. So verharrte sie einige Augenblicke in tiefes Sinnen verloren; dann, wie sich der Nähe eines Menschen entsinnend, blickte sie schnell auf und mit fast leidenschaftlicher Bewegung zu Faustin sich wendend, sagte Sie:

„Etwas Anderes! Etwas von — zu Hause!"

„Man ist um Ihr Schicksal besorgt," sagte Faustin.

„Warum denn, da man mich ja blos nicht aufzugeben, nicht einer Fremden zu opfern brauchte!" sagte Cordelia fast herbe. „Ich ertrug es nicht, jeden ausgesprochenen Gedanken meiner seligen Mutter in ihrer Häuslichkeit, wie sie früher war, vernichtet zu sehen; ich möchte um das Herz meines Vaters nicht mit einer Person streiten, der es von ihm doch schon zugesagt war. — Was wär' es denn gewesen? Ewiger Mißklang durch's ganze Haus und ich hätte den Frieden meiner Seele für immer daran geben müssen!"

„Wenn jetzt Ihre Mutter wiederkehrte," sagte Faustin ernst, „würde sie dann noch Alles finden, wie sie es verlassen hat? Haben nicht andere Gedanken seit jener Zeit geherrscht!"

„Ja, es ist Vieles anders!" entgegnete Cordelia langsam und schwer aufathmend. „Wir alle ringen durch dichte, verschleiernde Wolken nach dem Himmel; wer kann sagen, daß er den rechten Weg gefunden?"

„Das Weib wird von dem Herzen geführt, und ich glaube zu meist richtig. Der immer irren wird, das ist der Mann: es führen für ihn zu viel Wege durch's Leben, von denen er gewöhnlich nur den Anfang, aber nicht das Ende sieht."

„Wenn ich dem Herzen glauben dürfte!" seufzte Cordelia tief auf.

„Glauben Sie ihm!" sprach Faustin ernst. „Und wenn es irrt, dann kann dieser Irrthum nur Schwäche, aber nicht Laster sein. Wir hüten uns durch das

Herz vor Schlimmerem! — Ich weiß, wir leiden am Herzen zumeist, das macht, weil es den Himmel sucht und nur die Erde findet, weil es etwas von der Natur der Engel hat und der Klugheit entbehrt, die wir zum Alltagsleben brauchen. Aber mag es in seinen schöneren Voraussetzungen von Welt und Menschen zu tausend Malen verwundet leiden, diese Voraussetzungen bleiben dennoch sein unveräußerliches Glück! — Leben Sie dem Herzen!"

„Sie haben Recht!" sprach Cordelia, und richtete sich innerlichst erleichtert auf. „Zuletzt ist unser Leben doch nur ein Selbstleben, eine Aufgabe für uns selbst, ein Fertigmachen der todeslosen Psyche! Und wenn unser Herz uns wärmt, was wollen wir mehr."

„Das ist der Egoismus des Schmerzes!"

„Es giebt auch einen Egoismus großer Ideen, unter welchem alles das leidet, was von diesen Ideen nicht umfaßt wird, und doch ist er gerechtfertigt, doch muß er sein! — Zuweilen haben wir die Aufgabe, uns selbst zu retten!"

„Wollen Sie nicht wenigstens Ihren Vater beruhigen?" fragte Faustin, welchen die Flucht Cordeliens aus dem elterlichen Hause und ihr starres Schweigen, was freilich nur eine natürliche Folge ihres Entfliehens war, herber berührte, als mit seinen Voraussetzungen von dem weiblichen Charakter verträglich war.

Cordelia bedachte sich längere Zeit, dann sagte sie:

„Er soll es wissen. — Ich habe einen großen Schritt vor; der Fuß ist schon gehoben. Doch ehe ich die Grenze überschreite, will ich im alten Lande nichts schuldig bleiben; ich will dort meine Pflicht bezahlen!“

Faustin sah sie fragend an: er hatte sie nicht ganz verstanden. Aber wunderliche Ahnungen stiegen in ihm auf, die Phantasie warf allerhand eigenthümliche Blasen, die ihn beunruhigten.

Cordelia errieth den Gedankengang ihres Jugendfreundes; aber sie wollte nicht weiter gefragt sein, sie wollte verhindern, daß er tiefer in das Geheimniß ihrer Worte eindrang, deshalb schnitt sie seine Gedanken mitten durch, indem sie fragte:

„Was haben Sie mit Ihrem Leben vor?“

Noch bevor Faustin antworten konnte, meldete der Diener, daß die Gräfin zu sprechen sei. —

Die Gräfin war eine jener interessanten Erscheinungen, die auf den ersten Blick für sich einnehmen; sie war nicht über 25 Jahr, aber in ihren Zügen lag viel Durchlebtes und Ueberwundenes. Ihre Gestalt war schlank und edel, ihr Gesicht von jener feinen, länglichen Form, welche die Kunst für den Ausdruck des Schmerzes sich von der Natur erlauschte.

Sie kam dem Eintretenden entgegen.

Faustin fühlte sich durch sie wunderbar berührt: in ihrem Wesen, ihrer Art zu sein, lag nichts von jenem exclusiven Aristokratismus, der Andere nicht zu

sich heran läßt, und wieder doch etwas Unnahbares, nicht zu Berührendes; sie trug keinen Stolz, kein sich Besser dünken zur Schau, und doch erschien sie in einer Höhe und Ferne, die gleichsam etwas Verklärendes hatte; als sie den Blick auf ihn richtete und er in ein Auge sah, dessen blauer Spiegel eine reine Seele wiedergab; da mußte er den Schmerz des Grafen sich vergegenwärtigen, der sein Weib nur wie von fernen Wolken getragen sah und nicht erreichen konnte, und es doch wieder so in nächster Nähe fühlte, daß ihr Athem ihn berührte.

Die Gräfin empfing ihn wärmer als mit blos höflicher Freundlichkeit; sie öffnete ihm ihren Salon, in welchem ein oder zwei Tage der Woche Männer von Auszeichnung empfangen wurden, auch solche, denen die Gesellschaft, wie sie eben besteht, keine historischen Rechte darauf verlieh; sie nannte Cordelien ihre Freundin und gab damit für Faustin eine Erklärung ihres Interesses für ihn.

Faustin konnte nicht umgehen, seine gegenwärtige Stellung zu bezeichnen; Cordelia hatte der Gräfin nur von einem Jugendfreunde sprechen können, den sie plötzlich gefunden und der damals, als sie das väterliche Haus verließ, Theologie studirte; die Berichtigung dieser Angaben mußte sie diesem selbst überlassen.

Ohne Zweifel war in dem Salon der Gräfin von dem Blatte, dessen Mitarbeiter Faustin war, die Rede gewesen; aber die Art, wie desselben gedacht

worden war, ließ sich schon aus den Worten Cordeliens entnehmen, die von der eben ausgesprochenen Meinung der Gräfin unterstützt wurden.

Faustin wollte zwar mit höflicher Entschiedenheit die Tendenz des Blattes wahren und gegen die hier verbreitete Meinung vertreten; das gelang ihm jedoch nicht in dem Grade, wie er es wünschte: die Rücksicht nahm ihm die besten Waffen aus der Hand, auch bedachte er, daß er bekehren, daß er Missionär seines Glaubens werden müsse, wollte er wirklich die hier gangbare Anschauung über das Weltchristenthum berichtigen.

Dadurch kam er freilich in die Lage, daß man sich zutrauete, seine äußerliche Seele retten und ihn bekehren zu können. Er gewahrte die sich kreuzenden Blicke der Frauen, er hörte mit seinem Geiste, was diese Blicke sich sagten, er errieth, was in ihren Herzen vorging — und doch konnte er es nicht über sich gewinnen ein offnes Glaubensbekenntniß abzulegen, ehrlich zu sagen: das ist mein Gott und das ist meine Hoffnung und was darüber ist, paßt nicht in meine Seele, die, angefüllt von Gott, selbst für anderes nicht Platz hat!"

Man verbreitete sich Seitens der Damen weiter über das Blatt; man ward in seiner Meinung milder, man gab in Kleinigkeiten, doch nur scheinbar nach; dadurch entwaffnete man die Opposition, dadurch machte man den Gegner zum Freunde, dadurch gewann

man einen Zug des Dankes in seinem Herzen. Faustin fühlte sich in Dem, was er jemals hier hätte wollen können, immer weiter zurückgedrängt und immer auf's Neue in den Fall gebracht, mit sich selbst unzufrieden zu sein.

Das Missionswesen ist eine Leidenschaft der Frauen, wenn sie bekehren, wenn sie Gemüther umstimmen, wenn sie Gewissen für ihre Ueberzeugungen, für ihre religiöse Anschauungsweise gewinnen können, fühlen sie sich in ihrem Elemente: Religion ist die Luft, die ihr Herz athmen muß, in dasselbe Lebenselement wollen sie auch Andere bringen.

Der Name Marbeck konnte in der Unterhaltung nicht ungenannt bleiben; Faustin mußte ihn schildern, wie er war, mit allen Eigenthümlichkeiten, allen Besondernheiten, die er besaß.

Während dieser an dem Porträt seines Freundes malte und sich Mühe gab, keinen seiner charakterischen Züge zu vergessen, mußte er bemerken, daß sein Freund auch hier gekannt war, natürlich nur aus Schilderungen, die den seinigen, das ließ sich in den Zügen der Gräfin lesen, nicht ähnelten.

Die Gräfin bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie:

„Für das Bild, das Sie uns von Ihrem Freunde entwarfen, kann dieser Ihnen nur dankbar sein: es stellt ihn so interessant hin, daß man sich aufgefordert fühlt, seine Bekanntschaft zu suchen.“

„Frau Gräfin!“ rief Faustin ahnend und innerlichst erfreut, seinem Freunde eine angenehme Nachricht bringen zu können.

„Ich schätze Männer von Geist,“ fuhr sie fort; „ich liebe es, Ansichten und Anschauungsweisen kennen zu lernen, die neu, ungewöhnlich, vielleicht sogar seltsam sind. Man vergleicht damit die seinigen, die sich dadurch erweitern oder befestigen; in jedem Falle gewinnt man dabei. — Wollen Sie Ihren Frennd mitbringen, so soll er willkommen sein!“

Faustin nahm dankend an und wollte sich eben verabschieden, als der Diener meldete:

„Der Herr Bischof, Graf Laurin!“

Faustin verbeugte sich und ging. Außerhalb der Thüre traf er auf den hochgestellten geistlichen Herrn, der eben eintreten wollte. Die Begegnenden warfen sich einen flüchtigen Blick zu; Faustin verbeugte sich, der Bischof erwiederte und zwischen beiden schloß sich dann trennend die hohe Doppelthüre.

Cordelia hatte sich auf ihr Zimmer zurück gezogen.

So flüchtig die Bewegung gewesen war, Faustin trug dennoch einen eignen Eindruck davon. Der Bischof war eine hohe Erscheinung, den Sechszigen nahe; die Haut seines Gesichts war weiß und durchsichtig, die Wangen eingefallen und farblos; die schmale Nase ein wenig gekrümmt, die Lippen schmal und blaß und das Kinn spitz. Aber im Ausdruck des Gesichts, der

Gestalt, des Benehmens, wie es im flüchtigen Augenblick des Begegnens und im hingeworfenen Blick und Gruß sich äußern konnte, war Bestimmtheit und Gebietendes. Als ruheten die Schlüssel Petri's in seiner Hand und als könne er selig sprechen und verdammen, so sich seiner Macht bewußt, war er Faustin erschienen.

Auf dem Wege nach Hause traf er auf Robertsohn, der im Reiseanzuge stak und, ohne auf das zu achten, was um ihn vorging und Faustin nicht gewahrend, flüchtig an diesem vorüber wollte.

Robertsohn war über die Begegnung mit Faustin, der ihn anredete, sichtlich erfreut. In seiner harmlosen, offnen Natur sprach sich diese Freude so unverholen aus, daß Faustin den jungen Mann bei jeder Berührung, in welcher er mit demselben kam, nur inniger lieben lernte.

„Wohin denn?“ fragte er mit einem Blick auf die Reisekleider des Begegnenden.

Dieser nannte die Residenzstadt eines deutschen Fürstenthums als Ziel der Reise.

„Es ist der letzte Versuch,“ sagte er, „mich für Deutschland zu retten; meine Confession zu ändern ohne meinem subjektiven Glauben untreu werden zu müssen! Was ich von dort hörte, hat mich ermuthigt, den letzten Versuch zu wagen. Man hat mir Hoffnung gemacht, einen wahrhaft evangelischen Mann, einen Johannes der Christuslehre zu finden.“

„Und Hellena?“ frug Faustin.

„Sie ist damit einverstanden,“ sagte Robertsohn. „Glauben Sie mir, wie ihr Gemüth, so innig hängen noch tausende an Deutschland, die den vaterländischen Boden doch verlassen! — Wir Deutsche passen am allerwenigsten nach Amerika, und es muß recht übel mit dem stehen, der an den neuen Welttheil mit seinen Hoffnungen anknüpfen kann.“

„Sie sagen etwas sehr Wahres,“ bestätigte Faustin. „Wie aber ergeht es der armen Leidenden?“

„Sie ist auf dem Wege der Besserung,“ berichtete Robertsohn. „Mit dem Tage, da sie ihren Entschluß faßte, hat ihr Zustand eine wohlthätige Umwandlung erfahren. Könnten wir in uns nur immer so ganz und einig sein, wir befänden uns auch körperlich wohler dabei! Jetzt ist die Hoffnung der heilende Verband.“

„Glaubten Sie denn an die Kraft des Magnetismus, daß Sie die Experimente gestatteten?“ fragte Faustin.“

Robertsohn schwieg einen Augenblick verlegen. Faustin machte sich schon Vorwürfe, die Frage gethan zu haben, als der andere die dunkeln Augen zu ihm aufschlug und mit der ganzen Offenheit in Blick und Miene, die ihm eigen war, gestand:

„Das jüdische Gelehrtenthum, dem ich allerdings nur, wie Sie aus meinem Leben wissen, von fern angehöre, hat noch Vieles aus jenen Zeiten behalten, da der Tempel Salomonis stand und die Palmen von Libanon unserm Volke noch angehörten. Der lichte

Geist einer neuen Gotterkenntniß schreitet zwar auch durch unsere Tempel und es kommt vielleicht einmal eine Zeit, wo aus dem Talmud, dem Koran, der Bibel das Beste gesammelt und in ein eignes Glaubensbuch für die Gesammtmenschheit übertragen wird. — Ich habe die Eindrücke der Mysterien, die noch bei vielen unserer Rabbiner gelten, nicht ganz vermeiden können, wenigstens ist mir die Empfänglichkeit dafür geblieben und noch zuweilen denk' ich mir die grünenden Stäbe Aarons als einer göttlichen Thatsache."

„Giebt's nicht auch Christen, die die Kabbala gelten lassen wollen?" warf Faustin ein und dachte dabei an Branter.

„Ich weiß das nicht!" versetzte Robertsohn. „Nur weiß ich, daß das, was ich über Somnambulismus, über den höchsten Grad desselben, das Hellsehen, hörte und las, mich wunderbar ergriff. Für den Laien war auch die Möglichkeit, durch den Magen zu sehen, zu lesen, Zukünftiges zu prophezeien und Gegenwärtiges, geschäh' es auch hundert Meilen weit, mit allen Einzelnheiten zu erschauen, durch die vom Körper bis zu einem gewissen Grade freigewordene Seele, die in ihrer Gottähnlichkeit wohl Allgegenwart und Allwissenheit mit ihm gemein haben müsse, glaubhaft genug bewiesen. — Genug! Ich hielt die Unschuldsseele Helena's für würdig einer göttlichen unmittelbaren Erleuchtung, ich wünschte, auch an sie glauben, sie mir in einer Gottgemeinschaft zu denken, die etwas

spezifisches hatte und von ihr zu erfahren, ob unsere Liebe bestehen dürfe, ob es ein Schicksal gäbe, das leite und führe und den Glauben an menschliche Freiheit bedinge und begrenze, oder wohl ganz aufhebe."

„Was haben Sie gefunden?" fragte Faustin gespannt.

„Ein erhöheteres Seelenleben," erklärte Robertsohn; „ausgesprochen, was alsG laube und Meinung im Menschen schweigend ruhte und vielleicht noch die Ueberzeugung, daß der Mensch, auch der bedeutendste, im letzten Stadium seiner Entwickelungsfähigkeit noch lange nicht angekommen ist."

So unterhielten sich Beide. Die offnen Bekenntnisse des jungen Israeliten befestigten die gewonnene gute Meinung im Herzen Faustins und dieser bat deshalb:

„Schreiben Sie mir, wenn es Ihnen nicht ganz unangenehm ist, recht oft. Meine ganze Seele ist erfüllt von Ihrem Schicksal, und wenn ich auch etwas Thatsächliches zum glücklichen Ausgange desselben nicht beitragen kann, möcht' ich ihm doch folgen, möchte mich immer in Ihre Nähe versetzt fühlen und an Ihren Meinungen, Hoffnungen und Empfindungen Antheil haben!"

Robertsohn sagte bereitwillig zu.

„Es geschieht mir ein Gefallen damit," gestand er. „Aussprechen möchte man sich, und weiß nicht wo und wie. Ob meine Wahrnehmungen und Schilderungen

für Ihr Blatt passend sein werden, weiß ich noch nicht; es fragt sich, ob ich in die rechte Stimmung komme, den richtigen Ton zu treffen und mit Hellenen kann ich diese Wortdeuteleien, diese Zwischen= und Uebergangssätze, überhaupt, diesen gelehrten Glauben brieflich nicht besprechen, ohne nicht ihrem Herzen zu schaden. Die Frauen sind, wie immer, nicht Freunde der einzelnen Glieder, des Zersetzens und Auseinandernehmens, sie wollen auch in Glaubensachen das Ganze und Ungetheilte."

„Ist Hellena noch im Krankenstift?" fragte Faustin.

Robertsohn bejahete.

„Sie hat eine zuverlässige Wärterin," sagte er, sich selber beruhigend, „die mir von der Inspektion des Stiftes empfohlen wurde, und die ich ihr auf meine Kosten halte. Ihr Vater wird jeden Tag, wenn der Eintritt in das Stift erlaubt ist, sie besuchen; so bald sie ausgehen darf, kann sie das Stift jeden Tag, ohne an eine Ordnung gebunden zu sein, auf einige Stunden verlassen, bis sie gänzlich hergestellt zurückkehren kann in's Haus ihres Vaters. Ich habe mir das ausdrücklich bedungen."

Von der Kathedrale ertönte der Stundenschlag: es war drei Viertel; wollte Robertsohn den Wagen nicht versäumen, mußte er sich verabschieden. Faustin gab ihm die besten Wünsche mit, wiederholte seine Bitte um briefliche Nachricht, und so trennten sich Beide:

der Eine eine gräfliche Einladung als nächste Hoffnung, der Andere ein vor seiner Seele stehendes weites kirchliches Dach, unter dessen göttlichen Schatten er mit seinem Herzen vor der Sonnengluth und den Stürmen der Meinungen, flüchten wollte.

Siebentes Kapitel.

Die Soirée bei der Gräfin Armtin.

Marbeck hatte viel Mühe, sich in eine Toilette hinein zu zwingen, die man am Ende, da er mit ihr fertig war, gewählt nennen und die doch in nichts bestehen konnte, als in dem salonfähigen Schwarzweiß.

„Am liebsten behielt ich meinen Schreib- und Hausrock an, mit dessen linken Flügel ich mir die Federn ausputze," sagte er; „so müssen sie doch glauben, die Geistreichkeit käm' direkt vom Tintenfaß, und was sich nicht zu Papier bringen ließ, brächt' ich ihnen."

Als er seinen Freund fix und fertig vor sich stehen sah, mußte er laut auflachen.

„Meiner Treu!" sagte er. „Du siehst aus, als hätte sich der liebe Gott von seiner Schöpfung losgesagt, als er Deinen Kopf zwischen der weißen Binde so hervorwachsen sah. — Ich begreife nicht, wie die Menschen diese ewige Lüge von niederländischem Tuch und Glanzleder ertragen können! Wie rüstet man sich

vor, wie zubereitet man sich, um sich gegenseitig für das Auge erträglich zu machen! Man thut zu viel am äußern Menschen, als daß nicht der innere Mensch dadurch verderbt würde. — Zu der Erfindung des schwarzen Frackes muß der Teufel mit dem Kuhschwanz Veranlassung gewesen sein; ein Hobelspan für diese indifferenten Schoße nähm sich viel pittoresker aus."

Wachsmuth, der alte Diener, der die Häuslichkeit der beiden Freunde in erträglicher Ordnung hielt, ging nach einer Droschke, und zwanzig Minuten später stiegen Marbeck und Faustin am Hause der Gräfin ab.

Der Salon der Gräfin war bereits gefüllt: Faustin bemerkte den Bischof Grafen Laurin wieder und traf auf eine Persönlichkeit, die ihn nicht angenehm berührte. Seinem Gedächtniß gelang es nach einiger Anstrengung, das Zimmer Langhennerichs als den Ort in seinen Erinnerungen aufzufinden, wo er zuerst auf diese Erscheinung gestoßen war. Aus dem Gespräch, das der Herr mit Andern führte, konnte er entnehmen, daß dieser an der Spitze des Missionswesens stand und in der blosen Eigenschaft eines Paters — Emmerich war sein Name — doch nach allen Seiten hin bis in die höchsten Kreise, ja selbst zurückwirkend auf die Priesterschaft, von nicht unbedeutendem Einfluß war. Marbeck traf als bekannte Erscheinung nur den Pater Penti, der ohne den mindesten Zwang die bereits angeknüpfte Bekanntschaft mit ihm fortsetzte.

Als der Diener die Namen: Marbeck und Faustin,

in den Salon hineingerufen, war eine plötzliche Pause in der Unterhaltung der Anwesenden entstanden; aller Blicke hatten sich nach den Eintretenden gewendet, und es ließ sich, wenigstens für Marbeck, nicht schwer herausfühlen, daß die Gesellschaft auf ihr Erscheinen vorbereitet war.

Marbeck verdankte die Ungezwungenheit, mit welcher er überall auftrat, einer alle Menschen gleichmachenden Philosophie; sie schützte ihn, daß er mit seiner Geistesgegenwart nicht an den Eindrücken hoher Stellungen oder eleganter Ausstattungen scheiterte.

Faustin dagegen hatte mit sich dieser Gesellschaft gegenüber einen schon schwierigeren Stand: die ihn überall bestimmende Rücksicht trat in dieser Umgebung in höherem Grade auf und machte ihn verlegen. Er wußte das von sich und vermochte doch nicht, sich selbst mehr Freiheit der Bewegung zu gestatten.

Die Gräfin half ihn darüber hinweg, und als er nur einmal ein wenig Boden in der Gesellschaft gewonnen und von der Gräfin in eine Unterhaltung verwickelt worden war, die mit ihr ein paar geistliche Herren führten, ging es schon besser. Ja, es war ihm zuletzt ganz angenehm, inmitten dieses, man könnte sagen: geistlichen Kreises — denn die Gräfin und Cordelia gehörten ihm mit ihrem Herzen doch seit lange an — die Menschen zu studiren, die die Kirche aus dem Gesichtskreise des Alltäglichen zu einer Höhe erhob, die Verehrung gebot.

Daß Marbeck von der Gesellschaft selbst zu ihrem Mittelpunkt erhoben wurde, fand Faustin — so groß war seine Voraussetzung von dem Freunde — beinahe natürlich. Daß Marbeck — nach der Meinung des Freundes — geistreich und zugleich originell war, konnte Niemandem entgehen, und in einem Zeitalter, das alle Eigenthümlichkeiten am Menschen durch seine Cultur und seine Bildung verwischt und uns alle so gleichartig erzieht, daß wir in jedem Menschen uns selber wiederfinden, mußte eine solche Erscheinung zum mindesten auffallen.

An der Unterhaltung, die zwischen Marbeck und Pater Penti sich angesponnen, hatte Bischof Laurin Antheil genommen. Er war hinzugetreten und hatte an Marbeck das Interesse ausgesprochen, daß er an dessen literarischer Wirksamkeit und, vor Allem, an dem Zwecke derselben nähme.

„Ich wünsche," sagte er unter anderm zu ihm, „daß Sie, wenn nicht dem Blatte — denn die Organe der Tagesmeinung und Tagesfragen sind allzusehr dem Wechsel unterworfen — doch dem Zwecke oder Stoffe desselben erhalten bleiben mögen! Je länger Sie bei dem gegebenen Thema verharren, je mehr Sie es durcharbeiten, je vielseitigere Verhältnisse sich Ihnen erschließen: desto bestimmter werden Sie zu der Nothwendigkeit hingedrängt werden, anerkennen zu müssen, daß selbst der Glaube, selbst die Religion in ihrem

Verhältniß zu dem Menschen zwei Seiten hat: die ideale und die praktische."

„Hochwürden," entgegnete Marbeck, „ich gestehe, in unserm Blatte diese zwei Seiten noch unberührt gelassen zu haben, als einen Fehler ein, ich fürchte aber, damit anzustoßen."

Der Bischof lächelte.

„Ihre Furcht, glaub' ich, ist nicht ganz ungegründet, wenn Sie die Ursache auf Seiten der Laien suchen. Je mehr Reformen der Kirche, desto größer die Verwirrung, desto mehr Freiheitsdrang der Gemüther, die zuletzt zum Atheismus oder zum Aberglauben und Sektenwesen mit allen nur erdenklichen Ausschweifungen führen muß. — Die großen Geister, die mit ihren religiösen Bedürfnissen außerhalb der Kirchen stehen, haben, indem sie Zerbrechen der Formen und Freiheit der Gottanschauung, der Gewissen predigten, das Bedürfniß und die Natur des Volkes nicht beachtet, das nur innerhalb bestimmter Formen sich Vorstellungen machen und nur nach bereits gegebenen Schemata's denken kann! — Und was überhaupt hat der religiöse Fortschritt, das er bieten könnte, für von ihm Ueberwundenes und Abgebrochenes? — Nur die Spekulation, nur die Philosophie, nur zuletzt noch das selbsteigne Denken, das in hundert Fällen zehn Mal in Verzweiflung und Wahnsinn umschlagen würde. — Die Prediger der Gewissensfreiheit wissen vielleicht selbst nicht, wie vielen tausend Seelen ihre leuchtende

Fackel nur ein Irrlicht ist, die sich dann hinausgestoßen fühlen in Nacht und Finsterniß!"

„Unsere Kurzsichtigkeit ist eine Weisheit Gottes," entgegnete Marbeck; „wüßten wir Alles, wir würden aufhören zu denken. — Wie grade das, von der Natur, z. B. Asien gegenüber vernachlässigte Europa eine höhere Bildung besitzt, als gesegnetere Erdtheile, so würde auch in die Schichten der Bevölkerung, die Andere für sich denken ließen, eine regere Thätigkeit des Geistes eintreten, so zu sagen eine Gedankencultur, wenn man ihnen das nähme, was ihnen zeither als positiv gegolten hat, und sie daran gewöhnte, auch geistig für sich selbst zu sorgen."

Der Hinzutritt des Pater Emmerich gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Es ward dem scharf beobachtenden Blick Marbecks, bei aller Mühe der beiden geistlichen Herren, sich mit Achtungsbezeugungen zu überhäufen, denn doch klar, daß diese Freundlichkeit und Freundschaft nur äußerlich war: so bestimmt und gebietend Bischof Laurin den in Welthändeln unerfahrnen Faustin erschienen war und selbst auf Marbeck einen dergleichen Eindruck, wenn auch im mindern Grade, gemacht hatte, so offenbar wurde es doch diesem, daß Pater Emmerich vielmehr der Beeinflussende, der jenem gleichsam Vorangestellte war, und der Bischof dem Pater gegenüber in herabgedrückter Stellung erschien. Der Schleier, den man, wie gesagt, durch eine taktvolle Aeußerlich-

keit für die Welt vor dieses Verhältniß zu hängen suchte, war nicht dicht genug gewebt, als daß das scharfe Auge Marbeck's nicht durch das Gespinnst hindurch wenigstens die Umrisse der Bewegungen dahinter erschaut hätte. Er kannte auch wohl die eigenthümliche Gliederung der Priesterschaft, ihre Disciplinen zu genau, um etwa staunenswerth zu finden, daß Pater Emmerich, der selbst im erzbischöflichen Palast den ungehindertsten Zutritt hatte, bei seinem einfachen geistlichen Charakter eine so beherrschende Persönlichkeit sein konnte.

Der Gräfin gegenüber benahm sich Marbeck gewandt, wie ein Mann von Geist und Welt, der die Meinungen Anderer zart und rücksichtsvoll zu behandeln versteht, ohne darum die seinigen aufzugeben. Sie mußte bald bemerken, daß sie einen Mann vor sich hatte, der mit den Waffen, die sie führte, der weiblichen Waffe des Gemüthes, nicht zu überwinden war. Das war eine betrübende Erfahrung für sie und ihre geistlichen Räthe. Faustin galt bald Allen für halb gewonnen: es war zu sichtbar an ihm, daß im Anblick Cordeliens seine ganze Kindheit zu erwachen begann mit all der Harmlosigkeit, der lebensseligen Anschauung des muntern Knaben: seit die Gräfin durch Cordelien um die Jugend beider wußte, hatte sich nach und nach das Geheimniß an die Freunde der Ersteren mitgetheilt. Cordelia aber war mit ihrem Herzen an den Kreis gebunden: auch ihr Leben mit

seinem Lieben und Entsagen hatte sich vor dem Blicke der Gräfin ausgebreitet.

Wie man tiefinnerliche Schäden, die am Leben fressen, dadurch minder gefährlich macht, daß man eine immer offene Wunde erhält: so hatte die Gräfin durch ihren Einfluß es erwirkt, daß Ephraim eine Stelle an der Kathedrale erhielt. So mußte seine Nähe den Gedanken an ihn in Cordelien immer wach und lebendig und das Herz in seiner mildschmerzlichen Empfindung immer offen halten; so ward sie der Kirche, in welcher Ephraim Messe las, Beichte hören und predigen sollte, fortwährend nah gelegt und wenn der Schmerz im Herzen zu arg wüthete und die Sehnsucht nach Trost, nach Beruhigung, nach menschlicher Glückseligkeit alle Schranken zu durchbrechen drohete — da waren es wieder die Pforten der Kirche, die sich ihr aufthaten, die sie aufnahmen und ihre Unschuldsliebe zu dem geweiheten Priester wurde zum Cultus ihres Glaubens!

An diesen geistigen Faden war Cordelia bereits gebunden, ohne daß sie selbst darum wußte; sie wurde ihn nicht gewahr, weil ihr Flug eben nicht weiter ging, als der Faden reichte; auch für Faustin war ein Anfang dieses Fadens gefunden, an den man ihn hätte knüpfen können, wär' nicht Marbeck gewesen! — Menschen mit vorherrschender Gemüthsrichtung sind leicht lenkbar; aber das begriff sich leicht, daß Faustin unter dem Einflusse Marbeck's stand, daß

dessen scharfer Verstand die Fehler verbesserte, die das Gemüth seines Freundes beging, und daß er seine Vernunft zum Schilde machte gegen das Herz des Freundes.

Und grade Marbeck war so wichtig! Wie wenn er die Tendenz seines Blattes plötzlich mit einem Schlage änderte und die Gemüther stutzig machte? Oder wenn er mit politischer Zartheit nach und nach andere Gedanken einfließen ließ, ganz unvermerkt die Gesinnung nur leise, nur Schritt vor Schritt in eine andere Bahn lenkte, so daß man tropfenweise trank, was er kredenzte, bis der Becher denn doch ausgekostet war! — Marbeck hatte sich rasch einen Namen errungen durch das Ungewöhnliche des Unternehmens, dem er vorstand: wenn dieser Name plötzlich im andern Lager genannt wurde, wenn der Mann, der ihn trug, unter dem Banner der heiligen Jungfrau kämpfte! — Man verhehlte sich die Wichtigkeit dieses Sieges nicht; man maaß ihn nicht nach Zoll und Elle, sondern mit dem Maaße, das Rom an seine Unternehmungen zu legen gewohnt ist.

Wie in Granit gemauert und mit ihrem Grunde bis in die Mitte der Erde reichend, erschien die katholische Kirche vor der Reformation; ihre Wölbung breitete sich über ganz Europa und ihr Kreuz erglänzte, wenn auch nur periodisch, selbst in Palästina, — hätte die katholische Kirche in sich die Befähigung besessen, dem Bedürfnisse der Zeit sich zu fügen, ihre Form so

auszuweiten, daß neue Anschauungen darin Platz gefunden, hätte sie einiges Veraltete aufgeben wollen und wäre nicht die stolze Sicherheit zur Ursache von allerlei Extremen geworden: die Reformation wäre nicht bis zu dem Grade vorgedrungen, wie sie, durch Rom selbst gedrängt, mußte; sie hätte nimmermehr eine andere Kirche gebildet, wenn die, aus der sie hervorging, ihr einige Concessionen gemacht, und die Fürsten würden ihr Schwert für diese neue Lehre nicht gezogen haben, hätte man sich in Rom damit begnügt, die zweifache Krone zu tragen.

Seitdem die Reformation eine zweite Kirche, dann eine dritte neben die römische Kirche stellte, begann der Kampf, welche von den christlichen Kirchen die wahre, die seligmachende sei. Indem jede Kirche ihre heiligen Angelegenheiten Gott anheimstellte, ward man doch, in richtiger Gottanschauung und im Gefühl seines heiligen Willens, nicht müde, das Seinige aus allen Kräften dazu beizutragen, seine Kirche zu schützen, zu erhöhen und sie zur siegenden zu machen.

Dieser Kampf ist geführt worden von dem Augenblicke an, da Luther seine 95 Sätze an die Kirche zu Wittenberg schlug und wird fortgeführt werden durch alle Zeiten, bis das Wort Christi sich erfüllt haben wird: Es wird Ein Hirt und Eine Heerde sein! — Dieser Kampf ist wohlthuend und segenbringend für alle Kirchen; sein heilsamer Einfluß wird unverkennbar, wenn wir einen Blick auf die Zustände der katho=

lischen Kirche vor der Reformation werfen: sie ist nie wieder so gesunken wie damals! und vorzugsweise dort, wo sie in protestantischer oder reformirter Nachbarschaft lebt, ist eine lebendige Regsamkeit, ein frischer geistiger Luftzug, der durch sie hinweht, nicht leugbar.

Die Nothwendigkeit des fortdauernden Kampfes zu ihrem Bestehen haben alle Kirchen anerkannt: die katholische kämpft nicht für Fortschritt oder Rückschritt: ihre Eigenthümlichkeit bedingt, daß sie den Boden nicht verläßt, auf dem sie steht, ihr Charakter ist ein streng conservativer; im Kampfe gegen sie sind ihre Gegner, die protestantische und reformirte Kirche, verbunden; sie sind die Kirchen der Wissenschaft, der Forschung und Fortbildung. Die Altlutheraner, die am Buchstaben des Reformators festhalten wollen, verkennen den Charakter der Kirche, der sie angehören: ist einmal eine erste Reform als nothwendig und nützlich erkannt worden — und dieses Anerkenntniß ist durch ihr Festhalten an den Satzungen Luthers, als reformatorischen, ausgesprochen — so sind darin weitere Reformen, wie sie die Zeit bedingt, schon mit eingeschlossen. Nur die katholische Kirche erkennt die Heiligkeit und Unangreifbarkeit ihrer Satzungen an, sie stellt sie als ewige und unveränderliche auf; indem Luther durch die Reformation diese Ansicht verneinte, konnte er sie als für die von ihm gestiftete Kirche passend, nicht wieder aussprechen und hat sie auch in der That nicht aussprechen wollen.

Daß unter solchen Verhältnissen jede Kirche ihre Kämpfer hat und haben muß; daß, wer die Waffen in diesem Kampfe: Geistesschärfe, wissenschaftliche Bildung, die Sprache der Poesie oder Ueberzeugung, wohl zu handhaben und zu führen weiß, ein willkommener Kämpfer genannt werden darf, ist unter den vorwaltenden kirchlichen Verhältnissen natürlich. Auch das Recht hat ja schon der Macht unterlegen; man darf demnach bei seiner Ueberzeugung nicht still stehen, zufrieden damit, daß man sie besitzt.

Welcher Kämpfer Marbeck war, ist angedeutet worden; man verkannte den Werth nicht, den es haben mußte, gewann man ihn für die katholische Kirche; man verhehlte sich aber auch nicht, wie schwach die Hoffnung war, ihn dafür zu gewinnen.

Da machte man Seitens der Gräfin und der geistlichen Herren eine eigenthümliche Entdeckung.

So oft es geschah, daß Marbeck mit Cordelien in Berührung kam, wechselten Röthe und Bläße in seinem Antlitze auffallender Weise; der Strom seiner Rede stockte, die Gedanken blieben aus, Sätze, die er begonnen, ließ er unvollendet, auf zu ihm Gesprochenes blieb er die Antwort schuldig oder gab sie zerstreut und unpassend; aus seinen Augen leuchtete es bald aufflammend, bald glühte es geheimnißvoll düster, um seinen Mund lagerten sich bald Engel bald Teufel, und wie dämonisch sprühete es aus allen Zügen.

Diese Wahrnehmung, so willkommen sie sein mochte,

machte doch die Gräfin erbebend! Der innenwendige Mensch war fürchterlich! Wie, wenn diese Flamme über ihn zusammenschlug, wenn sie mit glühender Zunge hinwegleckte, was sein Geist an Maximen sich auf die Tafel seines Lebens geschrieben, wenn diese innere Gluth das Gebäude seiner Grundsätze und Anschauungen sprengte und über den Gedanken seines Daseins flammend zusammenschlug!...

Faustin hatte die Scene in der Kathedrale noch zu gut im Gedächtniß; das leichenbleiche Antlitz seines Freundes stand ihm noch mit allen Schrecken, die er damals dabei empfunden, zu lebhaft vor Augen; ihm war die mildernde Ruhe, die sich bei der Erzählung seiner jugendlichen aber unerwiderten Liebe zu Cordelien über die Züge des Freundes gebreitet, aus hingeworfenen Gedanken desselben so erklärt worden, daß er, wenn Marbeck in die Nähe Cordeliens kam, diesen nicht aus den Augen ließ und seinem Gemüthszustande mit besorgtem und darum geschärftem Auge folgte.

Unter den geistlichen Herren gab es heimliche Winke, kaum bemerkbare Neigungen der Häupter, wohl auch Blicke, die im Feuer der Freude zu kühn und unvorsichtig sich sogar errathen ließen. — Die Gräfin lächelte noch nicht: diese Leidenschaft war ihr noch neu, befremdend und ängstigte sie. Sie mußte erst mit ihrem Herzen diese Art zu empfinden begreiflich finden, mußte sich vergewissern, daß bei dieser

Zeusnatur Cordelia nicht zur Semele werde, bevor sie in diese Liebe einwilligen und sie zum geheiligten Mittel heiliger Zwecke machen lassen konnte.

Wirklich schien es, als ob Cordelia unter dieser Gluth Marbecks leide; als ob ihr Herz sich blumenhaft schließe und ein bisher ihr innenwohnendes, gepflegtes Blumenleben versengt die welken Stengel beuge. Welche Verwüstungen waren es doch, die der stürmende Gygant da anrichtete, wo Ephraim die wehmüthige Idylle gepflegt und für seine Gabrielsnatur wundersam zugerichtet hatte! Wie zu lichten Höhen gezogen hatte sie sich von Ephraim gefühlt: wo er war, da war Licht und wundersame Klarheit und Engel umschwebten ihn und nannten ihn den Ihrigen. Da, wie aus einem geöffneten Höllenthore, stürzte Marbeck zu ihr hernieder, die Luft verfinsterte sich um ihn her und dämonisch fühlte sie sich von ihm hinabgezogen in einen schauerlichen Abgrund.

Cordelia haßte ihn, daß er sich zwischen sie und Ephraim stellte, und doch, wenn er mit Diesem und Jenem sprach, stockten ihre Pulse, ihr Athem hielt an und sie lauschte dem, was er sprach, um oft in innerster Seele über die Kühnheit und das Wagniß seines Gedankenfluges zu erschrecken.

Das hatte sie nicht vorher sehen können, so hatte sie sich den schweigsamen Mann nicht gedacht, den sie neben ihrem Jugendfreunde zum ersten Male sah. An demselben Geiste, der das Weib herabdrückt, er=

hebt es sich wieder. Cordelia fühlte das wider Willen, und tief in's Innere hatte es ihr geklungen, und erbebt und gehoben war sie zugleich, als ihr Marbeck sagte:

„Der Glaube wird nicht mit uns geboren, sondern nur die Fähigkeit des Denkens. Sie sind eine zu große Natur für die bloße Tradition, Sie sollten sich an Zweifel wagen, durch diese reinigen wir unsere Seele und schützen sie vor den Gefahren, die ihr der stillstehende Glaube bereiten muß!"

Da plötzlich wandten sich Aller Blicke, hier und da stockte in einer Brust der Athem und Pater Emmerich's Wangen wurden bleicher als vorher, und seine Blicke spitziger, als der Diener meldete:

„Der Herr Graf von Armtin! Der Prinz Lesantrino!"

Der Gebieter ließ sich seinem Hause, der Gemahl seiner Gemahlin anmelden. Die höfliche Form ist da nöthig, wo nicht das Herz dafür eintritt mit dem sanften Taktschlag angebornen Zartgefühls. Aber der Graf, den man weit wegwähnte — wo? Das kümmerte Niemanden als seine Gemahlin, die ja mit ihrem Herzen auch da sein wollte, wo er war! — hier, so plötzlich und zu solcher Stunde! — Es mußte ein Sinn in dieser Handlungsweise liegen, aber es ließ sich nicht errathen, welcher?

Pater Emmerich sagte bei sich: „Der Graf und der Prinz! Was soll das! Welcher von ihnen ist der

Michael mit dem Schwerte des öffentlichen Wortes! Welcher der, vor dem Rom wirklich zu zittern hat!"...

Der Graf überflog beim Eintritt die Anwesenden mit einem einzigen prüfenden Blicke; er blieb einen Augenblick auf Pater Emmerich ruhen und ein kaltes Lächeln ward eine Sekunde lang um seine Lippen sichtbar; dann streifte er Marbeck. — Dieser sah erstarrt auf den Prinzen, der mit dem Grafen eingetreten war; in seinen Zügen malte sich Ueberraschung, in denen des Prinzen Betroffenheit. Beider Blicke berührten sich einen Moment, aber nicht länger, dann ging der Prinz auf den Bischof Laurin, der Graf auf die überraschte Gattin zu, der er die Hand küßte, mit liebenswürdiger Freundlichkeit sein Eindringen entschuldigte und mit inniger Wärme nach ihrem Befinden sich erkundigte.

Die Gräfin konnte sich in den Augenblick nicht finden: ihre Gedanken kamen ihr nur halb, ihre Empfindung erschien ihr selbst wie fremd; daß der Graf hier war in ihrem Salon, dünkte ihr wie ein Ereigniß, das nicht wirklich vorhanden sein könne, sondern von ihr nur geträumt sein müsse.

„Ludovica," sagte der Graf leise, „vergieb, daß ich Dich durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt habe. Ich hätte bedenken sollen, daß Dein Herz erst vorbereitet werden muß!"

„Max," versetzte die Gräfin mit leisem Vorwurf, „stehst Du nicht immer zwischen meinem Himmel und

mir? Kann denn mein Herz von Dir los, um zur Ruhe zu kommen? Und was soll dieser Fremde, den Du mir vorstelltest?"

„Sei nur ruhig!" versetzte der Graf freundlich und mit innigem Tiefblick auf die Gattin. „So oder So! — Dieser Zustand wird gehoben werden, ich werde es können, Dir die Ruhe Deines Lebens zurückzugeben!"

Die Gräfin schauete verwundert zu ihm auf; er nickte ihr noch freundlich zu und wandte sich zu Cordelien, der er einige freundliche Worte sagte. Auch mit dem Bischof, Grafen Laurin, unterhielt er sich eine kurze Zeit, ließ sich dann Marbeck durch seine Gattin vorstellen; auch mit Faustin ließ der Graf sich bekannt machen, nur an Pater Emmerich ging er vorüber, als sei dieser nicht vorhanden.

Der Graf Armtin war eine interessante Erscheinung. In der Mitte der dreißiger Jahre stehend, war doch sein Aussehen noch fast blühend zu nennen; die Formen seines Gesichts waren durchaus edel. Die Stirn frei und offen, die gradlaufende Nase fein markirt, der Mund mit den spöttisch aufgeworfenen Lippen fast weiblich zu nennen; ein dunkler Bart lief um Kinn und Wangen, und das kurzgeschnittene Haupthaar warf in seinem Streben, sich zu locken, leichte Wellen.

Das innerste Verhältniß der beiden Gatten zu einander war nach den höhern Kreisen hin wenig be-

kannt: der Takt schützte den Schleier, den sie über ihr Eheleben warfen, daß er nicht zerriß; nur dahin, wohin die Mittheilung der alten Dienerin herzerleichternd ausmündete, war es gedrungen. Aber es ließen sich doch nur Muthmaaßungen berichten, doch nur in der gräflichen Häuslichkeit Erlauschtes, und vor der Dienerschaft nicht vorsichtig genug Verdecktes an seinesgleichen übertragen.

Als der Prinz einen Augenblick fand, ohne aufzufallen, mit Marbeck zu sprechen, fragte er diesen:

„Wie haben Sie Alles hier gefunden?"

„Katholisch!" entgegnete Marbeck.

Der Prinz zuckte ironisch mit den Lippen.

„Und Ihre Stellung hier?" fragte er weiter.

„Man will mich bekehren!" versetzte jener.

„Ich werde nicht lange hier bleiben," sagte der Prinz nach einigem Nachsinnen. Es bereitet sich in der katholischen Welt etwas vor, was — ich müßte mich denn sehr irren — nur ihren Gegnern nützen kann. Verlieren Sie das nie aus den Augen: die Haltung des Blattes hat den Beifall der Gesellschaft. Jetzt kennen Sie mich, ein Zufall, den Sie mir vielleicht noch erklären werden, hat mich Ihnen entdeckt."

„Durchlaucht," sagte Marbeck, „unter allen Umständen bin ich der Heilige ohne Zunge!"

„Ich weiß ja! Ich habe ja beobachtet genug!" versetzte der Prinz freundlich. „Ihr Charakter hat mir seit lange gefallen, er ist nicht gewöhnlich ange=

legt. — Fahren Sie fort, im Dienste des göttlichen Geistes zu wirken, den wir Vernunft nennen; nähern Sie sich der Gattin des Grafen so viel wie möglich, aber legen Sie Ihrer religiösen Meinung aus Rücksichten keinen Zwang an; lassen Sie sie neue Gedanken, neue Ueberzeugungen hören, der Graf wird es Ihnen danken! Das Herz der Gräfin ist eingeschlafen auf dem Kissen eines bequemen Glaubens. Pater Emmerich singt das Wiegenlied — sie kennen ihn — und Pater Penti und Andere wehren ihr die Fliegen ab, die als ihnen unbequeme Empfindungen und Gedanken ihrem Lager nahen könnten. — Auch Cordelien will man der katholischen Kirche gewinnen, man führt sie langsam aber sicher! Der Graf hat es mir vertraut! Wachen Sie! — Ich spreche Sie noch, bevor ich abreise!"

Der Prinz, von der Reise ermüdet, verabschiedete sich zeitig; auch die übrigen Gäste fühlten, daß man unter diesen Verhältnissen der Gräfin nicht lästig fallen dürfe, und brach auf.

Noch unterwegs sagte Marbeck zu Faustin:

„Bist Du gewiß, daß Du Cordelien nicht liebst?"

„Still davon!" bat Faustin! „Das war eine Knabenempfindung! Aber werth bleibt mir das Mädchen doch und es dauert mich, daß sie an einer hoffnungslosen Liebe hinsiechen soll!"

„Wer spricht von Sterben!" fuhr Marbeck auf. „Weißt Du, wie viel Naturen der Mensch hat?

Tausend und Eine, um einen arabischen Märchencyclus aus sich zu machen! Wir sind so lange das Eine, bis ein plötzlicher Anstoß uns zum Andern macht. — Cordelia ist ein starkes Weib; sich zu ergänzen liebte sie die blonde Sanftmuth an Ephraim und füllte sich ihr Herz mit den milden Empfindungen an, die von ihm kamen; Du warst ihr zu ähnlich, sie sah in Dir zu sehr sich selber, darum konnte sie schon damals Deinen gebratenen Aepfeln keine dauernde Neigung abgewinnen!"

„Du hast Recht!" fiel Faustin ein. „Und wär' Einer für sie, dann müßtest Du es sein!"

Marbeck warf die Augen weit auf und blickte wie durchbohrend auf den Freund; in seinem Gesicht zuckte es fast krampfhaft.

„Sie haßt mich, ich weiß es," sagte er wie vor sich hin. „Dank diesem Hasse! Sie fühlt, daß ich ihr etwas sein könnte, und will sich den Traum von Ephraim nicht nehmen lassen! Armes Mädchen! Ich bohre mich in Dein Herz ein und Du sinkst, verblutend an Deiner Stärke, in meine Arme! — Sei meine Blume," setzte er dann weich hinzu, „ich will Dich schützen vor jedem Sturme!"

Achtes Kapitel.

Pater Emmerich.

Die Wohnung des Pater Emmerich war einstweilig in demselben geistlichen Hause, in welchem Marbeck den Pater Penti aufsuchte, nur um eine Treppe tiefer.

Wer in das Zimmer des Pater Emmerich eintrat, mußte einen Augenblick stutzig werden und seine Augen an die düstere Beleuchtung desselben gewöhnen, die ihr Entstehen von den dunkeln, langen, dicht zusammengezogenen Fenstergardinen herleitete. Die Ausstattung der Stube war weder bequem noch geschmackvoll: ein Schreibebureau von nicht eben eleganter Form stand zur Seite am Fenster mit allerlei Scripturen belegt; um einen runden Tisch inmitten der Stube, dem sogar der Teppich fehlte, standen Stühle mit hohen Lehnen und ledernen Polstern; dem Schreibebureau gegenüber an der Wand befand sich ein Bücherschrank, und am Pfeiler, an der Stelle des Spiegels, hing ein Kruzifix.

Der Pater saß an seinem Schreibetische und las in einem Schreiben; seine feinen, weißen Hände zitterten; in seinen Zügen sprach sich Unmuth aus; dann sich vom Stuhle erhebend, die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf übergebeugt, ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab.

Aus diesem Zustande mißmuthigen Sinnens und Grübelns riß ihn der Kastellan, der den Pater Sebaldus meldete.

Pater Emmerich nickte nur bejahend mit dem Kopfe und setzte seine Wanderung durch das Zimmer fort.

Der Eintretende war Niemand anders als Langhennerich, der mit seinem Eintritt in den katholischen geistlichen Stand seinen Namen geändert, vielleicht, um damit zugleich den alten Glauben zu vergessen, vielleicht auch mehr noch in den Strom Lethe zu versenken, als diesen!

Es mußte eine ganz eigne Bewandtniß damit haben, daß Langhennerich, der vor noch nicht einem Jahre auf der Universität Theologie studirte, schon jetzt die priesterliche Weihe empfangen hatte.

So wie er bei Pater Emmerich eintrat, kennzeichnete sein Aeußeres durchaus nicht den Priester, wenn es nicht die gesuchte Einfachheit seines Anzugs war, der durchgehends, bis auf das weiße Halstuch, in dunkeln Farben sich äußerte.

Es muß unentschieden bleiben, ob Pater Emmerich, nachdem ihm Sebaldus gemeldet worden war, so sehr

wieder in tiefes Sinnen versank, daß er dessen Eintritt nicht bemerkt hatte, oder ob er den Eintretenden nur darum so lange ignorirte, um ihm seine untergeordnete Stellung gegen sich, die weniger im geistlichen Charakter, als vielmehr in der persönlichen Bedeutung bestand, zu vergegenwärtigen; genug, es dauerte lange, bevor er den Pater Sebaldus bemerken wollte.

Endlich wandte er sich zu ihm.

„Sie sind auf Ihren Wunsch der innern Mission zugetheilt," sagte er, „indem er dicht vor Sebaldus trat und seinen Blick forschend auf ihm ruhen ließ. „Sie haben Recht daran gethan gerade diese Bahn einzuschlagen, auf der sich, bei gutem Willen für die heiligen Angelegenheiten der Kirche, bei Feuer und Begeisterung für die gewordene hohe Aufgabe unendlich viel Segensreiches und Gottwohlgefälliges wirken läßt."

Sebaldus neigte demüthig das Haupt.

„Sie haben besondern Beruf dazu," fuhr Pater Emmerich fort, in seiner Stellung vor Sebaldus verharrend. „Was Sie als Student gethan, ist außergewöhnlich und bekundet einen warmen, zu allen Hohen und Heiligen sich hinneigenden Charakter! Nehmen Sie Ihre eigenthümlichen Schicksale als einen Fingerzeig Gottes, daß er sich in Ihnen einen Paulus seines göttlichen Wortes ersehen hat."

„Mein Vater," entgegnete Sebaldus demüthig,

„was hinter mir liegt, will ich durch gute Werke versöhnen.“

Aber Emmerich neigte langsam feierlich das Haupt.

„Amen!“ sagte er, und blieb einen Augenblick schweigend in seiner andachtsvollen Stellung; dann erhob er den Kopf wieder.

„Gehorsam, unbedingten Gehorsam der Kirche!“ sprach er betonend. „Die Kirche kann nur wahrhaft und nutzbringend bedient werden, wenn ihre Priester dem Beispiel der Heiligen nachstreben, menschlicher Schwächen und Unvollkommenheiten sich entäußern und nicht, wie bei den Protestanten, ihr mit nur einem Theile ihrer Person angehören, während die andern Theile alle dem unterworfen sind, was unsere menschliche Natur mit sich bringt — sondern den außerhalb der Kirche stehenden Menschen in sich ertödten und mit ganzer, voller Wesenheit in ihrem heiligen Willen aufgehen, in ihre heiligen Aufgaben sich versenken.“

„Mein Vater,“ sagte Sebaldus mit jenem leisen Tone, in dem die Demuth Höhergestellten gegenüber zu sprechen pflegt; „ich habe gefastet und mich kasteiet vierzig Tage und Nächte lang, um alles Fleisch in mir zu ertödten und mich vorzubereiten für den heiligen Ruf der Kirche, jetzt flehe ich zu den Heiligen und zur jungfräulichen Gottesmutter, sie wollen fürbitten, daß mir Kraft werde und Segen aus der Höhe!“

„Der Segen der Kirche ist mit Ihnen!“ schloß weihevoll Pater Emmerich das Gespräch und ging zu

seinem Schreibebureau, indem er Sebaldus näher winkte und ihm einen der hohen Sessel zum Sitzen hinstellte.

Sebaldus gehorchte schweigend.

Pater Emmerich blätterte erst lange in Papieren, die geordnet, aber heftlos in einer Mappe lagen. Hätte Sebaldus hineinblicken können oder dürfen, er würde darin eine ganz eigne, für ihn unzweifelhaft höchst interessante Lektüre gefunden haben. Aber während er in gebührender Ferne vom Schreibebureau saß, so daß sein Blick keinen Buchstaben recht zu fassen vermochte, las Pater Emmerich:

In seinem Palaste wurde den 21. October 1824 früh der Graf Malvotti todt aufgefunden. — Alle Zeichen, wie sie eben vorlagen, bekundeten, daß der Graf im Schlafe, in seinem Bette liegend, mit einer wollenen schwarzen Schnur erdrosselt worden sei.

Der Graf war Willens gewesen, in den Orden der Gesellschaft Jesu einzutreten, einer unglücklichen Liebe wegen zu einer deutschen Baronesse, die ihn wieder geliebt, deren Vater aber, ein starrer Lutheraner, nicht in diese Liebe gewilligt hatte.

Johann Caspar Langhennerich, Kammerdiener des ermordeten Grafen, ein Deutscher von Geburt, den er von seiner Reise durch Deutschland mitgebracht, sagt vor dem Tribunal aus:

„Es sei ein Brief aus Deutschland gekommen von

der Baronesse von der Weiden, seiner ihm noch immer treuen Braut; nachdem der Graf in seiner, des Kammerdieners Gegenwart und in Gegenwart des Bruders Asmus, eines Franziskaners, der, seitdem der Graf sich dem Klosterleben habe widmen wollen und die Schenkungsurkunde über den Fall seiner Güter an den Jesuitenorden aufgesetzt und als Testament bei sich liegen gehabt, ihn oft besucht — den Brief gelesen, habe er laut aufgejubelt vor Freude — der Graf sei immer ein jovialer und mittheilsamer Herr gewesen — und habe er gesagt: Bruder Franziskaner, verzeihe; aber ich komme weder zu Dir in's Kloster, noch werd' ich Mitglied der Gesellschaft Jesu! Der Vater meiner Braut ist todt, sie willigt ein meine Gattin zu werden, und — Langhennerich, bereite nur Alles vor, daß wir spätestens übermorgen reisen können."

Weiter sagt Langhennerich: Der Bruder Asmus sei bei dieser Rede erblaßt und sei dann wieder glühend roth geworden und die Adern aufgetrieben auf seiner Stirn. Er sei wüthend aufgesprungen und fortgestürzt und habe sich diesen Tag nicht wieder sehen lassen. — Nachts habe Langhennerich, der neben dem Zimmer des Grafen schlief, ein Geräusch gehört, als öffne der Graf das Fenster; da aber darauf alles still geblieben, sei er wieder eingeschlafen. Früh sei die Verbindungsthüre zwischen dem Zimmer des Grafen und dem seinigen nur angelehnt gewesen; er sei darüber

erschrocken aufgesprungen, in der Meinung, der Graf sei schon vor ihm aufgestanden und habe, als er in das Schlafzimmer getreten, die unglückliche Entdeckung des Todes seines Gebieters gemacht.

Auf diese Aussage hin, die den Bruder Asmus unfehlbar beschuldigen sollte, ist Langhennerich im engen Gewahrsam behalten worden. In seiner Tasche fand man einen Brief, aus dem hervorging, daß er in Deutschland verheirathet war, ein Kind besaß, das noch nicht ein Jahr alt war, und in dem er den Tod des Grafen dem Bruder Asmus ganz offen beimißt.

Auch hatte sich ergeben, daß die Schnure, welche um den Hals des Grafen geschlungen gewesen, von Langhennerich früher als Uhrband getragen worden war und jetzt plötzlich fehlte; er konnte oder wollte darüber nicht Auskunft geben, bis endlich die Zeit und der Zuspruch frommer Väter, die in seinen Kerker hinabstiegen, sein Herz erweichten.

Das Urtheil sollte ihm bereits gesprochen werden, da erklärte er, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren zu wollen. Man vermuthete anfangs nur eine List; aber der Entschluß schien ernst gemeint und war nach seinem Geständniß die Frucht der geistlichen Besuche. Er ward in den Heilslehren unserer Kirche unterrichtet, und Pater Augustin, der zugleich sein Beichtiger wurde, nahm ihn in rechter gebräuchlicher Form und Weise in den Schooß der Kirche auf.

Als Bruder Stephan — denn er war in's Kloster eingetreten und die Untersuchung ward durch Einfluß des Cardinal de la Valle niedergeschlagen — hatte er zwar nicht Weib noch Kind mehr: die Trennung war von der Kirche bereits ausgesprochen; es ward aber doch geduldet, daß er aus dem Kloster an sie schrieb, nur mußte er, statt „Weib" oder „Frau" überall „Schwester" schreiben. Er ermahnte sie in jedem Briefe, zurückzukehren in die heilige Kirche und ihr Kind im Glauben derselben erziehen zu lassen! — Was darauf in Deutschland geschehen, blieb unbekannt. Bruder Stephan, nachdem er dem Orden lange Jahre angehört, fand Mittel und Wege zu entfliehen: eines Tages kehrte er von seinen Ausgängen nicht wieder und blieb seitdem spurlos verschwunden.

Ein Umstand ganz besonderer Art wurde aber durch die Flucht des Pater Stephanus wieder in Erinnerung und zugleich mit dem Verschwinden des Bruders in Beziehung gebracht.

Die Schenkungsurkunde des Grafen Malvotti, durch welche seine Güter der Gesellschaft Jesu mit seinem Eintritt in den Orden zufallen sollten und welche bereits in rechtsgültiger Form ausgefertigt worden war, war am Tage des Todes des Grafen verschwunden und alle Nachsuchungen und Nachforschungen deshalb vergeblich.

Man warf anfangs Verdacht auf den Kammerdiener, nachmals Bruder Stephanus; allein sein stil-

les, musterhaftes Benehmen während seiner Ordenszeit — und da die genauesten Beobachtungen nichts diesen Verdacht Bestätigendes zeigten — ließen von diesem Verdachte wieder abkommen, bis seine unerklärbare Flucht ihn wieder auf's Neue weckte.

An der Wiedererlangung des entflohenen Bruders liegt aber um so mehr, als seine Flucht ganz offenbar der Beweis ist, daß er noch auf den Tod des Grafen und die Schenkungsurkunde Bezug habende Geheimnisse in sich zurückgehalten hat und einer Verstellung fähig war, die lange Jahre hindurch die schärfste Beobachtung zu täuschen wußte . . . .

Es waren das Notizen von fremder Hand; denn einige Randbemerkungen, die ohnstreitig vom Pater Emmerich herrührten, waren von anderer Handschrift.

Nachdem der Pater gelesen, legte er das Blatt bei Seite und wendete sich zu Sebaldus.

„Sie haben Ihren Vater nie gekannt?“ fragte er.

Sebaldus verneinte.

„Ich habe nicht einmal die Erinnerung an ihn!“ sagte er. „Meine Mutter weinte viel um ihn und gewiß würden die Briefe, die er ihr aus Italien geschrieben, von Folgen für ihren Glauben gewesen sein, hätte sie die Kraft und den Muth gehabt, das Bedürfniß ihres Herzens mit sich allein abzumachen.“

„Erzählen Sie ausführlich!“ gebot Pater Emmerich. „Ihre Aufrichtigkeit wird der Maaßstab meines Vertrauens sein!“

„Dem kleinen Städtchen an," begann Sebaldus, „in dem wir wohnten, grenzte die Besitzung und das Schloß des Barons von der Weiden, wo mein Vater eine untergeordnete Stellung in der Expedition des Rentschreibers hatte. — Der Graf Malvotti, bei seiner Reise durch Deutschland, berührte auch unser Städtchen und ward durch eine ihn plötzlich befallene Krankheit darin festgehalten. — Der Baron mußte von ihm erfahren, — denn ein Graf in einem so kleinen Orte blieb eine auffallende Erscheinung — und da in dieser dürftigen Provinz für die Bequemlichkeit eines kranken Grafen nur schlecht gesorgt werden konnte, nahm ihn der Baron zu sich auf's Schloß."

„Genesung ... Verhältniß mit der Tochter ... gewöhnlicher Weltlauf!" warf Pater Emmerich ein.

„Mein Vater," fuhr Sebaldus fort, „war viel um den Grafen gewesen, hatte mit des Barons Erlaubniß ihm Gänge nach der Stadt besorgt, ihm vorgelesen und sich sein Wohlwollen in solchem Grade erworben, daß er ihn in seine Dienste und mit auf Reisen nahm. Meine Mutter und ich blieben zurück, mit der Aussicht, wenn mein Vater einen dauernden Ruheort und verläßliche Stellung gefunden, uns nachzuholen."

„Es hieß, er habe den Grafen gemordet!" sprach Pater Emmerich, und warf einen langen forschenden Blick auf Sebaldus.

Dieser zuckte schmerzhaft zusammen.

„Die Angelegenheiten meines Vaters in Rom liegen außerhalb der Sehweite meiner Augen," entgegnete er demüthig. „Ich weiß nur, daß, als ich lesen konnte und seine Briefe aus Rom fand, die meine Mutter sorglich aufbewahrte, die Lektüre derselben von wunderbarem, bewältigenden Eindruck auf mich war!"

„Sie haben nie wieder von ihm gehört?"

„Nie!"

Pater Emmerich bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er:

„Sie sprachen von Ihrer Mutter. Erzählen Sie weiter!"

„Die Briefe meines Vaters waren auch nicht ohne Eindruck auf sie," gestand Sebaldus. „Er hatte der Welt freiwillig entsagt; hatte sich freiwillig von Weib und Kind getrennt: das griff tief in's Herz meiner Mutter und jede Empfindung darin wollte zu Schmerz und Verzweiflung werden! Aber aus düsterer Klosterzelle strahlte sein Glaube wie ein verklärendes Licht, das ihn ihr wieder in höherer, gleichsam göttlicher Gestalt zeigte; aus seinem Glauben sprach's wieder so herzlich, so warm, so liebend zum Herzeu meiner Mutter, daß sie in heiße Thränen ausbrach und seiner Glaubenshöhe zürnen wollte, die es ihm wehrte, niederzusteigen zu dem verwandten Herzen!"

Pater Emmerich lächelte.

„Anerzogene Glaubensgrundsätze und die Liebe zu dem Gatten, dem sie gehorsam zu sein wünschte, strit-

ten um den Vorrang; ihr Herz wurde zum Sammelpunkt zermarternder Empfindungen," fuhr Sebaldus fort. „Die Liebe forderte sie zu einem Schritte auf, der im Volke als groß, als ungeheuerlich, als entscheidend über Seele und Seligkeit gilt, und dasselbe Herz, das zu diesem Schritte drängte, bebte davor zurück.

„Auch auf protestantischem Gebiet, zumal in kleinen Städten oder auf Dörfern gilt der Pfarrer als unfehlbar: seine Meinung ist die wichtigste von allen, diejenige, der zumeist Folge gegeben wird. Auch meine Mutter suchte zuletzt diesen Ausweg, um sich selbst zur Ruhe zu bringen und indem sie die Briefe meines Vaters vorzeigte, fragte sie ihren Seelsorger, ob sie ohne Gefahr für ihr Gewissen katholisch werden dürfe!"

Pater Emmerich vergrub sich so tief in aufgenommene Papiere, daß Sebaldus den Ausdruck seines Gesichts nicht erkennen konnte.

Dieser sprach weiter:

„Den Bescheid, den sie erhielt, ist nicht schwer zu errathen: der Pfarrer war zornig aufgefahren und hatte die Briefe meines Vaters vernichten wollen, die nur mit Mühe von meiner Mutter gerettet wurden. Auf dem Schlosse, wo sie allerlei Beschäftigungen erhielt, fand der Pfarrer Unterstützung im Bruder des inzwischen verstorbenen Barons, der eben so starr wie der Todte, an seinem Glauben hing. Genug, meine Mutter blieb bei ihrem Glauben und ist in diesem Glauben gestorben."

„Und Sie?“ fragte Pater Emmerich.

„Ich verrieth, nach dem Urtheile meines Lehrers, nicht unbedeutende geistige Fähigkeiten,“ erzählte Sebaldus weiter; „wer mich damals kannte, jammerte um meine Armuth, daß sie meinen Geist nicht aufkommen lassen werde. — Aber ich war der Sohn des Kammerdieners des Grafen. — Der Glaube auf dem Schlosse sprach diesen vom Morde frei und Andere schuldig — wie eine am Grabe des Einstgeliebten blühende Blume, wie ein Thautropfen, am Halme hängend, der den Hügel begrünen hilft, wie ein Käfer, der am Grabe aufkriecht und den Hügel belebt — so fiel etwas von jener Liebe auf mich, die sich in's Grab senken will und Alles berührt, was an und um dasselbe ist.“

„Sie studirten,“ sprach der Pater.

„Das Fräulein setzte es bei ihrem Ohm, der, unverheirathet, zu seiner Nichte auf's Schloß gezogen war und dort lebte, durch, daß ich auf ihre Kosten ein Gymnasium und später die Universität beziehen konnte. Aber ich sollte nach dem ausdrücklichen Willen des Oheims eine Stütze der protestantischen Kirche werden und so wurde mir im Voraus die Theologie zur Bedingung gemacht!

„Mein weiteres Leben wissen Sie, mein Vater! — Die Briefe meines Vaters waren das einzige Erbe, das ich von meiner Mutter empfangen konnte; der Eindruck, den sie auf das Kind gemacht, zog sich mit demselben

nur größer und wurde im Jüngling befestigt. Mich litt es nicht auf protestantischem Gebiete und nicht stark genug im Innern, dies vor der Welt offen zu bekennen, wollt' ich damals eine eigne gläubige Gemeinde bilden. Meinen Anhang fand ich in den höhern Kreisen, welche die Empfehlungen des Barons mir eröffnet hatten, wie in den niedrigsten, die ich mir selber aufsuchen mußte. Die sogenannte Mittelklasse blieb aus; der Sinn für kirchliches Leben ist dort minder zu Hause als in den beiden andern Schichten."

„Sie schufen die Gemeinde der Heiligen!" sagte Pater Emmerich.

Sebaldus bejahete; doch schien es, als sei er mit seiner Selbstbiographie an einer dunkeln Stelle seines Lebens angekommen, durch welche hindurch er sich selber nicht leuchten mochte.

Pater Emmerich richtete das graue, scharfblickende Auge so forschend und fragend auf ihn, daß Sebaldus die seinigen zu Boden senkte.

„Sprechen Sie weiter!" gebot der Pater. „Ich erinnere Sie daran, daß nur die hingebenste Offenheit, nur der der Kirche gewidmete ganze, innere Mensch Diener der Kirche sein kann! .... Ich weiß, was Sie mir erzählen können! Wie ein Notizblatt ist mir Ihr Leben; aber indem ich es von Ihnen verlange, fordre ich ein Selbstopfer von Ihnen, eine erste Ueberwindung, ein erstes Zeichen Ihrer Befähigung für höhere Zwecke!"

Was schamhaft in Langhennerich glühete, das mußte er jetzt, als Pater Sebaldus, als der Verpflichtete und Verbundene des Pater Emmerich, der ihn seiner Leitung unterordnete, zur leuchtenden Flamme aufblasen. Pater Emmerich hatte Recht: Wer das so konnte; wer die Fäulniß einer Schuld wieder aufzufrischen vermochte, der mußte einen Gehorsam besitzen, der außerordentliche Voraussetzungen zuließ.

Nicht ohne tiefe Bedeutung ist das Gelübde des willenlosen Gehorsams! Der bricht die Psyche des Menschen mitten entzwei; der hebt alles Selbstgefühl auf; der vernichtet jede Leidenschaft; der zertrümmert jede Kraft! Der Mensch ist nicht mehr Mensch! Seine ganze Wesenheit, seine Gottähnlichkeit, seine Höhe und Würde — Alles ruht in dem Grabe auf dem geschrieben steht: unbedingter, willenloser Gehorsam!

Noch sträubte sich die menschliche Natur des Pater Sebaldus gegen diese Zumuthung; noch war durch Fasten und Kasteiungen nicht Alles in ihm ertödtet, was er an und in sich sein eigen nannte; noch war ihm, als müsse er bei seiner Hingabe an die Zwecke der Kirche — wie Pater Emmerich seine Zwecke nannte — doch etwas von sich selbst für sich retten: aber das Auge des Paters ruhte so fest, so sicher, so einbohrend in das Innere auf Sebaldus, daß er diesen Blick nicht Widerstand zu leisten vermochte!

Leise, mit kaum hörbarer Stimme, erzählte er weiter.

Die mystisch fromme Richtung Branters, die sich von ihrer Frömmigkeit zugleich Schätze erwartete, hatte ihn mit diesem in Beziehung gebracht. Ueber Branter's Jugend waren in der Nachbarschaft — und Langhennerich hatte einmal zu den Nachbarn Branter's gehört — allerlei dunkle Reden gegangen, die den damaligen Studenten erst auf den Mann aufmerksam gemacht und ihn zu diesem geführt hatten. Das Wahre an der Sache war gewesen, daß Branter einmal als Mitglied einer Kunstreitergesellschaft mit dieser Europa durchzogen hatte. In Italien war es gewesen, wo bei einer Vorstellung der Gesellschaft die Tochter des Fürsten Lesantrino Brantern gesehen und lieben gelernt. Die Tochter eines Fürsten und ein Künstler — was gleichbedeutend ist mit Vagabond ... der Abstand war ein zu großer, als daß nicht ganz Italien hätte laut aufschreien sollen, als die junge Fürstin — die sich dem Künstler sogar selbst hatte antragen müssen — und der Künstler plötzlich verschwunden waren.

Dennoch war es und blieb es Thatsache, die sich nicht umbeweisen ließ, als existirte sie gar nicht, oder doch anders, als sie wirklich war. — Die Fürstin trat in Deutschland zur protestantischen Kirche über und vermählte sich mit Branter. Die Pretiosen ihrer verstorbenen Mutter, welche die Fürstin auf ihrer Flucht mitzunehmen nicht vergessen hatte, wurden in baares Geld umgesetzt; Branter hatte seine Künstlerlaufbahn verlassen und gab jungen Cavalieren Unterricht im

Reiten, und befand sich dabei so wohl, daß er selbst für sein Alter etwas zurückzulegen vermocht hatte.... Die Fürstin soll diesen Schritt nie bereuet haben!

Der Zorn ihres Vaters über diesen Schritt scheint ebenfalls bald verraucht gewesen zu sein, da noch ein männlicher Sprosse vorhanden war, der, damals freilich noch in sehr früher Jugend — seine Mutter war an seiner Geburt gestorben — doch der alleinige Erbe der Güter blieb, die, so bedeutend sie immer noch für jeden Andern hätten erscheinen können, doch um für einen Fürsten zu genügen, die Antheilnahme Anderer nicht wohl vertragen mochten.

Kurz vor ihrem Tode, den die ehemalige Fürstin nahen fühlte, hatte sie noch einmal an ihren Vater geschrieben, was man vielleicht in solchen Momenten fühlt und denkt: Es erfolgte keine Antwort; aber es erklärt den Umstand, daß die Abschrift des Testaments des Fürsten den Weg in die Stadt fand, in welcher Branter wohnte.

Langhennerich ging schon damals, als das Testament ankam, in der Wohnung Branters aus und ein; er hatte sich bereits des Vertrauens des alten, durch den Mysticismus geistig befangenen Mannes so vollkommen bemächtigt, daß dieser sich von ihm diese Angelegenheit erst erklären ließ.

Clara, als einziges Kind Branters und der verstorbenen Fürstentochter war in ihrem Antheil an den Gütern eingesetzt, seltsamer Weise aber der Zeitpunkt,

von welchem an sie diesen Antheil für sich beanspruchen durfte, von dem Willen des jetzigen Besitzers der Güter, ihres Oheims mütterlicher Seits, abhängig gemacht worden.

Langhennerich wurde beauftragt, dem Testamente weiter nachzugehen; gegen Jedermann aber auf dessen Antrieb — auch für Clara, die er hoffte für sich zu gewinnen und die doch möglicherweise durch die Aussicht auf Reichthum mit ihren Wünschen über ihn hinauswachsen konnte — ein Geheimniß aus diesen Hoffnungen und Aussichten gemacht, an deren Verwirklichung Langhennerich schon neue Pläne zum Anknüpfen bereit hielt.

So hingebend war das Vertrauen des alten Branter gewesen, daß er das Testament in Langhennerichs Händen ließ, und so mißtrauend der ganzen Welt war Langhennerich, daß er von diesem papiernen Schatze herumgetrieben wurde wie von einem bösen Gewissen und nirgend einen sichern Platz dafür fand, als den, an welchem er von anderen Händen gehoben wurde.

Der Pater hatte Langhennerich schon aufgesucht, da er noch Student und eben mit Bildung der „Gemeinde der Heiligen" beschäftigt war. Er hatte Interesse an diesen, eben nicht gewöhnlichen Bemühungen eines jungen Studenten genommen, und sich durch dieses — wenigstens scheinbar — bei Langhennerich eingeführt. ....

Pater Emmerichs geheimnißvolle Thätigkeit er=

streckte sich weit; wie eine Spinne hatte er seine Fäden nach allen Richtungen auslaufen: in tausend Verhältnisse schauete er aus der Ferne, das Familienleben hatte für ihn gläserne Thüren, und ob vor ihm die Kabinete der Diplomatie, die Portefeuilles der Minister fest genug verschlossen waren, so daß sich durch keinen Spalt hindurch irgend etwas lesen oder errathen ließ, steht dahin. Thatsache war und blieb es, daß das Treiben Langhennerichs ihm nicht fremd war, daß der Knabe des Kammerdieners und nachmaligen Franziskanermönchs mit auf der Liste derer stand, die er im Auge behalten wollte. Die Thatsachen in Rom waren dunkel geblieben und Pater Emmerich wußte, daß sie ewig dunkel bleiben würden.

Hier und da unter den katholischen Priestern war er erkannt und durchschaut worden; man hatte errathen, daß er dem Jesuitenkollegium in Rom angehörte, daß er eines ihrer geheimen, aber thätigsten und einflußreichsten Mitglieder war, dessen Berichte nach Rom Jeder fürchtete und dessen Nähe für Jeden etwas Unbequemes hatte.

Er hatte den Stifter „der Gemeinde der Heiligen" beobachtet, hatte durchschauet, auf welche Weise dieser seine Gemeinde warb und in seiner mystischreligiösen Richtung und Anschauungsweise viel Anlage zum Katholicismus entdeckt. Er hatte sich ihm genähert, hatte ihn in seinen Bestrebungen unterstützt, hatte ihm Fingerzeige gegeben, hatte ihm das Horoscop gestellt

und ihm eine Fernsicht gezeigt, die, wenn Langhennerich sie mit seinen geistigen Fähigkeiten, vor allem mit seiner rednerischen Begabung verfolgte, möglicherweise an den unbeachteten Mönch erinnern konnte, der gesagt hatte: „Ich will Pabst werden!“

Die im Testament des Fürsten Lesantrino eröffneten Aussichten machten Langhennerich schwankend, sollte er die Hand wirklich nach der dreifachen Krone ausstrecken oder nicht. — Da ward in Folge seiner Denunciation an die Polizei der Bund „der Rothen“ aufgehoben; da ward, was er hätte voraussehen können und doch nicht vorausgesehen hatte, die sorgsamste, polizeiliche Nachsuchung gehalten und das Testament gefunden. Als er bei Nacht in den Hof drang, eine Fensterscheibe eindrückte, das Fenster öffnete, in das Bundeslokal stieg und den Wandschrank leer fand — da wußte er, was er zu thun hatte: Langhennerich mußte für die Gesellschaft todt sein: Pater Sebaldus war ein neuer Mensch, Geschöpf und Creatur Pater Emmerichs!

Neuntes Kapitel.

Innere Mission.

Pater Emmerich verstand es, Lücken in der Rede zu ergänzen, Unverständliches deutlich zu machen, da, wo Sebaldus mit seinen Erinnerungen zu einem kräftigen Sprunge ausholte, Zaum und Gebiß zu brauchen, Uebertünchtem die gleißenden Farben zu nehmen und Nebelhaftes in die klarste Beleuchtung zu stellen.

Wo Sebaldus mit seinem Berichte begonnen, konnte er nicht endigen, das wußte er von selbst; er hatte sich deshalb einen tugendhaften Hafen ausersehen, in dem er mit seinem Schicksale einlaufen wollte. Pater Emmerich war der Sturm, der ihn verschlug: statt mit seiner Lebensgeschichte eine gerechtfertigte Endschaft zu erreichen, machte sie ihm zum Sclaven dessen, der ruhig vor ihm saß, ihm aufmerksam in's Auge schauete, mit kalter Unbeweglichkeit Zwischensätze einschaltete und mit dem Scharfsinn eines Inquisitors zu fragen verstand.

Welcher Mann mußte das sein, der sich den trotzigen, starren Charakter des Andern so unterwarf, daß dieser ihm hätte zu Füßen sinken und anflehen mögen, ihn dieser Selbstanklage zu überheben, ihm Buße aufzuerlegen, so hart er wolle, nur nicht die, den alten Menschen in sich aufgraben zu müssen, der für seine Thaten nicht einmal heilige Zwecke hatte!

Nackt und hilflos stand jetzt Sebaldus, entblößt von allen tugendsamen Gewändern, womit er sich deckte, unfähig, mit eigner Kraft sich zu retten, vor Pater Emmerich. So wollte ihn dieser haben, so nur konnte er ihn machen zu Dem, was er für ihn werden sollte: ein brauchbares, willenloses Werkzeug in seiner Hand.

Pater Emmerich, nachdem Sebaldus geendigt hatte, sagte:

„Durch gute Werke haben die Heiligen ihre Glorien gewonnen, dem Sünder sichern sie Vergebung! Die Vergangenheit soll nur der Regulator der Zukunft sein; nicht das Land, das wir mit unsern Gedanken und Empfindungen aufsuchen, um darin Wohnung zu nehmen. Vergessen Sie die Vergangenheit; denken Sie, daß Sie sie mir zur Aufbewahrung übergeben haben und daß sie Ihnen in meinen Händen unverloren ist."

Sebaldus senkte die zur Erde geschlagenen Augen noch tiefer.

„Ich werde das nicht vergessen!" versicherte er kaum hörbar und innerlichst gebrochen.

„Sie kennen den Zustand unserer Kirche?" fragte Pater Emmerich.

Sebaldus nickte.

„Täuschen wir uns nicht!" fuhr jener fort. „Nach außen hin ist sie eine scheinbar triumphirende, im Innern aber ist manches gelockert und aus den Fugen, was befestigt werden muß. — Im Priesterstande hat sich die Anschauungsweise gespalten, sie ist in eine alte und neue zerfallen, wie beim Protestantismus; uns aber ist diese Zwiespältigkeit gefährlicher. Und wenn die Wissenschaft in ihrem Populärwerden alles vernichtet und nur den Glauben an Gott noch läßt, bleibt der Protestantismus noch gerettet; die ihm innenwohnende Fähigkeit des Fortbildens und Fortentwickelns macht ihn so lange unsterblich, so lange es noch Religion giebt. Er hat den fortstrebenden Gedanken für sich, unsre Kirche stützt sich nur auf die stillstehende Empfindung!"

Sebaldus schaute verwundert auf. Pater Emmerich wurde ihm immer undurchdringlicher, sein Wollen und Meinen zog sich für ihn immer mehr in eine äußerste Finsterniß zurück, so daß es nicht mehr zu erkennen war.

Der Pater lächelte.

„Sie haben als Theolog die Geschichte der Reformation studirt?" fragte er.

Sebaldus bejahete.

„Auf was bauete sie sich auf? Auf der allzustolzen Sicherheit Roms! die sich durch sich selbst ihren Fall bereitete und für die gegnerische Kirche Bausteine lieferte," fuhr Pater Emmerich fort. „Selbstvertrauen ist gut, es muß aber gezügelt werden durch die wahre Schätzung dessen, was es überwinden soll! Rom hat jetzt einen Gegner, zäh und unüberwindbar. Rom ist zugleich von seiner Höhe einer Weltstadt herabgestiegen; vom Vatican aus blitzen nicht mehr die Bannstrahlen über ganz Deutschland: im Gegentheil, Rom ist belagert, Rom ist genöthigt, Stürme abzuschlagen, Ausfälle zu machen: kurz, sich zu benehmen wie eine eingeschlossene Festung, wo nur innere Einheit noch stark — ich kann nicht sagen: unüberwindlich macht!"

Sebaldus begann allmälich zu begreifen. Pater Emmerich breitete selbst ein ganz neues Licht über die katholische Kirche und der Vatican erschien ihm in andrer Beleuchtung als vordem.

Das schreckte indeß dem Pater Sebaldus nicht zurück. Dieses neue Licht ergoß sich am Ende doch über ein großes kunstvolles, wenn auch halb trümmerhaftes Gebäude; es lag in diesem doch noch etwas von der Romantik des Mittelalters, etwas von jenem ewig anziehenden Geheimnißvollen und Unlösbaren, und wenn man den dunkeln, unterirdischen Gängen nachspürte, da traf man auf so vieles, was in seinem Dunkel bleibend, so eigen, so wunderbar, so nur innigst

Eingeweiheten zugänglich, aber dieses Eingeweihtsein so interessant, so befriedigend machte.

„Spanien ist bei einiger Aufmerksamkeit uns noch sicher," fuhr Pater Emmerich fort; „der Katholicismus ist dort noch immer Bedürfniß; in Frankreich hat man zuviel andere Interessen, um über Religionen viel zu denken, die Kirche steht dort noch fest; so lange in Irrland die englischen Lords regieren, kann die katholische Kirche auch dort ruhig sein. Deutschland allein ist gefährlich! das deutsche Volk ahnt nicht, wie viel es in der Welt wirkt, wie weit die Strahlen seiner Intelligenz reichen! England mag zur See herrschen, Rußlands Größe mag scheinbar zerdrückend sein, ich sage: der Gedanke geht von Deutschland aus, er ist der Stärkere, er bereitet die Zukunft vor — Preußen ist Deutschland, Preußen ist zum Brennpunkt der Gedanken geworden, Preußen hat die Mission der Geisteserweiterung!"

Sebaldus folgte mit spannenster Aufmerksamkeit; selbst als Pater Emmerich eine Pause machte, wagte er kein Wort.

„Oesterreich ist nur scheinbar ruhig," sprach dieser weiter; „was dort sich regt, ist ein anderer Geist als der gläubig katholische. Es ist nöthig, auch da fest und sicher aufzutreten, die Zügel des Geistes mit mächtiger Strenge zu halten, denn die Gedanken der Völker sind beweglich. — Ihre Mission wird es sein, im Kleinen zu beginnen bei Menschen, die mit ihrem

Leben in Widerspruch geriethen; in der Familie, wo man dem Geiste der Neuzeit die Thür öffnen will; bei dem Alter, das schwankend zwischen irdischen und himmlischen Gütern zu den letzteren geführt werden muß!"

Es war ein langer, eingehender Unterricht, den Pater Sebaldus empfing: seine Mission begriff nicht nur die Kanzel in sich, welche er als begabter Redner nicht ohne Wirkung zu betreten hoffen durfte, auch die frommen Stiftungen, die barmherzigen Gesellschaften, die gebildeten Vereine: sebst die Priester bis zu den höchsten Würdenträgern, selbst die Familie waren in seiner Mission sogar bis auf spezielle Fälle eingeschlossen. Die Instruktionen waren genau, aber die Vollmachten weitreichend und über Empfehlungsbriefe verfügte Pater Emmerich zu Hunderten.

Es soll ein Hirt und eine Heerde sein! war auch seine Meinung; aber nicht Christus war ihm der gute Hirt: die sichtbare Kirche bedurfte eines sichtbaren Oberhauptes, die Priester mußten Einen Glauben, Einen Willen haben, damit nicht das Volk zwiespältig werde; wie die katholische Kirche gestanden hatte damals, als die Reformation neben ihr die ihrige auf beweglichem Boden aufbauete, mußte sie noch stehen.

„Brecht einen Engel von Stein oder Gyps nur Einen Flügel ab, — er verliert damit seine göttliche Bedeutung und wird doch nicht zum Menschen!" rief

Pater Emmerich. „So darf die Kirche nicht das Kleinste von sich aufgeben, wenn sie nicht aufhören will, sie selbst zu sein; denn ein Anderes zu werden, dazu gebricht ihr jede Anlage von vorn herein!“

Pater Emmerich hatte Sebaldus auf einen Boden gestellt, auf dem er noch fremd war und doch fühlte er, das war der Boden, auf dem er gern stand, daraus seine Wesenheit gewachsen schien, der die Triebkräfte besaß, die er bedurfte, sich in seiner Individualität, die noch zurückgeblieben war, zu entwickeln.

Zwischen Beiden wurde noch eine Bildersprache verabredet, die nur sie verstanden, und in welcher Sebaldus, immer an einen bestimmten Ort hin, seine Berichte einzusenden hatte.

„In Ihren Predigten,“ sagte ihm Pater Emmerich zum Abschied, „wirken sie vorzugsweise auf die Empfindung; Ihr Vortrag sei Feuer oder einschmeichelnde Beredtsamkeit; die Moral wirkt nicht, die ist zu kalt und verständig und darum nicht für's Herz. Rufen Sie die Sehnsucht nach dem Jenseits wach, brechen Sie die liebsten zeitlichen Verhältnisse durch, daß das Herz davon weh thut, aber lassen Sie zugleich aus den Scherben selige Blumen aufblühen, deren Düfte Sehnsucht im Herzen wecken. Der Protestantismus hat die Vernunft, wir haben noch das Herz, das zugleich von den Sinnen regiert wird. Nur keine gedankentiefen, geistesschweren Vorträge;

sie werden von den Wenigsten begriffen und das Gemüth geht dabei leer aus."

Nach diesem Rathe, den der Jesuitismus zum eignen Gebrauch erfunden hat, ging Pater Emmerich auf die Berichte über, die Sebaldus über die erlauschte Gesinnung der Priester in religiösen Dingen wie über das kirchliche Oberhaupt in Rom einzusenden hatte.

„Nicht aus dem öffentlichen Leben der Priester werden Sie schöpfen," sprach er weiter, „sondern aus ihrem häuslichen. Schmeicheln Sie sich bei Höhergestellten in deren Umgebung ein: ein geschickter Diener weiß die kleinste Falte im Innern seines Herrn, denn durch den täglichen Umgang, werden diese für ihre Gebieter so zur Gewohnheit, daß man sie zuletzt, wie den Pendelschlag der Uhr, nicht mehr bemerkt, auch wenn sie da sind. Der niedern Geistlichkeit nähern Sie sich traulich, herzlich; der katholische Priester, der mit Allen lebt und doch Niemanden speziell für sich besitzt, ist mittheilsam, muß aber dazu angeregt werden. In vino veritas. Merken Sie wohl! Trinken Sie nicht, lieben Sie nicht, spielen Sie nicht, lassen Sie überhaupt keine Leidenschaft in sich aufkommen. Ihre Bahn ist die spiegelglatte Bahn des Verstandes; wer sie zu gehen weiß, wird am Ende die Welt beherrschen helfen und kein Thron wird seinem Einfluße zu hoch sein!"

Sebaldus neigte sich, zum Zeichen, daß er begriffen hatte.

„So ziehen Sie denn hin! Alle Heiligen mögen mit Ihnen sein!" sagte Pater Emmerich aufstehend. „Aber seien Sie wahr, rücksichtslos wahr gegen mich. — Ich will es Ihnen nicht verschweigen. Wie ein Käfer am Faden, so flattern Sie mit noch tausend andern, die Hand nicht kennend, die den Faden hält. — Wie Sie überwachen sollen, sind Sie selbst überwacht. Argus hatte nur hundert Augen: Sie stehen unter Tausenden. Denken Sie indeß auch, daß Ihre Treue, Ihr Gehorsam, Ihr Eifer, Ihre Fähigkeiten gesehen werden; denken Sie daran, daß die katholische Kirche noch groß und gebietend durch die Mittel dasteht, womit sie lohnen und belohnen kann. Der Daseinszweck der Menschen wird nach dem sich fortentwickelnden Protestantismus die Humanität sein; glücklicherweise giebt es noch Regionen, wo man diesen letzten Zweck des menschlichen Erdenwallens mehr fürchtet als wünscht!"

Damit war die Unterredung beendigt; noch voll von dem Gehörten, irre, wie in eine neue ihm unbekannte Welt gestellt, aber angeregt durch das kunstvolle Gewebe, dem er mit eingewebt worden war und voll des Feuers und der Begeisterung, seinen Fähigkeiten, wie sie gefordert wurden, Anerkennung zu verschaffen, verließ Sebaldus den Pater Emmerich. Er bewunderte den Mann, der so umfassend auch das Kleinste und Geringfügigste nicht übersah, der das Große, Ganze mit gewaltiger Faust packend, doch die Finger

frei behielt, am Kleinen, Winzigen zu knüpfen und zu knöteln, bis es im großen Ganzen zur Bedeutendheit wurde.

An der Ausgangsthür stieß er auf Pater Penti, der aus seiner Wohnung herabgestiegen war und bei Pater Emmerich sich eben anmelden lassen wollte.

Sebaldus verneigte sich; Pater Penti dankte; beide gingen schweigend an einander vorüber: aber der Neugeweihete, der noch den heißen Boden nicht gewohnt war, auf dem er stand und trotz des besten Willens sich doch die Fußsohlen manchmal sengen fühlte, mußte denken: „Welches Geheimnißvolle und Verdeckte mag da wieder verhandelt werden!“

Zehntes Kapitel.

Die Freiheit des Gewissens.

Die Mittheilungen Pater Pentis waren ganz eigenthümlicher Natur, so vielleicht selbst in der Praxis des Pater Emmerich noch nicht dagewesen.

Cordelia war dem Eindrucke Marbecks erlegen; sie wand sich gleichsam am Boden, widerstrebend dem, was sie geistig von ihm empfangen hatte, bemüht, das herauszuwerfen, was von seinem Wesen wie Blüthenstaub oder Mehlthau — in welcher Form immer — auf ihr Wesen gefallen war.

Marbeck hatte wahr gesprochen, als er sagte: „Sie haßt mich!“ Drängte er sich in ihren Träumen nicht Ephraim vor, der so lange als Einziger in dieser Schattenwelt gelebt? Lächelte er nicht wie ein Teufel, dem ein höheres Wissen auf den Standpunkt des Verneinens alles Dessen stellte, was die Menschheit sich Tröstliches, Erhebendes und Beseligendes in das Universum hineingedacht? Hielt sein dämonischer Blick

nicht ihr Herz im Schlagen auf, so, daß sie vermeinte, sterben zu müssen?

Sie wollte diese Eindrücke verneinen; wollte ihrer lächeln und — weinte; sie wollte sich die sanfte, milde Denkart Ephraims vergegenwärtigen, die sich in den Briefen an seine Eltern aussprach, und sie repetirte Gedanken, die sie von Marbeck erlauscht!

Was nur war mit ihrem Herzen geworden! Sind wir denn selbst nicht mehr in unsrer Hand? Ist denn diese hochgerühmte Freiheit des Willens auch nur ein Glaube an uns und keine Thatsache mehr? Müssen wir? Und hat das Schicksal wirklich von Ewigkeit her uns für seine Absichten zugerichtet, so, daß wir zuletzt doch nur Alles im Leben gemußt haben und daß unser Wollen nichts war, als ein unbewußtes, gemußtes Wollen?

Und wie sich Cordelia so prüfte, so im Innersten aufsuchte — war es denn möglich! selbst diese Art zu prüfen, war nicht die Ihrige, selbst diese Form der Selbstschau hatte sie zuvor nicht gekannt, selbst diese Fragen an das Universum und sich — sie bebte bei dieser Entdeckung zurück — waren Marbecks Art und Weise.

So lange der Graf im Hause war, war das Verhältniß zwischen Cordelien und der Gräfin gestört; die Zugbrücke zum Verständniß, zur Aussprache war so lange aufgezogen. Mehr als je hatte Graf Armtin sich seiner Gattin genähert; sein Benehmen gegen

sie war das eines Mannes, dessen Ehe erst eine Nacht alt ist. Wie viel tausend kleine, thatsächliche Aufmerksamkeiten lagen in den geöffneten Koffern und wie wußte der Graf diese Kleinigkeiten durch die Art, wie sie die Gräfin überkam, zu erhöhen!

Die Gräfin selbst war überrascht und bestürzt davon; der Kampf gegen ihn mußte aufs Neue beginnen, aber der kriegsgerüsteten Göttin fehlten diesmal die Waffen. Der Graf war nicht — wie am Tage nach der Hochzeit — Feuer und Flamme, die die Gräfin schmerzvoll aber duldend über sich zusammenschlagen ließ; er war nicht stürmisch, nicht wilde Verzweiflung, der man die Ruhe des Entschlusses entgegensetzen konnte: der Graf war ohne Anspruch, warm, innig, zart, hingebend, voller Aufmerksamkeit; da wurden Minervas Pfeile stumpf, die Sehne ihres Bogens ward schlaff, das zielgeübte Auge verlor seine Sehkraft.

Die Gräfin fühlte sich geängstigt; sie irrte nach einem festen Stützpunkt dem Grafen gegenüber umher und fand keinen; ihre Liebe zu ihm, die sie zeither an den Himmel geschrieben und nur als Jenseitshoffnung sich dort abgelesen hatte, stand jetzt mit Sternenschrift ihr in's Herz eingeschrieben, das in der Empfindung, der Träger einer seit Ewigkeit an die Menschheit ausgestellten Anweisung auf die Mitgliederschaft der Harmonie aller Dinge zu sein, unruhig wurde.

Sie suchte die rechte, beruhigende und gefahrlose

Empfindung für ihren Gatten auf, die sie ihrem Herzen zu geben gedachte und wollte mit diesem Vorsatze, der noch der Klärung und Befestigung bedurfte, zur Freundin flüchten; Cordelia dagegen fühlte Bedürfniß, der Gräfin einen Blick in ihr Herz thun zu lassen, in der Hoffnung, was darin wirr durcheinander lag, durch die zarte aber sichere Hand der Freundin sich ordnen zu lassen; aber diese langen Augenblicke, deren ihre Aussprache bedurfte, fanden sich während der Anwesenheit des Grafen nicht, und als sie sich fanden, und als man erkannte, daß man sich gegenseitig nöthig war, das Eines das Andere bedurfte, mußte man sich zugleich sagen, daß man sich gegenseitig nur Theilnahme, nur Mitgefühl, nur Verständniß sein konnte; nicht aber Trost, Rath und Hilfe, wie man brauchte und erwartet hatte. —

Das Jesuitenkollegium schickt seine Boten darum so öffentlich, so unverholen, so dem Geiste der Zeit trotzbietend, damit seine geheimen Sendlinge desto ungesehener und unbeobachteter bleiben. Wie weit Pater Penti im Solde dieser Gesellschaft stand, wie tief eingeweiht er in ihr geheimnißvolles Weben und Streben war, läßt sich mit Klarheit nicht erkennen; aber der Einfluß Pater Emmerichs auf ihn und die Thatsache eines Verhältnisses zu diesem war so unleugbar, daß selbst Bischof Laurin beiden nur mit Vorsicht begegnete.

Als Beichtiger der Gräfin galt Pater Penti ihr Alles! man darf sagen, er leitete ihre Gedanken, ihre

Empfindungen, schuf ihre Entschlüsse und stellte ihr ihre Ziele auf.

Ein eigenthümliches Schicksal hatte über dem Hause geschwebt, dem die Gräfin entstammte.

Baronesse von der Weiden hatte, nachdem ihre erste Liebe einen so geheimnißvollen, blutigen Ausgang genommen, wie bereits angedeutet worden, mit ihrem Onkel auf dem Schlosse ein zurückgezogenes, der Erinnerung gewidmetes, Leben geführt. Sie mochte vielleicht das dreißigste Lebensjahr erreicht haben, als ihr Ohm starb. Die Einsamkeit auf dem Schlosse nährte nur den, von ihr im Innersten aufgesammelten Schmerz, sie fühlte sich unwohl, unbehaglich, selbst die Wiederkehr der nie sterbenden Erinnerungen wurde zuletzt dem Herzen nicht mehr wohlthuend.

Die ihr gebotene Gelegenheit, mit der ihr befreundeten Familie des Grafen Armtin die Bäder von Nizza zu besuchen, und eine Zeitlang mit ihr in Italien zu verleben, wirkte anregend auf sie. Nicht allein das Grab des Geliebten, auch das historische und künstlerisch werthvolle Rom, auch die Paläste Venedigs, auch der tiefblaue Himmel von Florenz weckten Sehnsucht und Reiselust nach Italien, und wem die Zeit nicht zu gebieten hat, dem ist die Welt nicht weit.

Schon in Nizza hörte sie den Namen Malvotti aussprechen; ihr Herz stockte, ihr Blut hielt still, vor ihren Blicken wirrte es nebelhaft, als der Mann, der

diesen Namen trug und für die Baronesse von der Weiden ein außerordentliches Interesse zu erkennen gab, sich ihr vorstellen ließ.

Das war der Geliebte, der Ermordete! Nur älter war er geworden, nur ruhiger und namentlich bestimmter in seinem Wesen!

„Ich sehe meinen unglücklichen Cousin sehr ähnlich,“ erklärte später der Graf. „Diese Aehnlichkeit wurde schon an unsern Vätern, welche Brüder waren, bewundert.“

Mit dreißig Jahren ist man, wenn man sonst nicht will, noch nicht alt; man hat noch Zeit genug, in die Tiefe des Lebens einzuschlagen und sich die Erze herauszuholen, aus denen man Glück, Lust und Freude münzt.

Der Graf war verheirathet gewesen und hatte eine Tochter. Sein Aeußeres, das so viel vom Todten an sich trug, mußte ihn der Baronesse werth machen. Sie selbst war schön, mit dreißig Jahren noch liebenswürdig und interessant und eben für das Alter des Grafen passend, auch waren die Besitzungen der Baronesse weder Majorate noch sonst für sie unverfügbar: genug, man durchreiste Italien, ging nach Deutschland zurück, hatte aber Rom nicht berührt, um eines Grabes willen.

Baronesse von der Weiden wurde Gräfin Malvotti und lebte mit ihrem Gatten abwechselnd in Italien und Deutschland. Nach dem gegenseitig geschlossenen

Heirathsvertrage gingen für den Todesfall die Güter des Einen unter, durch die Tochter des Marchese nöthig gewordenen Bedingungen, auf den Andern über, und da die Ehe kinderlos blieb, wurde bei dem intimen Verhältniß, in welches Ludovica zu ihrer Stiefmutter getreten war, die Erstere voraussichtlich die Erbin eines sehr bedeutenden Vermögens.

Diejenigen Güter des Grafen, die von seinem ermordeten Bruder auf ihn übergegangen waren, wurden ihm zwar von den Jesuiten, als den, durch die Schenkungsurkunde des Ermordeten, berechtigten Erben noch streitig gemacht, allein, die Schenkungsurkunde, auf die man sich Seitens der Jesuiten berief, war auf räthselhafte Weise verschwunden, und welche Anstrengungen auch die Gesellschaft Jesu machte, den deshalb schwebenden Prozeß zu ihren Gunsten zu lenken, blieb sein Ausgang vor der Hand doch noch immer fraglich.

Der Sohn des Grafen Armtin, Max, hatte Ludovica durch die Verbindung seiner Eltern mit der jetzigen Gräfin, der ehemaligen Baronesse von der Weiden, kennen gelernt und ein längrer Aufenthalt des Grafen in Deutschland in der Nähe der Gräfin Armtin hatte Gelegenheit gegeben, daß sich Max und Ludovica auch lieben lernten und in ihrer gegenseitigen glücklichen Liebe vergaßen, die Herzen zu fragen, welcher Kirchen sie schluge.

Während dieses Aufenthaltes des Grafen in

Deutschland geschah es, daß sein kirchliches Bekenntniß für Pater Penti, der sein Beichtiger wurde, die Brücke schlug, auf welcher dieser in das Innere der Familie gelangte; immer unter der Leitung des Pater Emmerich stehend, dem bei dieser Gelegenheit der Prozeß in Rom vor Augen schwebte, erhielt er durch diesen Anweisung, wie er sich zu verhalten habe. Ludovica war der Mittelpunkt zweier Familien; sie war die Hauptperson des Intriguenspieles, das Pater Emmerich erfand und Pater Penti in Scene setzte. Der Glaube, das tiefste Bedürfniß des weiblichen Herzens, neben welchem nur die Liebe noch Platz hat, — der Glaube wurde ihr nicht zur Seligkeit, sondern zur Verdammniß gemacht. Gott mußte sich, nach der Ansicht des Paters, vergriffen haben, als er ihr die Liebe zu Max ins Herz legte, oder im Angesicht Gottes war — und das war wieder unmöglich! — die katholische Kirche nicht mehr die alleinseligmachende.

Pater Penti hatte sich im Herzen des Mädchens zu befestigen gewußt, daß nicht mehr Vater und Mutter Platz darin gewannen: der Glaube ward zum Golgatha und ihre Liebe zur Sühne, daß sie menschlich und nicht kirchlich empfand, dort an's Kreuz geschlagen.

Pater Penti, mit einem Auge nach dem künftigen Reichthums Ludovicas, mit dem andern, als Zufluchtsstätte für sie, nach dem Kloster schauend, dictirte ihr den Entschluß der Entsagung! Aber Pater

Emmerich war gewandter: die Eltern hatten Alles, für die Verbindung ihrer Kinder Nöthige schon vereinbart, und so mußte er fürchten, mit seinen Plänen an dem Zorn zweier, hochgestellten Familien zu scheitern: er gab nach, Ludovica durfte ohne Sünde dem Grafen die Hand reichen, aber ohne Sünde ihm nicht angehören.

Pater Emmerich kombinirte fein und verstand sich auf den Menschen; er sagte sich, daß der Graf diesen, eben doch nur mündlich, nur unter vier Augen zu schließenden Vertrag eingehen würde, ihn nicht höher stellend, als eine weibliche Bizarrerie, die er mit seiner Liebe, seiner schönen Männlichkeit zu besiegen hoffen konnte; Ludovica mußte überwacht, mußte in ihren frommen Vorsätzen bestärkt und erhalten, mußte mit ihrem Herzen der Welt allmälich absterbend, nur auf den Himmel verwiesen werden, und wieder war der Mann, dem Pater Emmerich diese Mission auftrug, Pater Penti.

So eigenthümlich — und das war wohlbedacht — war dieser Vertrag, daß der Graf, ohne nicht lächerlich zu werden, sich Niemand anvertrauen konnte; er mußte dulden und leiden, höchstens, daß er auf Scheidung dringen konnte — und immer wieder war die Gräfin in der Hand des Pater Emmerich und ihre Güter blieben eine in Aussicht stehende Beisteuer zu den Hilfsmitteln, die der Jesuitismus nicht entbehren kann.

Der Graf hatte bis auf einige Besuche, die er indeß so geheimnißvoll betrieb, daß man nicht sagen konnte, wem sie abgestattet worden waren, sich während seiner Anwesenheit in stäter Nähe seiner Gattin befunden, dann war er wieder abgereist, ohne sich deutlich über das Reiseziel auszusprechen.

Das würde nichts Auffälliges gehabt haben, denn der Graf hatte es bei früheren Aufbrüchen zur Reise nicht anders gehalten; aber durch sein verändertes Benehmen gegen seine Gemahlin erhielt jetzt Alles, was er that oder unterließ, eine andere Beleuchtung.

Die beiden Frauen waren wieder allein, sie hatten sich ungestört zum Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen wieder; ganz wieder eintreten konnte das alte vertrauliche Verhältniß zweier des Austausches bedürftiger Herzen; die Dazwischenkunft des Grafen konnte eine nächtliche Traumgestalt bleiben, die man am Morgen vergißt.

Und doch war's nicht so. Die Gräfin trug an ihrem Herzen schwer; es war so innerlich belebt und wieder so öde, so voll und so leer, so oft aufjauchzend glücklich und wieder so schmerzvoll gebrochen, daß sie sich nach dem Gemahl sehnte, um ihm zuzurufen: „Was hast du aus mir gemacht!"

Für diesen Zustand der Gräfin gab es keine Aussprache an die Freundin, als die, daß sie ihr hätte sagen müssen: „Erkläre mich mir selber!" Und was denn sollte Cordelia der Gräfin von sich sagen?

Vielleicht nur: „Den ich hasse, der hat mir mein Herz genommen und den ich liebe, hat keinen Antheil mehr daran!“

Sie hätten närrisch geklungen diese Mittheilungen und in solchem Spiegel, in dem man sich in solcher Gestalt erblickte, wollte man den Andern nicht schauen lassen!

Die Gräfin duldete, Cordelia kämpfte und erkämpfte sich einen Entschluß, der ihr der überlegteste schien, vielleicht nur, weil er vieler Gedanken bedurft hatte, von denen nicht Einer klar und mit dem andern zusammenhängend war.

Ephraim in seiner Stellung hatte auch einen Platz im Beichtstuhl; er war dahin gelangt, wohin er gestrebt, wohin Cordelia ihn seit seinem Scheiden hingesehnt hatte. Die Kindesversicherungen: „Ich werde Dir immer beichten!“ und die: „Ich werde Dir immer vergeben!“ konnten eine ernste, heilige Wahrheit werden. Das Amt der Sündenvergebung hat ja Gott seinen Dienern übergeben; so hoch, wie der katholische Priester über den Laien steht, so hoch stand jetzt Ephraim, und Cordelia wußte das, er hatte den ganzen Menschen von sich mit in diese Höhe genommen, von ihm war nicht der kleinste Theil der Erde angehörig zurückgeblieben. Von dieser seiner Höhe herab sollte er ihr verkündigen, was ihrer Seele noth sei; sie wollte ihn fragen: „Ist der Schooß Deiner Kirche weich genug, um alle Unruhe des Lebens, alle Zweifel,

alle Gewissensregungen für immer darin zur Ruhe zu betten?" — Nicht als Freund, sondern als Priester sollte er zu ihr sprechen; sollte an ihr sein heilig Amt verwalten und die nach Ruhe umherirrende Seele zurecht führen.

Sie wollte ihm unbekannt bleiben. Ein Schleier sollte ihre Züge ihm verdecken, und den Ton ihrer Stimme hatte er seit der Kindheit nicht wieder gehört.

Der Entschluß war mühsam ihrem Herzen abgerungen; aber sie hatte ihn sich doch in soweit befestigt, daß sie ihn als bestimmt und unwiderruflich der Gräfin mittheilen konnte.

War aber einer Ketzerin der Eintritt in den Beichtstuhl erlaubt? War das nicht eine Entweihung? Die Kirche ist nicht mehr so allmächtig wie früher: und wenn sie bis zu den Wolken ragte, sie hat sich beugen müssen unter die Gesetze des Staates: War dieser Schritt dem Staate gegenüber gerechtfertigt?

Die Gräfin konnte diese Fragen sich nicht allein beantworten, und wieder war es Pater Penti, dem sie zur Beantwortung vorgelegt wurden und wieder war es Pater Emmerich, der in letzter Instanz entschied:

„Die Freiheit der Gewissen muß unangetastet bleiben. Cordelia allein nur hat über sich nach ihrem religiösen Bedürfniß zu verfügen!"

Elftes Kapitel.

Der Beichtstuhl.

Die Weihe, dieser große Moment im Leben des katholischen Priesters, war für Ephraim vorüber; die Thore der Erde waren hinter ihm in's Schloß gefallen, vor ihm nur der Himmel und Entsagung! Das Cölibat des katholischen Priesterthums ist ein tiefer, die Natur in ihren ewigen Gesetzen zerklüftender Gedanke, in welchem jede Sinnenregung hineinfallend, sich zerschmettern muß. Nicht wie andere Menschen, deren geistiger Atom an den Körper gebunden mit dem Leben wächst, und sich fortentwickelnd, erst wenn der Körper zerfällt, zur Psyche wird, die, eine neue Geburt für eine neue Welt, die geistigen Flügel entfaltet und einer neuen höheren Bestimmung zueilt; nicht wie andere Menschen, deren Leiden und Freuden, Lieben und Glauben, Hoffen und Dulden, Ahnen und Sehnen zum wunderbaren Farbenschmelz wird, der sich auf die Flügel der Psyche legt, wenn sie sich ausbreiten zum Fluge

nach der Ewigkeit — nicht diese Metamorphose des höheren Geborenwerdens durch das Leben, nicht diese Embryonenschaft der Menschheit im dunkeln Schooße ihrer Zeitlichkeit soll der katholische Priester durchmachen: er soll Psyche sein von vornherein, er soll mit seinem Herzen nicht eintreten in die Harmonie des Ganzen, denn diese ist für ihn nicht von Gott gedacht; diesen Ring, der die die Menschheit umschlingende Liebe ist, trug nicht Gott an seinem Finger; dieses wunderbare Heben und Senken des wie von Wolken getragenen Herzens in der Empfindung der ersten Liebe, das ist kein Athem Gottes!

Doch solchen Menschen, wie Ephraim einer war, geht nichts verloren! Sie retten Alles in ihre Träume und wenn uns in der Welt eine Wundergestalt nach der andern, die wir mit liebevoller Mühe meißelten, zerbricht; wenn unsere eingefangenen Freuden ihren bunten Farbenstaub verlieren; wenn dem aus der Erde gerissenen, blühenden Glücke schon, indem wir es nach Hause tragen, die Farben erbleichen, der Duft entflieht, die Blätter entfallen und nur ein welker Stengel in unserer Hand zurückbleibt: da freilich rettete er auch seine Ideale, das bewegliche Leben kann ihnen nicht nah, und ewig jung blühen sie in den ihnen überlassenen Herzen.

Mit ganzer Seele hatte sich Ephraim für den Beichtstuhl vorbereitet; sein Glaube an sich und seinen Beruf lebte ruhig, von keinem Zweifel angetastet

in ihm; er blieb in Glaubenssachen der Unmündige, dem sich das Göttliche in heiliger Ueberzeugung offenbarte. So war er gefaßt auf den Zug irrender Seelen, die zu seinem Beichtstuhle wallfahrteten und ehe er selbst denselben betrat, hatte er gebetet:

„Gott, ewiger Erbarmer! Gieb mir von Deiner Milde für die, die sich anklagen, Deine Gerechtigkeit aber senke ihnen selbst in's Herz!“

So sehr fürchtete er, zu verurtheilen, so innig wünschte er, selig zu sprechen! . . .

So sehr zitterte Cordelia vor dem Augenblicke, wo sie ihr protestantisches Bekenntniß vom katholischen Cultus umzuändern entschlossen war, daß sie die ganze Nacht vor dem Tage der Beichte nicht hatte schlafen können; als sie vor ihrem Spiegel stand, schauete sie in tiefliegende Augen und abgespannte Züge.

Sie hatte sich der Gräfin mitgetheilt, um sich in ihrem Entschlusse zu befestigen und sich den Rückschritt dadurch zu erschweren, daß dieser Entschluß nun nicht mehr ausschließlich in ihren Händen lag. Dieses Mißtrauen gegen sich war durch die Stimmung, in welcher sie sich gegenwärtig befand, genugsam gerechtfertigt. Nicht daß sie ihren Vorsatz aufgegeben hätte: sie sagte sich daß er unabänderlich sei! Aber verschieben konnte sie ihn doch; konnte sich ihn aufheben bis zur Zeit, da sie Ruhe erlangt und ihr Muth aus seinen Schwankungen sich herausgearbeitet hätte.

Jetzt mußte sie! Die Mittheilung an die Gräfin hatte dieses Müssen erzeugt.

„Es ist eben so gut," sagte sie im Zimmer auf und niedergehend. „Müssen, nur immer müssen, das ist unser Loos! Ich möchte den Menschen sehen, der unter der Masse von Verhältnissen, wie sie die Cultur erzeugt hat, noch wollen kann!"

Sie wollte sich ankleiden — auf diesem Standpunkte des Selbstthums war sie trotz der Freundschaft der Gräfin freiwillig stehen geblieben — sie nestelte die Haare auf und ließ sie golden herabgleiten; doch der Arm ermüdete zu rasch, sie mußte ruhen. . . . Aber Ruhe war unmöglich! Sie sprang auf und wollte eine Schleife lösen. Aber die Hand zitterte so, daß die befestigende Nadel ihr in die Finger stach. Sie warf sich wieder in das Sopha. Sie wollte lesen. Thomas a Kempis Nachfolge Christi lag auf dem Spiegeltisch: aber um so fromm zu denken, dazu gehört Gemüthsruhe, man muß sich vom Leben losgeschält haben, oder zum Mindesten darf das Leben nicht grausam sein, darf nicht Herz und Gedanken zermartern! Sie legte das Buch bei Seite und klingelte. Die Kammerzofe der Gräfin trat ein. Cordelia wußte ihr nichts zu sagen und ließ das Mädchen wieder abtreten. . . .

Die Kathedrale hatte heute sehr eilig mit ihren Glockenschlägen; noch waren die der Einen Stunde nicht verklungen, da tönten schon die der andern.

„Ja, ja!“ sagte Cordelia, „am gleichmäßigen Schritt der Zeit mißt sich am Besten die menschliche Beweglichkeit!“

Und wieder sank sie in das Sopha und verbarg ihr Gesicht in die Polster. Sie weinte nicht. Vor die geschlossenen Augen ließ sie nur ihr Leben treten mit all den einzelnen Scenen und Erinnerungen. Ihre Jugend war ein ruhiger Bach, am Ufer desselben manche Blüthe, und der Bach selbst klar, daß er jeden Kiesel erkennen ließ. Da grub das Schicksal grade dem Bache quervor ein Grab und legte ihre Mutter hinein und schichtete dann die Erde auf zu einem Hügel. Da verließ der Bach sein Ufer und schwoll an und bahnte sich einen andern Weg. Er ward jetzt wild, strömte über Wiesen, stürzte über Felsen und die Blumen, die er früher nur befeuchtet, riß er mit sich fort!

Cordelia richtete sich auf.

„Wer hat ihn aus seinen Ufern gedrängt? Weshalb?“ fragte sie.

Sie stand auf, ordnete hastig ihre Toilette und kleidete sich an.

Will man aus dem Leben eine Empfindung machen, dann wird man immer unglücklich sein; für alle großen Geister war es nur ein Gegenstand der Reflexion!

Sie war mit Ankleiden fertig und ging zur Gräfin.

„Cordelia,“ sagte diese, die am eignen Herzweh

das des Andren maß; „Sie sehen sehr angegriffen aus, Sie sind leidend! Warten Sie eine ruhigere Stimmung ab!“

„Nur nicht warten!“ versetzte Cordelia leidenschaftlich. „Bei Warten und Ueberlegen muß man stets befürchten, daß gute Entschlüsse schlecht, große klein werden und selbst unsere Tugend umschlägt und zum Fehler wird.“

Sie wollte der Gräfin die Hand küssen; diese schloß sie in ihre Arme.

„Gott sei mit Ihnen,“ sagte sie weich, „und sende Ihnen einen Engel, der Sie den wahren Weg zum innern Frieden führt.“

Cordelia ging.

Als sie die Treppen hinabstieg, zitterten ihr die Kniee; sie mußte sich am Geländer festhalten, wie ein Kranker, der zum ersten Male das Zimmer wieder verläßt. Auf der Straße schwindelte ihr; die Gestalten, die bald ihr entgegenkamen, bald vor, bald neben ihr gingen, waren ohne erkennbare Umrisse, dunkle Schatten, die sich auf- und abbewegten; was ihr zu Ohren klang, war wirr. Als die Glocken der Kathedrale ertönten, erbebte sie.

Immer angstvoller, immer beklommener wurde ihr, als sie in die Kathedrale eintrat, die Stufen erstieg und nun in den Räumen stand, die von Andächtigen mehr und mehr geräuschlos in feierlicher Haltung angefüllt wurden.

Ein Priester im Ornat ging an ihr vorüber; sein blondes Lockenhaar ließ sie den Jugendfreund erkennen. Sie mußte einen Augenblick stehen bleiben und Luft schöpfen, dann folgte sie ihm, langsam, zögernd, als ob der Fuß sich weigere, den Schritt vorwärts zu thun.

Schon bevor sie die Kathedrale betrat, hatte sie den Schleier niedergelassen. Sie wollte von Niemand erkannt sein. Sie blickte um sich . . . der Raum, wo sie sich befand, war leer . . . die andächtige Menge hatte sich in der Nähe des Hochaltars und der Kanzel niedergelassen. . . . Ephraim hatte sich in seinen Beichtstuhl begeben: eine knieende Büßerin beichtete.

Cordelia betrachtete das Gemälde . . . sie fand es schön, hinreißend, recht für das Herz entworfen und ausgeführt. . . . Die Beichtende erhob sich . . . jetzt konnte sie in dieses Bild als belebende Figur eintreten. . . . Sie und Ephraim . . . das gab dem Bilde eine Seele, die der Künstler in Rom nicht geahnet hatte, als er dieses Gemälde schuf.

Sie legte den Schleier in dichte Falten und schritt nach dem Beichtstuhle hin . . . da trat Marbeck hinter einer Säule hervor. . . . Sein Auge war starr auf Cordelia gerichtet, die Züge waren blaß und ernst, in seinem Gange lag Festigkeit und im Ausdruck seiner Gestalt ein noch immer erregender Entschluß! . . .

Cordelia erblickte ihn. . . . Die Hand, die den Schleier hielt, sank herab. . . . Die Bewegung des

Kopfes deutete an, daß ihre Augen irgend etwas suchten, eine Bank zum Ruhen, einen Ausgang zum Entfliehen. . . .

„Sie sind unwohl, Fräulein," sagte Marbeck auf sie zutretend. „Stützen Sie sich auf mich; ich geleite Sie nach Hause!"

Er legte seinen Arm unter den zitternden Cordelien's und führte sie an Ephraims Beichtstuhle vorüber, dem Ausgange zu.

Cordelia ließ ihn gewähren . . . sie folgte willenlos . . . Geist und Herz standen still, sie würde sonst vielleicht gefragt haben, ob die Bitte der Gräfin erhört, ob von Gott der Engel gesandt sei, der sie zum Frieden führe.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Binnewerck, Fr.

Der echte Ring Roman in sechs Büchern

Bd.: 1. Band

Leipzig 1859